

Atmosphärische Inseln – eine Kartographie des Wohnens im Altenheim

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des
Doktorgrades der Pflegewissenschaft
(Doktor rerum curae/Dr. rer. cur.)

an der Pflegewissenschaftlichen Fakultät
der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar

Vorgelegt von:	Andreas Fraunhofer
Erstgutachterin:	Prof. Dr. Charlotte Uzarewicz
Zweitgutachter:	Prof. Dr. Jürgen Hasse
Vorgelegt im:	Juni 2017
Tag der Disputation:	28. November 2017

Für meine Eltern, meine Frau und meine Tochter

**„Die wichtigste Voraussetzung zur Zufriedenheit ist,
dass ein Mensch das, was er ist, auch sein will.“**

Erasmus von Rotterdam

Inhaltsverzeichnis:

VERZEICHNIS DER VERWENDETEN ABKÜRZUNGEN	10
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	11
TABELLENVERZEICHNIS	11
DANKSAGUNG	12
1 EINFÜHRUNG UND BEGRÜNDUNG.....	13
1.1 ZIELSETZUNG	16
1.2 METHODISCHES VORGEHEN	17
1.3 AUFBAU DER ARBEIT	20
2 THEORETISCHER HINTERGRUND.....	22
2.1 ATMOSPHÄRENKONZEPTE IM VERGLEICH.....	25
2.2 ZUM VERHÄLTNIS VON WAHRNEHMEN UND SPÜREN VON ATMOSPHÄREN.....	31
2.3 ÜBER STIMMUNGEN UND GESTIMMTHEITEN.....	39
2.4 DER PROZESS DES GESTIMMT-WERDENS ALS STIMMUNGSOSMOSE.....	43
2.5 DAS VERHÄLTNIS VON AKTUALITÄT UND VERGANGENEM.....	47
2.6 ZUSAMMENFASSUNG.....	48
3 DAS ALTEN-WOHN-HEIM, EIN „SOZIALER ZWITTER“.....	52
3.1 DAS VERHÄLTNIS VON WOHNEN UND LEBEN	53
3.2 DAS ALTENHEIM ALS WOHNORT.....	60
3.3 DAS ALTENHEIM ALS ARBEITSPLATZ.....	71
4 PFLEGEHEIM VERSUS SERVICE-ZENTRUM: EINE EMPIRISCH-EXEMPLARISCHE STUDIE	76
4.1 DAS SENIOREN- UND PFLEGEHEIM.....	76
4.2 DAS SENIOREN-SERVICE-ZENTRUM.....	77
4.3 ZUSAMMENFASSUNG.....	79
5 METHODISCHES VORGEHEN UND ETHISCHE IMPLIKATIONEN.....	80
5.1 METHODOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN ZUR ATMOSPHÄRENFORSCHUNG.....	80
5.2 BESCHREIBUNG DER TEILNEHMENDEN BEOBACHTUNGEN.....	91
5.3 BESCHREIBUNG DER NARRATIVEN INTERVIEWS	93
5.4 BESCHREIBUNG DES LEITFRAGENGESTÜTZTEN GRUPPENINTERVIEWS.....	97
5.5 ETHISCHE UND RECHTLICHE IMPLIKATIONEN	100

6	DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE DER UNTERSUCHUNG.....	101
6.1	ZUR AUFBEREITUNG DES DATENMATERIALS UND DER AUSWERTMETHODIK	101
6.2	DIE ATMOSPHERISCHEN INSELN DES ÜBERGANGS	105
6.3	DIE ATMOSPHERISCHE INSEL DES EINWOHNENS	126
6.4	DIE ATMOSPHERISCHE INSEL DES WOHNENS.....	129
7	DIE TRANSFORMATION DER ATMOSPHERISCHEN INSELN.....	153
8	ATMOSPHERISCHE INSELN IN ABHÄNGIGKEIT VON DEN RAHMENBEDINGUNGEN UND RESULTIERENDE IMPLIKATIONEN FÜR DIE PRAXIS	157
8.1	DIE WOHNRAUMATMOSPHERE DER BEWOHNER IN ABHÄNGIGKEIT VOM PERSONAL	157
8.2	DIE WOHNRAUMATMOSPHERE DER BEWOHNER IN ABHÄNGIGKEIT VOM ARCHITEKTONISCHEN RAUM AM BEISPIEL DER SPEISE- UND AUFENTHALTSRÄUME.....	162
8.3	DIE WOHNRAUMATMOSPHERE DER BEWOHNER IN ABHÄNGIGKEIT VON HALBDINGEN AM BEISPIEL DES LICHTS.....	169
9	ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK MIT EINER KRITISCHE BETRACHTUNG DES VORGEHENS.....	181
10	LITERATURVERZEICHNIS	189
11	ANLAGE.....	218

Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen

AAL	Ambient Assisted living
bzw.	beziehungsweise
DBfK	Deutscher Berufsverband für Pflegeberufe
DGP	Deutsche Gesellschaft für Pflegewissenschaft e.V.
et al.	„et alii“ (Maskulinum) bzw. „et aliae“ (Femininum); und andere
etc.	et cetera
ggf.	gegebenenfalls
i.S.	im Sinne
i.S.v.	im Sinne von
Jhd.	Jahrhundert
k. a.	keine Angabe
MDK	Medizinischer Dienst der Krankenkassen
o. a.	oben aufgeführt
o. ä.	oder ähnliches
o. g.	oben genannt
OG.	Obergeschoss
sog.	sogenannte
u. a.	unter anderem

Verwendung einer gendergerechten Sprache

Auf Grund der besseren Lesbarkeit wird in dieser Arbeit immer nur ein Genus verwendet. Die jeweils anderen Geschlechter sind jedoch stets mit gemeint.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Charakteristika einer Atmosphäre	45
Abbildung 2: Atmosphärendarstellung nach Beck und Stidsen	49
Abbildung 3: Transformation der atmosphärischen Inseln.....	156
Abbildung 4: Skizze des Wohnbereiches im 2. OG, SuP	164
Abbildung 5: Skizze des Speise- und Aufenthaltsraums, SSZ	167
Abbildung 6: Hell-Dunkel-Kontinuum	172
Abbildung 7: Synästhetisches Kontinuum	173

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Die Einrichtungen im Vergleich	79
Tabelle 2: Codierung narrative Interviews.....	96
Tabelle 3: Codierung Gruppeninterview.....	98

Danksagung

Das Zustandekommen dieser Arbeit verdanke ich vielen anregenden und kritischen Diskussionen, ermunternden Worten sowie dem Vertrauen, das mir von vielen Menschen entgegengebracht worden ist. So will ich an erster Stelle meiner Doktormutter Frau Prof. Dr. Uzarewicz danken, die mir stets eine wertvolle Unterstützerin gewesen ist. Die bereichernden fachlichen Diskussionen und ihre kritisch konstruktive, wohlwollende Unterstützung haben mich ermutigt, neue Wege zu gehen. Auch Herrn Prof. Dr. Hasse gilt ein besonderer Dank, der sich bereit erklärt hat, die wissenschaftliche Zweitbegutachtung für meine Arbeit zu übernehmen. Meinen Mitstreiterinnen in den Kolloquien, die mich durch ihre wertvollen Hinweise, ihren kritischen Blick und weitere wichtige Diskussionen ermutigt haben, den perspektivischen Blick auf die Dinge zu ändern, will ich an dieser Stelle ebenso danken.

Des Weiteren gilt den Bewohnern, den Pflegenden sowie den Heimleitungen ein ganz herzlicher Dank, ohne die diese Arbeit nicht entstehen hätte können. Erst der mir entgegengebrachte Vertrauensvorschuss und ihr Mut, sich auf dieses amorphe Thema einzulassen, hat dieses Promotionsvorhaben möglich gemacht.

Auch meinen Freunden gilt ein besonderer Dank, die verständnisvoll meine sequenziellen Phasen des Rückzugs akzeptiert haben. Abschließend will ich noch meiner Familie, insbesondere aber meinen Eltern und meiner Frau Susanne Fraunhofer danken, die mir stets auch in schwierigen Phasen und bereits während meines Studiums entlastend zur Seite gestanden und den Rücken freigehalten haben. Diesen verständnisvollen Rückhalt und die vielseitigen Unterstützungen über den langen Zeitraum sehe ich keinesfalls als Selbstverständlichkeit, weshalb ich mich dafür explizit bedanken will.

1 Einführung und Begründung

Was sind Atmosphären?

Woher kommen sie?

Wohin gehen sie?

Von wem oder was gehen sie aus?

Wen tangieren sie wann, wie und weshalb?

Dies sind Fragen, die sich stellen, wenn man an Atmosphären denkt. „Enjoy your work, and always brighten your working atmosphere“ (Schöll 2009: 37) lautet das Unternehmensmotto des japanischen Automobilherstellers Honda. Die Entwicklung von Unternehmensphilosophien dauert oft mehrere Jahre und bedingt einen langen Reifeprozess. Sie bestehen aus wohlüberlegten Leitsätzen (vgl. Loffing/Loffing 2010: 46). Dieser Leitsatz von Honda impliziert, dass „Leistungsbereitschaft, Motivation und Arbeitszufriedenheit [...] von örtlichen Atmosphären“ (Schöll 2009: 37) abhängig sind. Auch Soentgen (1998: 100) postuliert Ähnliches, wenn er provokant konstatiert, dass der Mensch aus sich selbst nichts Nennenswertes hervorzubringen vermag. „Erst wenn ihn mächtige Atmosphären ergreifen, ist er zu außerordentlichen Leistungen fähig¹“. So plädiert Honda für möglichst „stabile“ Atmosphären, appelliert an seine Mitarbeiter, die bereits bestehenden Atmosphären „noch besser zu gestalten“, und versucht dadurch ein angenehmes Miteinander zu schaffen. Die „gute Arbeitsatmosphäre“ soll bewirken, dass die Identifikation mit dem Team sowie mit dem Betrieb steigt und zugleich die Kündigungsrate sinkt (vgl. Schöll 2009: 37). Während Atmosphärenkonzepte in der Industrie und im Einzelhandel² bereits Einzug genommen haben, um die Produktion, die Kreativität oder den Absatz zu steigern, ist in Krankenhäusern und in Altenheimen eine theoretisch fundierte Atmosphäregestaltung eher die Ausnahme, wenngleich in jüngster Zeit in Deutschland das Thema *healing architecture*³ entdeckt worden ist (vgl. Nickl-Weller/Nickl 2013).

¹ „Damit der Mensch in höchstem Maße handeln – nämlich kreativ handeln kann, bedarf es also nach Schmitz des Beistandes der Gefühle. Nicht nur der Schwung zum Handeln wird dabei vom Gefühl bereitgestellt, sondern auch die Inhalte“ (Soentgen 1998: 101). Hier wird zudem eine Verbindung zum Flow-Effekt nach Mihály Csíkszentmihályi ersichtlich.

² Die Drogeriekette „dm“ hat ihr Raumgestaltungskonzept der Verkaufsflächen zur Corporate Identity deklariert. So werden die breitgehaltenen, fischgrätenartigen Gänge durch verschiedene Lichtquellen erhellt, was zu einer „Verweil- und Flow-Atmosphäre“ (Schöll 2009: 40) beiträgt. Ziel ist es, dass sich der Kunde dort wohlfühlt und zufrieden ist, da Wohlbefinden und Zufriedenheit während des Einkaufens den Entscheidungsprozess beeinflussen, wohin man zum Einkaufen geht (vgl. Martin 2009: 137).

³ Hierzu auch Gupta/Gupta/Kant (2007).

Atmosphären sind der Grund, weshalb man sich an einem Ort wohl fühlt oder nicht. Sie sind Alltagsbegleiter, sodass man sich immer in einer Atmosphäre befindet, auch wenn „wir meist nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie sie mit uns in Verbindung steht“ (Rauh 2012: 7). Atmosphären beeinflussen das eigene Handeln, die eigenen Gedanken und können das eigene Befinden affizieren (vgl. Böhme 1995: 39–41). Ob diese bewusst, unbewusst oder unbedacht gestaltet sind, ändert nichts an ihrer affizierenden Macht, wodurch die vertiefte Auseinandersetzung mit Atmosphären insbesondere in Altenheimen an Bedeutung gewinnt. Das Leben in einem Altenheim unterscheidet sich oft stark von dem in einer häuslichen Wohnung. Dies beginnt mit dem Entscheidungsprozess für eine neue Wohnung. Die Wahl einer neuen Wohnung kann oft nicht durch rationale oder vernunftgesteuerte Argumente erklärt werden. Selbst wenn man vor der Besichtigung die Baupläne studiert und viele Bilder der Wohnung gesehen hat, ist das Erleben der Räumlichkeiten unerlässlich, um ein Gespür für die Wohnung zu bekommen. „Wir gehen durch eine Wohnung und spüren, ob sie zu uns passt bzw. wir zu ihr“ (Uzarewicz 2016: 23). Wenn man eine neue Wohnung betritt, die eigentlich zu teuer ist, und spürt: „Das ist sie!“, wird man rationale Argumente suchen, um die Entscheidung zu legitimieren. Nach dem Einzug in die neue Wohnung wird der Wohnraum selbstständig so lange angepasst, bis die Atmosphäre stimmig ist, bis man dort heimisch werden kann. Es wird eine persönliche Atmosphäre geschaffen, die der häuslichen Wohnung eine gewisse Intimität, Vertrautheit und Geborgenheit verleiht. Die Wohnung wird zu dem Ort, an den man hingehört, an dem man zu Hause ist⁴. Wird hingegen während des Entscheidungsprozesses das leiblich Gespürte missachtet und die Entscheidung lediglich rational und vernunftorientiert getroffen (nahe am Arbeitsort, Miet- bzw. Kaufpreis), kann die neue Wohnung oft nicht als das eigene Zuhause gespürt werden. Im Vergleich zur Wohnungssuche spielt die Wohnraum-atmosphäre bei der „Wahl“ des Zimmers im Altenheim meist nur eine untergeordnete Rolle. Die Bewohner haben hier normalerweise weder bei der Wahl des Altenheims noch bei der des Zimmers ein Mitspracherecht. Meist wählen die Angehörigen die Institution aus, wobei hier die örtliche Nähe zu ihrem Wohnort den Hauptauswahlgrund darstellt (vgl. Konzept & Markt 2010: 22). Zudem sind freie Plätze in Altenheimen oft rar, sodass man im Normalfall dasjenige nehmen muss, in dem es noch einen freien Platz gibt (vgl. Ackermann 2005: 24; Reimann 1994: 154–155). Der Betroffene muss mit der gut gemeinten Entscheidung zurechtkommen. Insbesondere bei pflegebedürftigen Bewohnern

⁴ Dringen Personen unbefugt in die Wohnung ein, löst sich die persönliche Atmosphäre auf. Die Atmosphäre wird dadurch so stark verändert, dass man sich in der eigenen Wohnung nicht mehr sicher fühlt (vgl. Uzarewicz 2016: 24–26).

verschwimmen die halböffentlichen mit den privaten Bereichen, sodass es für diese Personen schwierig ist, sich abzugrenzen und zur Ruhe zu kommen. Die Kultivierung einer persönlichen, heimeligen Atmosphäre ist meist nur bedingt möglich. So wird hier die Frage aufgeworfen, welche Atmosphären in einem Altenheim gespürt werden. Mit welchen Qualitäten wird der Aufenthalt in einem Altenheim erlebt, und legitimiert die Art des Aufenthalts tatsächlich die Begriffe des *Altenwohnheims*, des *Wohnbereiches*? Folglich muss auch reflektiert werden, ob die Bezeichnung *Bewohner* gerechtfertigt ist, oder ob es sich hierbei um euphemistischen „Etikettenschwindel“ handelt – schließlich ist Wohnen immer mit Wohlfühlen verbunden⁵ (vgl. Uzarewicz 2016: 68; Uzarewicz 2006b: 144–145).

Vor diesem Hintergrund steht das Wohnen mit dem Spüren von Atmosphären im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses dieser Arbeit, weshalb hier eine neoästhetische Annäherung an das Thema verfolgt wird. Diesem soll durch folgende Forschungsfragen nachgegangen werden:

- Welche Atmosphären beschreiben die Bewohner während des Übersiedelns?
- Wie erleben die Bewohner ihre aktuelle Wohnsituation im Altenheim?
- Welche Atmosphäre beschreiben die Bewohner in Bezug auf das Wohnen im Altenheim?
- Anhand welcher Kriterien beschreiben die Bewohner ihr Wohnen?
- Wie ist es den Bewohnern gelungen im Altenheim zu wohnen?
- Welche der beschriebenen Gegebenheiten und Rahmenbedingungen sind dem Wohnen förderlich, welche hinderlich?
- Wie muss eine Bewohneretage gestaltet sein, um Möglichkeitsräume für das Wohnen-Können zu eröffnen?
- Was bedeutet für die Bewohner das Wohnen und die Wohnung?
- Wie beeinflusst die Arbeitsatmosphäre der Pflegenden das Wohnen der dort lebenden Menschen?

⁵ Die einzelnen Aufenthaltsbereiche eines Altenheims werden mit einer Selbstverständlichkeit *Wohnbereich* und die Menschen, die in einem Altenheim leben, *Bewohner* genannt, wenngleich noch nicht geklärt ist, ob im Altenheim gewohnt werden kann. In Ermangelung an Begriffen wird auch hier der Begriff *Bewohner* weiterhin verwendet, obwohl dieser Begriff noch nichts über die Qualität des Lebens aussagt. Anstatt des Begriffes *Wohnbereich* wird fortan der Begriff *Bewohneretage* verwendet. Der Begriff *Altenheim* wird in dieser Arbeit als Sammelbegriff für institutionelle Altenversorgung verwendet.

1.1 Zielsetzung

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, ausgehend vom Atmosphärenbegriff nach Böhme (2001a), die Atmosphären und ihre Wirkmächte in Bezug auf das Wohnen der Menschen in Altenheimen zu beforschen und die Beeinflussung des menschlichen Befindens durch das Spüren von Atmosphären wissenschaftlich zu hinterfragen. Kazig (2013: 13) bemängelt, dass Forschungen und wissenschaftliche Betrachtungen von Atmosphären anfänglich ausschließlich auf einer geisteswissenschaftlichen Ausrichtung fundiert gewesen sind, die auf theoretischer Ebene verbleiben. Die Umsetzbarkeit und die Transferierbarkeit der Ergebnisse in die Praxis sind dabei oft in Frage zu stellen, da wenig praxisrelevantes Wissen erzeugt wird. Kazig sieht insbesondere in der anwendungsorientierten Forschung einen erhöhten Bedarf, aus der „sich auch Konsequenzen für die Planung ableiten lassen“ (Kazig 2013: 13). So soll hier die atmosphärische Wirklichkeit der Bewohner von zwei exemplarisch ausgewählten Altenheimen exploriert werden, um praxisrelevantes Wissen sowohl für die Pflegewissenschaft als auch für weitere Disziplinen zu erzeugen. Die Ergebnisse dieser Arbeit sollen u. a. Architekten, Innenarchitekten und anderen gestalterischen Professionen als Grundlage für zukünftige Arbeiten – von der Planung neuer Altenheime bis zu Renovierungsarbeiten im Altenheim – dienen. Auch Heimleitungen und Pflegenden sollen die Ergebnisse, insbesondere die exemplarischen Implikationen, einen Denkanstoß für ihr zukünftiges Handeln geben.

Atmosphärengestaltung ist mehr als eine bauliche bzw. materielle Aufgabe, da zum einen ephemere Phänomene wie Licht und Ton, zum anderen aber auch die persönliche Situation⁶ der Mitmenschen die Atmosphäre maßgeblich beeinflussen. Pflegende greifen durch ihre tägliche Arbeit regelmäßig in den Privatraum der Bewohner ein, wodurch sie die persönliche Atmosphäre der Bewohner beeinflussen. Deshalb verfolgt die Arbeit auch das Ziel, die Pflegenden in Bezug auf die atmosphärische Wirkung – sowohl als Akteur, als auch als „Patheur“ (Hasse 2015: 32; 82) – zu sensibilisieren. Die Pflegenden sollen motiviert werden, sich das Feld der Atmosphärengestaltung zu eigen zu machen. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit können demnach als Basis gesehen werden, deren konkrete Weiterentwicklungen in die Curricula der Aus-, Fort- und Weiterbildung zu integrieren, um die atmosphärische Handlungskompetenz der Pflegenden und damit deren professionelles Handeln zu stärken.

⁶ Zur Situationstheorie von Schmitz vgl. Anlage

1.2 Methodisches Vorgehen

Zwischen Januar und Mai 2013 habe ich einen internationalen, systematischen Literaturreview sowohl in den Datenbanken PubMed, HECLINET, GeroLit, Google-Scholar, CINAHL, COCHRANE, Springerlink als auch in den Online Public Access Catalogues (OPAC) der Bayerischen Staatsbibliothek und der BayernGateway mit dem Fokus auf neoästhetische Forschungsarbeiten durchgeführt. Ziel des Reviews ist es gewesen, einen umfassenden Überblick über den aktuellen Forschungsstand im Bereich der Atmosphärenforschung zu bekommen⁷. Wie die Ergebnisse des Reviews zeigen, stellen Tellenbach (1968), Böhme (2001a) und Schmitz (1978; 1969) hierbei die Grunddenkrichtungen dar. Später greifen auch Hauskeller (1995), Seel (1996), Sloterdijk (2009), Henckmann (2007), Bautz (2007), Rauh (2012), Pfister (2011) sowie die Urbanisten und Landschaftsarchitekten Thibaud (2003) und Hasse (2014; 2012a; 2008) die Atmosphärentheorien in ihren Forschungen auf (vgl. Pfister 2011: 43). Hauskeller baut auf dem Fundament von Böhme auf und versucht, sowohl die Begrifflichkeiten als auch die Systematik der Affizierung weiter zu präzisieren. Die Theaterwissenschaftler Düttmann (2000) und Schouten (2007) führen den Atmosphärenbegriff wieder zurück zu den gestaltenden Künsten, wogegen Pfister diese auf das „Klima“, Schöll (2009) auf das Betriebsklima transferieren. Beutler (2010) entwickelt einen Atmosphärenbegriff mit sakralem Hintergrund. Rauh (2012) führt seine Gedanken zur „besonderen Atmosphäre“ wieder auf das Grundverständnis von Böhme zurück. Der Geograf Kazig (2013; 2007), die Soziologin Löw (2001) und die Architektin Blum (2010) sorgen für eine weitere rezente Verbreitung der differenten Atmosphärenbegriffe in ihren jeweiligen Disziplinen.

Nachdem ich mir einen Überblick über die verschiedenen Atmosphärentheorien verschafft habe, habe ich die Gesamtergebnisse⁸ des Literaturreviews zuerst auf Forschungsarbeiten mit gesundheitswissenschaftlichen Fragestellungen, anschließend auf Arbeiten mit neophänomenologischer Perspektive eingegrenzt. In einem weiteren Schritt habe ich erneut die Gesamtergebnisse herangezogen und diese zuerst auf Arbeiten reduziert, die das „Wohnen“ analysieren, bevor ich die Ergebnisse in einem weiteren Schritt auf das Themengebiet „Leben und Wohnen im Altenheim“ eingeschränkt habe. Anschließend habe ich die beiden Ergebnisübersichten zusammengeführt, bevor ich die Arbeiten dezidiert vergleichend

⁷ Ausgewählte Arbeiten mit neoästhetischem Fokus: Uzarewicz 2016, Hasse 2015, Hasse 2014, Kazig 2013, Keding 2013, Dörpinghaus 2013, Hasse 2012a, Rauh 2012, Moers 2012, Uzarewicz 2012, Uzarewicz 2010, Hasse 2009, Dalsgaard/Kortbek 2009, Stidsen/Kirkegaard/Fisker 2009

⁸ Hausarbeiten und Bachelorarbeiten habe ich aus der Analyse ausgeschlossen.

ausgewertet habe. Den Literaturreview habe ich im August 2015 aktualisiert, sodass ich auch die Ergebnisse von Studien berücksichtigt habe, die während des Dissertationsprojektes publiziert worden sind. Die Ergebnisse der Analysen zeigen, dass die allgemeine Datenlage zum Untersuchungsfeld: „Wohnen im Altenheim unter neoästhetischer Perspektive“ bzw. „Atmosphären im Altenheim“ als übersichtlich bezeichnet und somit als Forschungsdesiderat identifiziert werden kann⁹.

Eine Schwierigkeit bei der Erforschung von Atmosphären besteht in ihrer Vagheit (vgl. Rauh 2012). Etymologisch betrachtet stammt der Begriff Atmosphäre aus dem Griechischen. *Atmos* bedeutet Dunst und *sphaira* die Scheibe, die Kugel. Etwas freier kann es auch mit dem Nebelhaften im Raum übersetzt werden. Daraus geht hervor, dass es sich bei dem Atmosphärenbegriff nicht um einen einfach zu definierenden, klar abgrenzbaren Begriff handelt. Das Nebelhafte im Raum ist eine Umschreibung für ein sehr diffuses unbestimmtes Etwas (vgl. Uzarewicz 2007: 56). Obwohl in der Alltagssprache viele Adjektive zur Beschreibung von Atmosphären vorhanden sind, können diese nichts zur Begriffsdefinition beitragen (vgl. Uzarewicz 2007: 56). Doch selbst wenn man Atmosphäre noch nicht einmal für sich definieren kann, spürt man sie, sobald sie den Leib affiziert und in den Gefühlsraum des Menschen eingreift. Die gespürten leiblichen Regungen können aber nicht einfach abgefragt werden, zumal „die Mannigfaltigkeit des Sich-Spürens auch von der Verhaltensweise der Person zu sich selbst abhängig“ (Dörpinghaus 2013: 206) ist. Das Gespürte wird häufig zur Privatsache deklariert und das Sprechen über leibliche Regungen als ungewöhnlich empfunden, wodurch die Explikation des Gespürten vage und sehr oberflächlich bleibt (vgl. Dörpinghaus 2013: 206; 208; Hasse 2012a: 16–17; Fuchs 2000a: 133). Die zur Beschreibung von Atmosphären verwendeten Adjektive erlauben zwar teilweise eine interpersonelle Kommunikation, wenngleich nicht davon auszugehen ist, dass die begrifflichen Bedeutungszuschreibungen dieselben sind. Es ist nicht unüblich, dass man sich über die angespannte Atmosphäre eines Streitgespräches oder die drückende Atmosphäre eines Raums unterhält, die eigentlich unterschiedliches subjektives Empfinden beschreiben. Dadurch wird deutlich, dass das Herstellen einer intersubjektiven Basis des Verstehens ausschließlich mit Hilfe von Worten sehr schwer fällt (vgl. Gebauer/Breuninger 2009: 55; Hasse 2005: 124; 207; Hasse 2002: 82). Dies ist das implizite Dilemma der Atmosphärenforschung, sodass nicht davon ausgegangen werden kann,

⁹ Die vier Hauptwerke zu diesem Themengebiet sind: Uzarewicz (2016); Uzarewicz (2009); Hasse (2009); Uzarewicz (2006a).

dass die Spezifikation des persönlichen Erlebens bei allen Personen dieselbe Basis findet¹⁰.

Die Erhebung hat in zwei exemplarisch ausgewählten Altenheimen von Dezember 2014 bis März 2015 stattgefunden, die sich in möglichst vielen Parametern (Selbstverständnis, Lage, Soziodemographie der Bewohner und der Pflegenden, Baujahr der Gebäude etc.) unterscheiden (vgl. Kapitel 4). Dies bietet den Vorteil, ein möglichst breites Spektrum an Atmosphären in Bezug auf das Wohnen im Altenheim erfassen zu können. Um der Komplexität der Atmosphärenforschung¹¹ gerecht zu werden, habe ich hier ein qualitatives *Mixed-methodes*-Verfahren angewandt, das aus zwei teilnehmenden Beobachtungen, einer Dokumentenanalyse zur Bewohnerauswahl, acht narrativen Interviews mit Bewohnern, und einem leitfragengestützten Gruppeninterview mit fünf Pflegenden besteht¹² (vgl. Kapitel 5). Alle Methoden der verwendeten Triangulation bieten in Anlehnung an Lamnek und Krell (2016: 247) zudem den nötigen Freiraum, um spontanes Erleben erfassen zu können. Bei den narrativen Interviews habe ich die Perspektive bewusst über die Wohnsituation im Altenheim hinaus erweitert, sodass ich Exkurse über die vorherigen Wohnverhältnisse der Bewohner nicht nur zugelassen, sondern aktiv eingefordert habe, um etwas über den Stellenwert des Wohnens in der Gesamtbiografie zu erfahren (vgl. Schapp 1985: 136). Insbesondere während der narrativen Interviews, wenn die Interviewpartner versucht haben, ihre Ergriffenheit in Worte zu fassen, ist die mangelnde Alphabetisierung von Atmosphären explizit geworden. Mit dem leitfragengestützten Gruppeninterview habe ich die Intention verfolgt, die Atmosphären des Altenheims aus Sicht der Pflegenden zu erfassen, um deren Beschreibungen mit denen der Bewohner zu kontrastieren. Die Auswertung des Datenmaterials habe ich mit Hilfe der Vierschrittmethode nach Mayer (2011: 258) in einem explorativen Verfahren¹³ durchgeführt. Dabei habe ich induktiv Kategorien gebildet, die

¹⁰ Rauh (2012) metaphorisiert das Dilemma, indem er es mit dem Versuch vergleicht, einen Pudding an die Wand nageln zu wollen.

¹¹ Atmosphärenforschung gehört zum Kanon der qualitativen Sozialforschung, sodass es sich bei den Ergebnissen nicht um unanfechtbare, eindeutige Aussagen, sondern eher um Tendenzen und um mögliche Qualitäten handelt. Durch die Rückbindung an theoretisch fundierte Erkenntnisse sind diese im Anschluss wieder verallgemeinerbar und somit über das einzelne Individuum hinaus für eine größere Gruppe generalisierbar (vgl. Flick 2005: 447; Heinze 2001: 53; Peez 2001: 151–152; Seggern/Havemann 2004: 48; Adorno 1980c). „Perspektive der Atmosphärenforschung ist also, (exemplarische) Atmosphären nachzuvollziehen statt nachzuprüfen, Aussagen zu bewähren statt zu beweisen“ (vgl. Rauh 2012: 210).

¹² Hierzu auch Mayer (2011: 166).

¹³ Das hier verwendete explorative Vorgehen kann dem interpretativ-reduktiven Verfahren zugeordnet werden. Im Vergleich zum interpretativ-explikativen Verfahren wird beim inter-

sich als atmosphärische Inseln zeigen. Diese beschreiben die erlebte Wohnsituation im Altenheim und laufen in einem Transformationsprozess ineinander über.

1.3 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit untergliedert sich in einen theoretischen und in einen empirischen Teil. Im zweiten Kapitel wird nach einer allgemeinen Einführung in die Neue Ästhetik der theoretische Hintergrund dargelegt. Ausgehend vom Atmosphärenbegriff nach Böhme (2001a) werden verschiedene Theorieverständnisse gegenübergestellt und die theoretischen Zusammenhänge erläutert. Insbesondere bei alltäglich verwendeten Begriffen, wie Atmosphäre und Stimmung, ist von unterschiedlichen Deutungen und Vorstellungen der einzelnen Sinngehalte auszugehen, weshalb in diesem Kapitel die beiden Begriffe definiert und voneinander abgegrenzt werden. Zudem wird sowohl das Verhältnis von Wahrnehmen und Spüren, der Prozess des Gestimmt-Werdens, als auch das Verhältnis von Aktualität und Vergangenen beschrieben. Mit der Zusammenfassung, in der die theoretischen Erkenntnisse aufbereitet und weitergedacht werden, enden die Ausführungen über den theoretischen Hintergrund.

Im dritten Kapitel wird das *Alten-wohn-heim* als „sozialer Zwitter“ in den Fokus gerückt. Nach einer historischen Einführung über die Entwicklung der Altenheime in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg folgt eine Definition von Wohnen und Leben, bevor die beiden räumlichen Intentionen eines Altenheims, Wohnort vs. Arbeitsplatz, gegenübergestellt werden.

Im darauffolgenden vierten Kapitel beginnt der empirische Teil der Arbeit mit der vergleichenden Darstellung der beiden ausgewählten Altenheime. Im fünften Kapitel wird das methodische Vorgehen dargelegt. Im Unterkapitel der methodologischen Überlegungen wird ersichtlich, dass die Forschungsmethodik der klassischen Sozialwissenschaften für die Atmosphärenforschung angepasst und „das Forschungssubjekt stets auch als leibliches Subjekt verstanden“ (Dörpinghaus 2013: 50) werden muss. So bilden leibliche Regungen die Basis der Erhebungen, die es durch eine geeignete Adaption der Methoden zu erfassen gilt. Die Integration des „Forscherleibes“ (Dörpinghaus 2013: 221–222) eröffnet die

pretativ-reduktiven Verfahren bei der offen zu Tage liegenden Deskription beim tatsächlich Gesagten verblieben (vgl. Mayer 2011: 257).

Möglichkeit, mein eigenes Erleben mit dem der Befragten abzugleichen, zu hinterfragen und die Ergebnisse auf eine andere epistemische Ebene zu heben. Nach den übergreifenden Überlegungen werden die verwendeten Methoden und deren Anwendung detailliert beschrieben, bevor das Kapitel mit ethischen Überlegungen zur Studie endet.

Die Aufbereitung des Datenmaterials, die Auswertmethodik sowie die Darstellung der Ergebnisse werden im darauffolgenden sechsten Kapitel vorgestellt. Hier werden die atmosphärischen Inseln nach der Chronologie des Heimeinzuges mit Hilfe der Kriterien des Wohnens beschrieben. Während im siebten Kapitel die Transformation, also das Ineinander-Überlaufen der atmosphärischen Inseln skizziert wird, werden im achten Kapitel Rahmenbedingungen aufgeführt, die sowohl die Entstehung als auch die Transformation der Inseln beeinflussen. Dabei werden exemplarisch personelle, aber auch gestalterische und architektonische Faktoren analysiert, bevor die atmosphärischen Veränderungen durch Licht¹⁴ vertiefend beschrieben werden. Der Forderung von Kazig (2013: 13) folgend, werden hier nach einer neophänomenologischen Analyse des Lichts exemplarische Implikationen für die Praxis abgeleitet, um konkretes, praxisrelevantes Wissen zu erzeugen.

Die Arbeit endet mit der Zusammenfassung der Ergebnisse, die zugleich eine kritische Betrachtung des Vorgehens und einem Ausblick mit Perspektiven und identifizierten Forschungsdesiderata enthält (neuntes Kapitel).

¹⁴ Licht wird aufgrund seiner ubiquitären Permanenz und Subtilität als gegeben wahrgenommen. Man lebt im gelichteten Raum, ohne sich der Wirkmächtigkeit von Licht bewusst zu sein. In den baufachlichen Disziplinen, wie z. B. der Architektur oder dem Bauingenieurwesen wächst Licht hingegen zu einem Medium heran, das bewusst eingesetzt wird, um die Aufenthaltsqualität eines Raums zu beeinflussen, um diesen zu stimmen (vgl. Hoffmann 2013: 38; Hasse 2012a: 121–123; 133; Hasse 2012b; Böhme 2001b: 149–151; Böhme 2006: 67). Daher habe ich exemplarisch das Phänomen Licht gewählt, wenngleich andere Phänomenbereiche (Ton, Duft, Farben etc.) ebenso eine Atmosphäre beeinflussen.

2 Theoretischer Hintergrund

Ästhetik bedeutet „sinnliche Wahrnehmung“. Wahrnehmung und Empfindung sind in der griechischen Philosophie kaum unterschieden worden, sodass mit beiden Begriffen das Einwirken der Dinge¹⁵ auf die „Seele“ erklärt wird (vgl. Eisler 1904). Der Vorsokratiker Parmenides, der auch als „Denker des reinen Seins“ bekannt geworden ist und die Welt als „Ort der reinen Sinnlichkeit“ beschreibt, stellt der Ästhetik die Kognition gegenüber. Parmenides gilt dadurch als einer der Begründer der strikten Trennung zwischen sinnlicher und kognitiver Erkenntnis, die er als nicht gleichwertig betrachtet (vgl. Bernhard 2008: 20–21; Schirren 1998: 181). Er hierarchisiert die unterschiedlichen Erkenntnisweisen, indem er die unkörperliche, kognitive *epistémē* (sicheres Wissen) der körperlichen, niedrigen Form der Erkenntnis, *doxa* (Sinneswahrnehmung entspricht bloßer Meinung), voranstellt. Sein Hierarchiemodell ist so aufgebaut, dass die höhere immer die niedrigere Form bedingt, sodass die niedrigere die Basis der höheren Form darstellt (vgl. Bernhard 2008: 20–21). Ähnlich wie bei einem Hausbau bildet die niedrige Form das Fundament und somit die Grundvoraussetzung für jegliche höhere Erkenntnis. Dennoch beschreibt Parmenides gleichzeitig deren Nichtigkeit, was paradox erscheint (vgl. Ternes 2000: 104; Bernhard 2008: 20–21; Aichele/Mirbach 2008). Platon und sein Schüler Aristoteles haben die Ästhetiktheorie von Parmenides weiter differenziert. Sie beschreiben Ästhetik als sinnliche Erkenntnis, die durch die körperliche Wahrnehmung (Sinneswahrnehmung) und das Empfinden entsteht (vgl. Ganguin/Sander 2007: 9; Ternes 2000: 104).

Ästhetik stellt eine eigenständige Disziplin dar, die der Philosophie zugeordnet und deren Wiederaufgreifen auf Mitte des 18. Jahrhunderts datiert wird (vgl. Uzarewicz 2007: 55). Der damalige Streit zwischen Empiristen wie Locke oder Berkeley und Rationalisten wie Leibniz räumt der Wahrnehmung lediglich eine minimalistische Position für die Erkenntnis ein. Leibniz bezeichnet Wahrnehmung als eine verunreinigte Erkenntnisform und spricht ausschließlich dem Verstand Erkenntnisvermögen zu. Kant (1800) ist es gelungen, den damaligen Streit zwischen den Empiristen und den Rationalisten zu schlichten, indem er Wahrnehmung als obligate Voraussetzung einer möglichen Erkenntnis setzt. Dies impliziert, dass Gedanken ohne Wahrnehmung leer wären. Er differenziert Sinnlichkeit und Verstandesleistung in drei Sparten: Wahrnehmung, Erfahrung und Wahrnehmungsurteil. Das Wahrnehmungsurteil ist eine rein subjektive und nicht reliable Aussage, die erst dann verallgemeinerbar wird, wenn diese mit

¹⁵ Als Ding wird ein „körperlich sinnlich gegebenes Seiendes“ (Böhme 1995: 157) bezeichnet.

dem Erfahrungswissen abgeglichen und validiert wird. Wenn man also einen Stein, der von der Sonne beschienen wird, berührt und dabei fühlt, dass dieser warm ist, ist das nach Kant als Wahrnehmungsurteil zu werten. Bringt man die beiden Wahrnehmungen in ein kausales Ursachen-Wirkungs-Verhältnis – wenn der Stein von der Sonne beschienen wird, wird dieser warm – wird das Wahrnehmungsurteil zu einem Erfahrungsurteil¹⁶ (vgl. Kant 1800: §§40–43). Nach der Philosophie Kants wohnt einem Gegenstand eine äußere objektive Zweckmäßigkeit inne, sobald dieser dem Menschen dienlich oder nützlich erscheint. Dies kann der Mensch durch seine Erfahrung beurteilen. Als dessen Kontrast und somit als Gegenpol des Zweckes sieht Kant die Vollkommenheit an, die er mit der inneren objektiven Zweckmäßigkeit bestimmt. Erst wenn „das Wohlgefallen an einem Gegenstande, weshalb wir ihn schön nennen, nicht auf der Vorstellung seiner Nützlichkeit“ (Kant 2006: 80) beruht, kann dies als Vollkommenheit bezeichnet werden. Dabei wird deutlich, dass die Vollkommenheit, die der inneren objektiven Zweckmäßigkeit zu subsumieren ist, nicht die Zweckmäßigkeit des Gegenstandes, sondern die Zweckmäßigkeit an sich ist. Die Urteilsbildung, ob der Gegenstand nun zweckmäßig nach der äußeren objektiven Zweckmäßigkeit ist, stellt demnach einen kognitiv bewertenden Akt dar. Nach diesem Verständnis erschließt sich die Erkenntnis über den Gegensatz durch seine rein gedankliche Vorstellung und Konstruktion, wie Kant (2006: 81–83) in seiner Projektions- und Konstruktionstheorie darlegt. Dementsprechend wäre die Erscheinung eines Gegenstandes keine Beschaffenheit des Objektes an sich, sondern eine im Subjekt entstandene Projektion über „die zweckmäßige Form in der Bestimmung der Vorstellungskräfte“ (Kant 2006: 82). Da die Urteilsfindung über ein Objekt somit auch nicht rational-faktisch, sondern gefühlsmäßig fundiert wird, bezeichnet Kant sie als ästhetisches Urteil. Auch wenn er Verstand und Gefühl trennt, bestreitet er nicht, dass auch für ein ästhetisches Urteil der Verstand benötigt wird. Indem er dabei die Erkenntnis selbst unberücksichtigt lässt, relativiert er dieses Postulat, da lediglich für die Vorstellung und Beurteilung eines Objektes der Verstand gebraucht wird¹⁷. Die sinnliche Erkenntnis, für die kein Verstand benötigt wird, führt er demzufolge als niedrige Form ein – und als deren Pendant die Verstanderkenntnis, die hohe Form des Erkenntnisvermögens. Dies kann als Wendepunkt begriffen werden, mit dem das sinnliche Fundament der Ästhetik weggefallen ist, da bei Kants Ästhetik die reine Vorstel-

¹⁶ Dabei „ist zu beachten, dass es nicht auf die sprachliche, sondern allein auf die logische Form der Urteile ankommt, dass in diesem Falle also die Form „Ich bin X und Y wahrnehmend“ von der Form „X ist Y verursachend“ zu unterscheiden ist“ (Bernhard 2008: 22-23).

¹⁷ Durch die Fokussierung auf die Vorstellung der Objekte konstruiert sich der Mensch seine Umwelt mit Hilfe seines Verstandes, sodass hier eine Verbindung zum radikalen Konstruktivismus gefunden werden kann (vgl. Carrier/Mittelstraß 1989: 284).

lung, durch die ein Gegenstand gegeben ist, im Zentrum steht (vgl. Schoberth 2014: 173; Kant 1800).

Die Ästhetik ist so zu einer fundierten Beurteilung geworden und dadurch zur Basis der Kunstkritik¹⁸ (vgl. Böhme 2001a: 17). Die Einschränkung der Ästhetik auf die Kunst bzw. die Kunstkritik, die oft mit der kantische Urteilsästhetik gleichgesetzt wird, wird der wissenschaftlichen Disziplin der Neuen Ästhetik aber nicht gerecht (vgl. Rauh 2012: 101; Kant 2006: 80–82). Der Rekurs auf den postmodernen Begriff der Ästhetik als die allgemeine sinnliche Wahrnehmung, also Ästhetik als Aisthesis, zeigt den Kern der Disziplin, wenngleich die Kunst ein wichtiges Feld der Ästhetik darstellt (vgl. Böhme 1995: 177; Welsch 1991: 176).

„Es kommt darauf an, daß die ästhetische Erfahrung nicht in Ästhetizismus abgeleitet, sondern in ästhetisches Erkennen umgesetzt wird. Dann kann Kunsterfahrung geradezu als Modell ästhetischen Denkens fungieren“ (Welsch 1991: 68–69).

Ästhetik kann auf beliebige Gebiete der Wahrnehmung ausgedehnt werden, wenn Wahrnehmung nicht als die verkürzte Form der Sinneswahrnehmung verstanden wird (vgl. Böhme 1995: 25; Böhme 2005: 18; Uzarewicz 2011: 258; Urich 2008: 47). Durch das affektive Betroffensein des Menschen entfaltet die Wahrnehmung der Eindrücke ihre manipulative Kraft. Gegenstände, aber auch Gesten und Verhalten, zeigen ihre Wirkung in der eigenleiblichen Erfahrung von Atmosphären und nicht in der bloßen Sinneswahrnehmung (vgl. Rauh 2012: 104; Böhme 2001a: 20). Der Unterschied zwischen der Ästhetik und der Neuen Ästhetik besteht hauptsächlich darin, dass die Neue Ästhetik die sinnliche Wahrnehmung und das eigenleibliche Spüren in den Mittelpunkt stellt. Die Neue Ästhetik inkludiert nicht nur den Wahrnehmenden, sondern erfordert zu-

¹⁸ Doch nicht nur die Kunst hat durch diese Wende eine Ästhetisierung erfahren, sondern auch das „Reale“. Die „Ästhetisierung des Realen ist am schlichtesten die ästhetische Aufmachung, die Zurichtung und, wie ich terminologisch sagen möchte, Inszenierung von allem, womit und worin wir leben“ (Böhme 2001a: 20). Die Ästhetisierung und somit auch „die Inszenierung von Politik, von Sportereignissen, von Städten, von Waren, von Persönlichkeiten, von uns selbst“ (Böhme 2013: 4) sind zu einem Grundzug der Gesellschaft geworden. Schmitz (1999) löst sich von der Bezeichnung der politischen Ästhetisierung, indem er den Begriff der Eindruckstechnik einführt, wenngleich die beiden Begriffe eine fast analoge Bedeutung haben (vgl. Uzarewicz 2011: 258; Urich 2008: 47). Schmitz stellt durch die Einführung der Eindruckstechniken die manipulative Komponente der Ästhetisierung mehr in den Vordergrund und nähert sich Goffman (1973) an, der mit seinem Begriff der Eindrucksmanipulation das Manipulative direkt in das Zentrum setzt (vgl. Uzarewicz 2011: 258; Böhme 2005: 18).

gleich sein Einbringen in die Wahrnehmung mit seinen leiblichen Regungen. Während sich traditionelle Ästhetik mit der Bewertung von Objekten befasst und dadurch zu einer kognitionslastigen Urteilungsästhetik wird, bildet in der Neuen Ästhetik die affektive Betroffenheit des Spürenden das Fundament der Erkenntnis, sodass die leibliche Anwesenheit mit dem eigenleiblichen Spüren ein obligater Bestandteil der ästhetischen Wahrnehmung wird (vgl. Böhme 2001a: 30–31; Rehmann-Sutter 1996: 271–297). In der Neuen Ästhetik steht somit die dependente Verbundenheit zwischen Mensch und Umwelt durch den Leib im Zentrum der Betrachtung, weshalb es u. a. dieser wissenschaftlichen Disziplin obliegt, Kritik an den Wohn- und Lebensverhältnissen auszuüben (vgl. Uzarewicz 2013b: 143).

2.1 Atmosphärenkonzepte im Vergleich

Ziel der Neuen Ästhetik ist es, die Beeinflussung des menschlichen Befindens durch das Spüren von Atmosphären wissenschaftlich zu hinterfragen und zu beforschen. Um Atmosphären wissenschaftlich analysieren zu können, reichen aneinandergereichte Beschreibungen von Charakteristika wie z. B. kalt, leicht, erhebend, muffig etc. nicht aus. Denn obwohl die so beschriebene Atmosphäre intersubjektiv nachvollziehbar, eventuell sogar nachspürbar wird, wird man „dem Phänomen dadurch aber nur auf einer sehr oberflächlichen Ebene gerecht“ (Rauh 2012: 203). Das „Was-Sein“ einer Atmosphäre bleibt weiterhin unergründet. Da sich in den vergangenen Jahren verschiedene Modelle entwickelt haben, um Atmosphären zu charakterisieren (vgl. Uzarewicz 2007; Hauskeller 1995: 13–15), lege ich zu Beginn dar, welcher Atmosphärenbegriff in dieser Arbeit verwendet wird. So lässt sich einerseits die Atmosphärenbeschreibungen greifbarer machen, andererseits eine äquivoke Begriffsverwendung vermeiden. Das Spüren der Atmosphäre ist präreflexiv und stellt bei der Atmosphärenerfahrung immer die Basis dar, denn „Atmosphären werden nicht kognitiv ‚verstanden‘, sondern leiblich erlebt. Ihr räumlicher Charakter ist ‚prädimensional‘; ihr ‚ausgefülltes‘ Volumen hat keine Flächen und ist im Unterschied zu einem physischen Körper unteilbar“ (Hasse 2012a: 12). Durch das Hineingeraten in den prädimensionalen Raum der Atmosphäre wird der Wahrnehmende von den leiblich zudringlichen Anmutungen affiziert. Erst dieses Betroffensein ermöglicht dem Sich-Befindenden, sich die spezifischen Erfahrungen zu vergegenwärtigen, da das Wahrnehmen der Atmosphäre immer zugleich ein leibliches In-den-Bann-Geraten ist¹⁹ (vgl. Rauh 2012: 104). Tellenbach (1968), der den Zusammenhang von Geschmack und Atmosphäre in seinem gleichnamigen Buch beschreibt, erkennt, dass weder beim Riechen noch beim Schme-

¹⁹ Zur Leiblichkeit siehe Schmitz (2011a).

cken eine Distanzierung möglich ist²⁰. Man kann sich dem Geruch nicht entziehen, da man den Geruch nur dann wahrnehmen kann, wenn man sich ihm aussetzt²¹ (vgl. Hauskeller 1995: 16). Selbst wenn man den Ort verlässt, hängen der Geruch und das Erlebte an einem fest, was sich nicht ohne weiteres abschütteln lässt. So sieht Tellenbach (1968: 47) in der Charakteristik der Atmosphäre ein zudringlich werdendes „Mehr“²², das oft unausdrücklich, also apophatisch²³ bleibt.

Atmosphären werden nach Tellenbach ausschließlich durch organische Strukturen, wie Personen oder Landschaften, erzeugt. Sie sind zwar nicht objektivierbar, aber durchaus qualifizierbar. Er sieht Atmosphären als etwas Einfaches an, das dem Evozierenden inhärent ist, wodurch er eine wissenschaftliche Untersuchung der Atmosphäre in Frage stellt (vgl. Uhrich 2008: 44; Tellenbach 1968: 60). Hauskeller zweifelt die Plausibilität dieses Konzeptes an, was er mit dem Widerspruch begründet, dass alles rein Stoffliche nach Tellenbach zwar ohne Atmosphäre sei, von Menschen gestaltete Dinge, insbesondere Kunstwerke aber davon ausgenommen sind. Hauskeller (1995: 18–19) stellt nicht das Atmosphärische eines Kunstwerkes in Frage, aber die Atmosphärenlosigkeit einer Steinwüste, die immerhin trostlos sein kann. Tellenbach (1968: 48) konzentriert sich in seiner Atmosphärendefinition auf den Menschen und sein individuelles Dasein, wodurch dieser eine individuelle Atmosphäre erzeugt, die wiederum die Mitmenschen beeinflusst.

²⁰ Berührt man die ekelige, glibberige, labbrige Masse von frisch Erbrochenem mit den Fingern, löst dies vermutlich bei den meisten Menschen den leiblichen Impuls der Engung aus, der die Personen unwillkürlich zusammenzucken oder sich schütteln lässt. Dennoch hat man hier die Möglichkeit, sich eines Hilfsmittels, wie eines Handschuhs zu bedienen, der die leibliche Reaktion deutlich mindert.

²¹ Süskind (2004: 198–200) macht sich dies in seinem Roman „Das Parfum“ zunutze. Grenouille, der übernatürliche olfaktorische Fähigkeiten hat, was eigentlich leibliche Kompetenzen sind, mischt ein Parfum, das alle Menschen in gleicher Weise affiziert, wodurch er die Menschen in seinen Bann zieht.

²² Zur Erläuterung führt er die damals gängige ärztliche Diagnostik bei psychischen Erkrankungen an, bei der sich der Arzt bei der Diagnose einer Schizophrenie oft auf latent gespürte Symptome beruft (vgl. Tellenbach 1968: 49). Der Arzt diagnostiziert mit Hilfe seines leiblichen Gespürs. So wird das „Mehr“, das Tellenbach hier beschreibt, durch die persönliche Situation des Patienten erzeugt und durch die Atmosphäre zum Arzt übertragen.

²³ Das Adjektiv „apophatisch“ bezeichnet eine Eigenschaft, die man nicht in Worte fassen kann und somit auch unaussprechbar bleibt. Etwas wird empfunden, kann aber nicht weiter zum Ausdruck gebracht werden (vgl. PONS 2017).

„Festzuhalten bleibt zunächst, daß Atmosphärisches bei Tellenbach als etwas erscheint, was uns immer schon umgibt und was unser Verhältnis zu unserer Umwelt so grundsätzlich bestimmt, daß unser Zuhausesein und Nichtzuhausesein in der Welt allein hiervon abhängig ist“ (Hauskeller 1995: 20).

Tellenbach sieht die Atmosphäre, von der jeder Mensch umwoben ist, nicht nur als das Fundament einer jeden intersubjektiven Kommunikation, sondern auch als Regulator für Nähe und Distanz, Sympathie und Antipathie²⁴.

Hasse (2012a: 7), der sich auf die Atmosphärentheorie nach Schmitz²⁵ bezieht, definiert Atmosphären als Erlebnisqualitäten, die kleinräumliche Orte umweben, einhüllen und diese somit zu situativ besonderen Orten machen. Besonders deutlich wird dies, wenn er von der „Umwobenheit“ (Hasse 2012a: 18) oder einer „Umwölkung“ (Hasse 2014: 235) der Dinge und Orte spricht. So verbirgt sich im Dunst der Atmosphäre bereits die erste wichtige Komponente, um das Seiende sowie die Lokalisation der Atmosphäre näher zu bestimmen. Der Nebel²⁶, der Orte umhüllt und sich in einem Raum ausbreitet, verhält sich ähnlich wie der Dunst²⁷ der Atmosphäre. Beide amorphen Strukturen haben ähnlich fluide Eigenschaften und verteilen sich gleichermaßen im Raum. Dies kann mit Hilfe einer Nebelmaschine, wie sie aus Diskotheken bekannt ist, in einem geschlossenen Raum verdeutlicht werden, wenngleich Atmosphären keine Quelle und keine Richtung haben²⁸. Strömt der Nebel in den Raum, verteilt er sich gleichmäßig. Bereits nach kurzer Zeit verschmilzt der Nebel zu einer ubiquitären, amorphen Masse. Befinden sich ein Subjekt und ein Objekt in diesem Raum, werden beide gleichermaßen von dem Nebel eingeschlossen und umhüllt, sie verschmelzen förmlich durch den Nebel miteinander (vgl. Mahayni 2002: 10). Der Wahrnehmende nimmt das Objekt nun durch den Nebel wahr, der dieses sekundärsynästhetisch verändert (vgl. Böhme 1995: 24; Rauh 2012: 87–90; 97).

²⁴ Dadurch lassen sich Analogien zu der Familienatmosphäre bei Böhme (2006: 38), aber auch zur gemeinsamen Situation nach Schmitz (2009a: 85) finden.

²⁵ Zur Atmosphärentheorie von Schmitz (2012; 2011a; 2009a;b; 2008a;b; 1969) aber auch Böhme (2007), Diaconu (2005); Fuchs (2000), Düttmann (2000), Soentgen (1998).

²⁶ Rauh (2012: 81–85) verwendet zur Explikation Wolken, wenn er die Atmosphäre als ein „In-der-Wolke-sein“ beschreibt.

²⁷ Bollnow (2010) bezeichnet Atmosphären als Dunstkreis.

²⁸ „Die Richtungen der [...] Atmosphäre [...], haben hingegen keinen bestimmten Ort, von wo aus sie auf uns Menschen zukommen“ (Uzarewicz 2016: 30).

Böhme (2001a: 132), für den die erlebende Komponente der Atmosphäre obligat ist, erkennt, dass die Atmosphäre aus zwei Teilen, einem subjektiven und einem quasi-objektiven Teil besteht und definiert somit Atmosphären als Kommunikationsverhältnis zwischen Menschen und Raum. „Das Spüren von Atmosphären in einem gegebenen Raum ist leibliche Kommunikation“ (Uzarewicz 2016: 59). Während der Mensch immer einen subjektiven Anteil in die Atmosphäre einbringt, wird der quasi-objektive Teil durch die Ekstasen²⁹ der Dinge erzeugt. Böhme (1995: 157) bezeichnet als Ding ein „körperlich sinnlich gegebenes Seiendes“, was einerseits die Nähe und die häufige synonyme Verwendung – u. a. auch von Böhme selbst – zu Objekten offen legt. Andererseits trennt er dadurch auch die materiellen greifbaren, dauerhaft beständigen Dinge von den nonfigurativen, deren Dauer unterbrechbar sein kann. Für nonfigurative Dinge, die zwar eine Richtung, aber keine Quelle haben, führt Böhme zur Abgrenzung den Begriff des Halbdinges³⁰ ein und lehnt sich damit an Schmitz (2009b: 84) an. Sowohl Dinge als auch Halbdinge können mit dem wahrnehmenden Subjekt verflochten sein, sodass Böhme durch die Ekstasen verschiedene Seinsmodi der Dinge in den Blick nimmt, die über die Dingontologie hinaus reichen. Er führt neben der *res cogitans* (die denkende Sache) und der *res extensa* (die sich ausdehnende Sache) die *res ex statis* (die aus sich heraustretende Sache) ein und erweitert somit den kartesischen Dualismus (vgl. Uzarewicz 2016: 60; 2013b: 145).

Das Zusammenwirken der einzelnen Ekstasen bildet dabei die Gestimmtheit, die sinnliche Präsenz eines Raums, wobei atmosphärische Dichte³¹ die Zudringlichkeit der Atmosphäre bestimmt. Eine hohe atmosphärische Dichte ist dann zu spüren, wenn die Wirkungen der Ekstasen gleichgerichtet bzw. ähnlich sind, wohingegen divergente Wirkungen eine niedrige Dichte zur Folge haben (vgl. Hauskeller 1995: 42). Bei Räumen, die eine niedrige atmosphärische Dichte haben, ist die Wirkung des „Mehr“ durch die Diffusität oft nur sublim erfahrbar und nicht in Worte zu fassen. Doch nicht jedes „Mehr“ bleibt apophatisch, wie das Beispiel einer Duftkerze zeigt. Hier verbreiten sich der Schein und der Duft der Kerze in den Raum. Die geometrisch-plastische Erscheinung der Duftkerze

²⁹ Etymologisch betrachtet wird mit Ekstase das „Aus-sich-Heraustreten“ (Ausströmen), „das Außer-sich-Sein“ bezeichnet, was sich u. a. im heutigen Sprachgebrauch zeigt (Böhme 2001a: 131).

³⁰ Die Stimme stellt für Schmitz eines der typischen Halbdinge dar, „die man in allen Schallfolgen ihrer Äußerung als dieselbe durchhört; die Schallfolge wächst, die Stimme nicht. Wenn sie schweigt, wäre es sinnlos, danach zu suchen, wie sie diese Pausen verbringt“ (Schmitz 2009b: 84–85).

³¹ Die atmosphärische Dichte ist eine Einheit, die die Konsistenz und Homogenität der quasi-objektiven Gestimmtheit kategorisiert. So geht eine hohe atmosphärische Dichte mit einer konsistenten quasi-objektiven Gestimmtheit einher (vgl. Hauskeller 1995: 30–31).

mit den Ekstasen des Lichts, der Wärme und des Dufts gliedern sich in den gestimmten Raum ein, wodurch die Ekstasen der Kerze die Gestimmtheit spürbar verändern (vgl. Rauh 2012: 103). Eine weitere Abstraktionsebene bieten die Ekstasen eines Tisches, bei dem das „Mehr“ ebenso in dem Erscheinungsscharakter der sinnlichen Präsenz zu finden ist. So kann ein Tisch massiv oder zerbrechlich wirken, was jedoch auf die tatsächliche Beschaffenheit nicht zwingend einen Rückschluss geben muss. Deshalb wird dies ebenso als „phänomenal real“ (Mausfeld 2013; 2012) oder als eine „als-ob“- (Rauh 2012)-Kategorie bezeichnet³².

Der „Ekstasenbegriff“ verlagert den Fokus vom Prädikat auf die Form der Präsenz“ (Rauh 2012: 91). In der Alltagssprache ist es üblich, Ekstasen zu artikulieren, wenn Gegenstände voneinander unterschieden werden sollen. Der braune Tisch, die duftende Kerze oder der glänzende Topf sind keine ungewöhnlichen Beschreibungen, wobei hier das syntaktische Prädikat zugleich eine Ekstase (das Braunsein des Tisches, der Duft der Kerze etc.) beschreibt (vgl. Schouten 2007: 27; Böhme 1995: 32). Dies soll aber nicht den Eindruck erwecken, dass Ekstasen bloße Eigenschaften im Sinne einer Demarkationslinie sind, um Dinge voneinander abgrenzen zu können (vgl. Schouten 2007: 27; Böhme 2002: 53). Vielmehr charakterisieren Ekstasen die Wirkmacht der Dinge. Sie sind der spürbare Seinsmodus, der die Weise beschreibt, wie die „Dinge aus sich heraustreten und wie sie sich im Raum präsentieren“ (Böhme 1995: 32). Deshalb versuchen insbesondere Innenarchitekten, aber auch Bühnenbildner und Werbefachleute auf die Ekstasen einzuwirken. Ob diese Berufsgruppen in ihrer Arbeit erfolgreich sind, hängt von deren *tacit knowledge*³³ ab, da sie die Wirkung der Ekstasen beachten und richtig inszenieren müssen (vgl. Uzarewicz 2013a: 146). Ihr Erfolg ist eine gelungene Orchestrierung der Ekstasen, die die Umgebungsqualität und somit die spürbare Präsenz des Raums gemäß der intendierten Wirkung verändert. In der ästhetischen Gestaltung geht es somit nur nachrangig um die Eigenschaften, wogegen die Ekstasen mit der Wirkung der Dinge zentral sind³⁴ (vgl. Bergmann 2001: 73; Böhme 1995: 32).

³² Hierzu auch das Einrichtungskonzept von McDonald's, das das Eindruckspotenzial Verweilen und Bequemlichkeit ausstrahlt, obwohl dem nicht so ist. Der Kunde soll schnell nach dem Essen das Lokal verlassen und für weitere Kundschaft seinen Platz frei machen (vgl. Hradil 2006: 271).

³³ Als *tacit knowledge* wird das implizite Wissen bezeichnet, das jeder in sich trägt und worauf man rekurriert, wenn man gezielt Atmosphären kultivieren will. So greift jeder auf seine *tacit knowledge* zurück, wenn man die neue Wohnung einrichtet, Accessoires platziert und die Atmosphäre der Wohnung zu seiner Atmosphäre macht (vgl. Uzarewicz 2013: 146).

³⁴ Rauh (2012: 91) stellt sich die Frage, wie Ekstasen und Eigenschaften miteinander korrespondieren, was jedoch weder bei ihm, noch bei Schouten (2007) weiter thematisiert oder gar beantwortet wird.

Objekte präsentieren sich durch ihre Ekstasen im Raum (vgl. Rauh 2012: 43; Hauskeller 1995: 17). So kann jedes Ding in der metaphorischen Darstellung als kleine Nebelmaschine gesehen werden, die einen Beitrag zu dem Gesamtnebel leistet, der sich zu einer konsistenten Masse, der quasi-objektiven Gestimmtheit des Raums verbindet. Erst durch das Einbringen des subjektiven Teiles, der subjektiven Gestimmtheit³⁵ wird der Nebel zu einer Atmosphäre. Im Nebel wächst das Ding mit dem wahrnehmenden Subjekt auf eine subjektive, pathische Weise, denn eine Atmosphäre wirkt „aufs Gemüt, sie manipuliert die Stimmung, sie evoziert [...] Emotionen“ (Böhme 1995: 36). Indem zwar Raum ohne Mensch, Mensch aber nicht ohne Raum denkbar ist, kann konstatiert werden, dass sich das Leben eines Subjektes immer in einer Atmosphäre abspielt (vgl. Böhme 2001a: 45–59). Die leibliche Situiertheit und die damit verbundene affektive Betreffbarkeit sind ontologisch bedingt. Daraus geht zudem hervor, dass das „Da-Sein“ des Menschen durch die Atmosphären zum „In-der-Welt-Sein“ und erst durch die Affizierung zum „So-Sein“ wird (vgl. Heidegger 1967: 136). Die Atmosphärentheorie nach Böhme kann deshalb mit „kein Subjekt, keine Atmosphäre“, sehr verknüpft zusammengefasst werden, da der Mensch durch die Atmosphäre mit der Welt verbunden ist. Die Realität wird durch die Atmosphäre wahrgenommen, sodass die subjektive Gestimmtheit des Sich-Befindenden und die quasi-objektive Gestimmtheit in der Wahrnehmung zu der spezifischen aktuellen Atmosphäre verschmelzen³⁶. Die Realität wird dabei gemäß dem subjektiven Anteil verändert, sodass objektive Tatsachen durch das Erleben von leiblichen Regungen zu subjektiven Tatsachen³⁷ werden (vgl. Schmitz 2011a: 73; Huppertz 2007: 159). Die Atmosphäre ist somit „die ge-

³⁵ Indem der Mensch immer zu gleichen Teilen Akteur und „Patheur“ (Hasse 2015: 32; 82) in der Atmosphärenkonstellation ist, wird der Begriff der subjektiven Gestimmtheit als Opposition der quasi-objektiven Gestimmtheit eingeführt, die der Betroffene als Akteur in die Atmosphäre einbringt (vgl. Kapitel 2.3).

³⁶ Diese subjektive Gestimmtheit bestimmt und beeinflusst dabei maßgeblich die Atmosphärenwahrnehmung, was bei der Atmosphärenforschung keinesfalls als Vorwurf, sondern als Attribut gesehen wird (vgl. Rauh 2012: 108). Die erfahrene Atmosphäre ist somit nicht nur individuell subjektiv, sondern aufgrund der Aktualität auch nur im „Hier und Jetzt“ wahrnehmbar, da das Gestimmtsein des Sich-Befindenden nicht von Beständigkeit ist. So ist eine kongruente Atmosphärenwahrnehmung unmöglich (vgl. Rauh 2012: 90–92; Hasse 2012a: 27).

³⁷ „Eine Tatsache ist neutral, wenn jeder sie aussagen kann, sofern er genug weiß und gut genug sprechen kann; sie ist subjektiv für jemand, wenn höchstens er sie aussagen kann, auch wenn andere sie kennzeichnen und daher über sie sprechen können. Alle Tatsachen des affektiven Betroffenseins (und nur sie) sind für jemand subjektiv“ (Schmitz 2011a: 73). Die subjektiven Tatsachen des affektiven Betroffenseins werden mit einer unumstößlichen Gewissheit erfahren, sodass sie im Erfahren zur apodiktischen Tatsächlichkeit werden.

meinsame Wirklichkeit des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen“ (Böhme 1995: 34), was den Rückschluss zulässt, dass es zwar nur eine Realität, aber viele verschiedene Wirklichkeiten gibt. In dieser Verschiedenartigkeit der subjektiven Wirklichkeiten verbirgt sich auch die Ursache für die inter- und intrapersonelle Ambivalenz der Atmosphärenwahrnehmung. So kann ein Raum von zwei Personen different wahrgenommen werden oder von einem Subjekt heute so und morgen anders, weil sich dessen subjektive Gestimmtheit kontinuierlich verändert. Aus diesem Grund ist es auch unmöglich, Raumwirkungen in ein Kausalverhältnis zu bringen, da diese Ambivalenz die Grundstruktur des menschlichen Daseins ist (vgl. Kimura 2007: 253).

„Eindeutigkeit ist eine wissenschaftlich legitimierte Reduktion des Lebens; sie ist die Ausblendung entscheidender Dimensionen aus unserer Wahrnehmung (z.B. des sinnlichen Erlebens). Die erfahrene, erlebte Ambivalenz verweist auf das Leben selbst, auf die Art und Weise, wie wir in der Welt sind, diese wahrnehmen und diese Wahrnehmung wiederum unser Welt-Bild macht. [...] Auch die Dimension der Zeit spielt eine wichtige Rolle: Je länger man sich auf eine Atmosphäre einlässt, sich dieser überlässt, desto deutlicher spürt man, wie sich die Stimmungen, Atmosphären verändern. Nichts bleibt konstant“ (Uzarewicz 2013b: 149).

Indem Atmosphären das Kommunikationsverhältnis von Umgebungsqualität und subjektiver Befindlichkeit sind, kann die Umgebungsqualität das subjektive Befinden, aber auch das subjektive Befinden die Umgebungsqualität beeinflussen (vgl. Hasse 2012a: 12). Die Subjektivität des Spürenden muss deshalb bei der Erforschung von Atmosphären explizit berücksichtigt und eingebunden werden, da „der Mensch nicht allein oder primär ein Vernunftwesen [...], sondern [...] ein leibliches Wesen ist“ (Böhme 1995: 14).

2.2 Zum Verhältnis von Wahrnehmen und Spüren von Atmosphären

Wahrnehmung wird üblicherweise mit den fünf Sinnen, Sehen (visuelle Wahrnehmung), Hören (auditive Wahrnehmung), Riechen (olfaktorische Wahrnehmung), Schmecken (gustatorische Wahrnehmung) und Tasten (taktile Wahrnehmung) verbunden und verbleibt meist auf der gnostischen Ebene³⁸ (vgl. Straus 1960: 151). Dennoch unterscheidet sich die psychologische Definition

³⁸ Straus (1960: 151) trennt das WAS (gnostisch; Erfassen) und das WIE (pathisch; Erleben) der Wahrnehmung und führt dadurch die Erfassens-Erlebens-Differenzierung ein.

der Wahrnehmung z. B. von der der Sprachwissenschaft. Gemeinsam ist ihnen, dass Wahrnehmung als physiologischer Prozess gesehen wird, der weiter in drei Schritte – Repräsentation der Umwelt, die Erzeugung von physikalisch-chemischen Energien, die Erregung von Teilen des Gehirns – untergliedert werden kann (vgl. Menche 2013: 30). Diese sehr offen gestaltete Definition lässt viel Interpretationsspielraum zu. Deshalb verwenden viele Theorien dieses Fundament als Grunddefinition. Das Aufnehmen, das anschließende Codieren in elektrische Impulse und das Formatieren im Gehirn zu einem Perzept findet sich auch in fast allen pflegerischen Lehrbüchern, weshalb das Gehirn auch des Öfteren als „semantic engine“ bezeichnet wird (vgl. Menche 2013: 30; Mausfeld 2005: 47). Mausfeld zweifelt aber an der Trichotomie des weitgehend als gültig befundenen Wahrnehmungsprozesses. Es macht den Anschein, dass die menschlichen Sinne in diesem Konstrukt wie physikalische Messinstrumente gesehen werden. Obwohl dies bereits in der Disziplin der Gestaltpsychologie als widerlegt gilt, ist diese Denkweise noch immer omnipräsent (vgl. Mausfeld 2011: 70). Neben dieser physikalistischen Fehlkonzption gibt es nach Mausfeld (2011: 70–80) noch die sinnesphysiologische Fehlkonzption der Wahrnehmung, worunter er das Zusammensetzen der einzelnen Sinnesreize zu einem Perzept bezeichnet. So kann dieses Prinzip, simplifiziert auf die visuelle Wahrnehmung, wie folgt dargestellt werden: Der Sinnesreiz A erkennt die Form des Wahrgenommenen, der Sinnesreiz B die Farbe. Nun werden diese getrennt voneinander aufgenommenen Reize (unterschiedliche elektrische Impulse) über die Nervenbahnen in die „Blackbox“ Gehirn geleitet und dort mit Hilfe der Kognition zu dem Perzept zusammengesetzt. Wie man von dem elektrischen Reiz zu dem Perzept gelangt ist bisher nicht erforscht. Obwohl diese Frage unbeantwortet ist, wird derzeit keine Antwort gesucht. Auch Schmitz (1980: 33) lehnt dieses Wahrnehmungsmodell ab und wirft die Frage auf, was der Beginn und was der Endpunkt der Datenaufnahme wäre. Denn selbst wenn man den Entstehungsprozess noch so genau und detailliert betrachtet und analysiert, wie etwas zustande kommt, kann man dennoch nichts über den Start- und Endpunkt herausfinden. Möglicherweise gibt es einen oder mehrere Schritte vor oder nach dem bekannten (vermuteten) Wahrnehmungsprozess³⁹. Auf dieser Basis weist Schmitz (1978: 22) darauf hin, dass der Wahrnehmungsprozess stets unteilbar ist und in seiner Ganzheit betrachtet werden muss.

³⁹ Hierzu auch die „Ästhesiologie des Geistes“ von Plessner (2003), in der er eine Kritik der Sinne verfasst hat.

„Vielmehr präsentiert sich in der Wahrnehmung mit einem Schlag das jeweils wahrgenommene Objekt, oft mit nur schwacher Rücksicht auf „Sinnesdaten“ und ohne Bruch an den Stellen, wo es sich von solcher Rücksicht frei macht“ (Schmitz 1978: 22).

Neben dieser Kritik werden diese Ansätze der Wahrnehmung der Neuen Ästhetik nicht gerecht, da sie nur die gnostische Ebene der Wahrnehmung betrachten und das Pathische, das eigenleibliche Spüren, außer Acht lassen⁴⁰ (vgl. Straus 1960: 151).

„Erst mit dem Pathischen an der Wahrnehmung, insofern dem Wahrnehmenden in der Wahrnehmung etwas geschieht, insofern er etwas erleidet, von ihr betroffen ist, wird die Wahrnehmung zur subjektiven“ (Böhme 2001a: 78).

Das Wahrnehmen von Atmosphären ist also ein Spüren, bei dem Wahrgenommenes und Wahrnehmender in der Wahrnehmung zu einer untrennbaren, sich beeinflussenden Einheit verschmelzen (vgl. Oberhaus 2010: 5–6; Bernhard 2008: 29–31).

„In jeder Wahrnehmung spüren wir etwas mit, was über das pure ‚Quale‘⁴¹ des Sinneseindrucks hinausgeht. [...] In jeder Sinneswahrnehmung schwingt [...] ein leibliches Empfinden mit“ (Fuchs 2000b: 37).

Durch das Spüren der Umgebungsqualitäten steht der Mensch mit seiner Umwelt in einer Beziehung. In der Neuen Ästhetik, die sich mit der Frage, „wie wir die Qualität von Umgebungen am eigenen Leibe spüren“ (Böhme 2001a: 31) beschäftigt, wird die eigenleibliche Partizipation an der Umwelt, das Spüren der Umgebungsqualität als Wahrnehmung bezeichnet. Mensch und Umwelt sind atmosphärisch über die Brücke der Leiblichkeit miteinander verbunden (vgl. Uzarewicz 2013b: 143). Die Umgebung wird also durch Atmosphären erfahren, indem man ihre Erscheinungscharaktere in einem spürbaren atmosphärischen Gesamteindruck erlebt.

⁴⁰ Werden die traditionellen Ansätze der Ästhetik betrachtet, wie Kants Auffassung der Ästhetik mit den Grundkategorien des Schönen und des Erhabenen (vgl. Kant 1922) oder Hegels Ansatz der Ästhetik (vgl. Hegel 1986), ist festzustellen, dass auch hier das Pathische der Wahrnehmung nicht berücksichtigt wird.

⁴¹ „Quale“ beschreibt eine spezifische Qualität, hier die Qualität eines Sinneseindrucks (vgl. Duden 2017).

Die hohe atmosphärische Dichte in einem Altenheim (alte Einrichtungsgegenstände, Tapeten etc.) lässt oft einen gesellschaftlichen Charakter entstehen, durch den man sich in eine vergangene Zeitepoche zurückversetzt fühlt (vgl. Böhme 2001a: 89; 2002: 46–47). Das spürt man entweder als Erinnerungen, die geweckt werden, oder aber auch als Irritation, die zu Verwirrung führen kann, wenn man in eine fremde Welt eintaucht (vgl. Fischer-Börold/Zettl 2006: 14; Böhme 2002: 46–47; Hauskeller 1995: 42). Bei jedem Besuch eines Altenheims wird man unwillkürlich von leiblichen Regungen durchzogen, wenn man den Geruch des scharfen, beißenden Desinfektionsmittels wahrnimmt oder die warme, freundliche Atmosphäre eines Raums erfährt. Obwohl diese Qualitäten in der Literatur u. a. auch von Böhme (2002: 47) selbst als Synästhesien benannt werden, werden diese fortan hier als synästhetische Charaktere bezeichnet, da es Synästhesien von synästhetischen Charakteren zu unterscheiden gilt. Während bei Synästhesien nach Baudson (2011: 127–129) ein Nachweis im Gehirn⁴² erforderlich ist, handelt es sich bei synästhetischen Charakteren um subjektive Tatsachen, die ein jeder Mensch spüren kann (vgl. Uzarewicz/Uzarewicz 2005: 163–165; Hauskeller 1995: 77; Werner 1966: 283). Trotz dieser Unterscheidung werden die Begriffe – insbesondere wenn von Ursynästhesien gesprochen wird – in der Literatur miteinander vermengt, verwechselt oder schlichtweg synonym verwendet (vgl. Hauskeller 1995; Debbeler 2007; Rittelmeyer 2009; 2002: 88–89). Synästhesien sowie synästhetische Charaktere bilden leibnahe Brückenqualitäten⁴³ zwischen intersinnlicher bzw. sinnlicher und leib-

⁴² Baudson (2011: 127–129) zeigt auf, dass sich das Wahrnehmen von Synästhesien durch eine „Entkoppelung des limbischen Systems im Neokortex“ (Wohler 2010: 226) manifestiert, was jedoch nur bei vier bis fünf Prozent der Menschen der Fall ist (vgl. Simner 2006). Ferner weist sie darauf hin, dass Synästhesien nicht pauschal als Erkrankungen gesehen werden dürfen, obwohl diese gehäuft durch Epilepsien ausgelöst werden. Auch Haverkamp (2009: 251; 2006) erhärtet diese These: Er hat herausgefunden, dass Menschen, die erst im Laufe ihres Lebens erblinden, verstärkt visuelle Synästhesien erfahren, was wie eine Kompensation der sinnlichen Wahrnehmung erscheint.

⁴³ „Dass Härte und Weichheit als synästhetische Charaktere von den taktilen Qualitäten verschieden sind, hört man am Klang der Worte: „hart“ klingt hart, „weich“ klingt weich, ohne dass diese Verteilung durch taktile Erfahrungen erklärbar wären, und der „weiche Gang geschmeidig starker Schritte“, den Rilke in seinem berühmten Gedicht dem gefangenen Panther nachsagt, ist so wenig taktil weich wie der wiegende Gang einer Frau. Dieses Beispiel zeigt die synästhetischen Charaktere als leibnahe Brückenqualitäten; denn der Gang eines Menschen wie auch eines Tieres wird eigentümlich durch synästhetische Charaktere, die ebenso am eigenen Leib gespürt wie an Gestalten wahrgenommen werden und die Grundzüge leiblicher Dynamik tragen; ein Gang ist z. B. durch Spannung gehemmt und fest, durch Schwelung getrieben und flüssiger, durch privative Weitung leicht und beflügelt, durch epikritische Tendenz in sich spitz abgesetzt, durch protopathische Tendenz schwer, zerfließend, plump“ (Schmitz 2011b: 67).

licher Wahrnehmung⁴⁴, sodass sie meist durch Adjektive gekennzeichnet werden, die normalerweise durch Sinneswahrnehmung erfahren werden können. Dennoch kann eine Atmosphäre weder haptisch noch taktil (rau, kalt, warm etc.) oder visuell (hell/dunkel) wahrgenommen werden (vgl. Hasse 2012a: 16; Böhme 2002: 47). Aufgrund dieser Brückenqualitäten wird eine als kalt empfundene Umgebung anders gespürt als warm empfundene Räume, auch wenn dies nicht durch ein Thermometer verifizierbar ist. Schmitz (2011b: 67) hebt bei den synästhetischen Charakteren das „Sanfte, Rauhe und Grelle“ besonders hervor.

„Sanfte Musik, sanfte und milde Wärme, sanfte Müdigkeit stimmen überein in einem synästhetischen Charakter, den man von der leiblichen Dynamik her als Dämpfung, aber nicht Stilllegung des Antagonismus von Spannung und Schwellung mit Beimischung protopathischer Tendenz bezeichnen kann, wie ein leises Plätschern ohne scharfe Konturen. Diese sind schärfer im Rauhen markiert, aber so, dass die epikritische Tendenz von protopathischer gleichsam übertönt wird und zugleich die engende Spannung zunimmt. Diese steigert sich noch im Grelle oder gar Schrillen, das gar nicht mehr sanft ist, aber epikritisch spitz und scharf, ohne protopathische Streuung. Bei Dämpfung des Grelle schwindet der engende Druck, aber im vitalen Antrieb bleibt eine zartere Spannung, von der sich privative Weitung löst, jedoch mit der Enge verbunden durch leibliche Richtung aus der Enge in die Weite; so entsteht ein Spielraum leichter, energischer, beschwingter Bewegung, die durch epikritische Tendenz Schärfe und Präzision erhält“ (Schmitz 2011b: 67).

Neben synästhetischen Charakteren können auch Gestaltverläufe⁴⁵ gespürt werden. Sie geben durch ihre Bewegungsanmutung der Leiblichkeit eine gewisse Richtung vor. Nach Schmitz stellt der Richtungsraum die Basis der Gestaltwahrnehmung dar. Bei einer rauen Wandoberfläche spürt man einen anderen

⁴⁴ Dieser Erscheinungscharakter kann durch die Beleuchtungsform besonders beeinflusst werden, was sich sogar in deren Produktkategorisierung (warmweiß/kaltweiß) wiederfinden lässt. Die Beleuchtung verändert den Totaleindruck des Raumes, denn Licht ist etwas Transzendentes, es ist die „Bedingung der Möglichkeit“ (Böhme 2001b: 145).

⁴⁵ Gestaltverläufe sind Bewegungssuggestionen, die von Gestalten ausgehen. Die Bewegungsanmutung oder auch -suggestion vermittelt das Gefühl, dass man sich irgendwie „in Gestalt der Als-ob-Bewegungen von Sinken, Schwellen, Erheben, ausladender Weitung, Schweben und dergleichen bei Müdigkeit, Wollust, Stolz, Freude [befindet, A. F.]. Den Gebärden sind sie eingegeben als die betreffende Bewegung u. U. im Ausmaß weit übertreffender Bewegungssuggestion, die sowohl am eigenen Leib des Vollziehenden gespürt, als auch von anderen gesehen werden kann“ (Schmitz 1990: 142).

Verlauf, eine andere Bewegung als bei einer glatten, da der Wahrnehmende ihre Bewegungsanmutung und ihren Verlauf leiblich nachbildet⁴⁶ (vgl. Fuchs 2000a: 77). Ein funktional gestalteter Flur, wie er oft in Altenheimen zu finden ist, der lediglich die Funktion hat, die kürzeste Verbindung zwischen zwei Räumen zu sein, wird auch als solcher empfunden (vgl. Lederer 2013: 16). Es ist die pathische Wahrnehmung, die den Menschen an der Erscheinung des Flures partizipieren lässt, die ihn auffordert, sich nach dem nachgebildeten Gestaltverlauf zu richten, ihm zu folgen (vgl. Koll 2007: 64; Thomas 1996: 142-143). Während die gnostische Wahrnehmung den Flur als euklidischen, geometrischen Raum begreift, wird dieser durch die pathische Wahrnehmung als Bewegungsraum gespürt (vgl. Uzarewicz 2013b: 148). Die geraden Wände säumen den Raum, der „für gewöhnlich ein disproportionales Verhältnis von Länge zur Breite“ (Uzarewicz 2009: 25) aufweist⁴⁷. Sie verstärken die Bewegungsanmutung des Flures, da sie nicht einmal dem Blick einen Haltepunkt bieten, sodass dieser an das Ende des Flures wandert⁴⁸. Der leiblich-situierte Mensch wird aufgefordert weiter zu gehen und nicht stehen zu bleiben (vgl. Uzarewicz 2009: 25). Selbst Gespräche auf dem Flur haben einen flüchtigen Charakter, wenn der Flur keine Ausbuchtungen oder Nischen aufweist, die den geradlinigen Verlauf unterbrechen⁴⁹ (vgl. Mees/Slaets 2012). Dabei wird ersichtlich, dass die Atmosphäre

⁴⁶ „Kinder versuchen oft unwillkürlich den Bewegungsverlauf in eigene Leibgesten zu übertragen und sie darzustellen“ (Fuchs 2000b: 39).

⁴⁷ „Wie man einen Weg empfindet und wie die leibliche Ökonomie mit ihm umgeht, hängt wesentlich mit der Breitendimension des Weges [...] zusammen“ (Uzarewicz 2016: 40).

⁴⁸ Stationen für demenziell-erkrankte Menschen sind teilweise mit sog. Endlosgängen ausgestattet worden, sodass diese einen Kreis bilden. Der Grund hierfür liegt darin, dass die Bewohner mit erhöhtem Bewegungsdrang nicht eingesperrt werden müssen. Hier können sie laufen ohne zu flüchten. Betrachtet man dies unter dem Aspekt der Bewegungssuggestion wird deutlich, dass solche Endlosgänge den Lauf- und Bewegungsdrang fördern und keineswegs mindern (vgl. Uzarewicz 2009: 25).

⁴⁹ Diese exemplarische Ausführung umfasst drei der fünf nach Böhme (2002: 46–47; 2001a: 89) beschriebenen Charaktere von Atmosphären – den gesellschaftlichen, den synästhetischen, den kommunikativen Charakter sowie die Stimmungen und die Bewegungsanmutungen. Obwohl alle Atmosphären quasi-objektive Stimmungen sind, verwendet Böhme (2002: 47) für bestimmte atmosphärische Erscheinungscharaktere auch den Begriff Stimmung, wenn die Atmosphäre am Leib dieselbe Stimmung evozieren kann. Atmosphären der Eleganz, des Wohlstands, der Macht oder einer bestimmten Zeitepoche bezeichnet Böhme als gesellschaftliche Charaktere, die einer gewissen gesellschaftlichen Prägung, einer vergleichbaren Sozialisation bedürfen (vgl. Böhme 2013: 4). Durch die angeführten Beispiele des Spürens wird bereits ersichtlich, dass die Differenzierung der einzelnen Kategorien nicht immer trennscharf ist, zumal eine Kombination der Charaktere von Böhme (2002: 47) selbst nicht ausgeschlossen wird. Oft verschwimmen die Abgrenzungen ineinander, sodass das Spüren einer melancholischen Stimmung meist mit der Bewegungsanmutung des Bedrücktseins einhergeht. Die Atmosphäre der Macht wird oft auch als erhebend wahrgenommen. Deshalb muss, wie Böhme bereits selbstkritisch beschreibt, die Vollendung dieses Kategoriensystems angezweifelt

Macht auf den Wahrnehmenden ausübt. Sie gibt ihm zu spüren, dass er sich auf dem Flur nicht aufhalten soll. Diese Macht ist zumindest tendenziell konzipier- und initiiierbar.

„Macht ist Steuerungsfähigkeit, d. h. das Vermögen, einen Vorrat beweglicher Etwasse in gerichtete Bewegungen zu versetzen, dieses im Verlauf zu führen oder Bewegungen anzuhalten“ (Schmitz 2008c: 5).

So kann Macht mit dem Einwirken auf etwas umschrieben werden, was u. a. von Gestaltverläufen, Blicken, Gesten, aber auch von Dingen und deren Ekstasen ausgehen kann (vgl. Hasse 2012a: 15–16). Besonders deutlich wird dies bei Dingen, die „über lebensgeschichtlich verwurzelte Bedeutungen und Empfindungen Stimmungen herangären lassen“ (Hasse 2009: 229). Bei der Einrichtung einer Wohnung oder des Arbeitsplatzes erfüllen einige Dinge oft lediglich einen atmosphärischen Zweck. Sie verändern die quasi-objektive Gestimmtheit und wecken Erinnerungen⁵⁰. Kurz: Sie üben Macht auf die Atmosphäre und folglich auch auf den Sich-Befindenden aus. Obwohl Böhme (2001a) den Atmosphären zwar eine Umstimmungstendenz attribuiert, ist ihnen der Mensch nicht ausgeliefert, wie die Erfahrungen von Ingression⁵¹ und Diskrepanz zeigen (vgl. Böhme 2001a: 46).

Die Türe eines Zimmers stellt die Zutrittsschwelle dar, an der die Atmosphären des Drinnen und Draußen ineinander überlaufen. Ähnlich wie zwei farbige Nebelströme, die aufeinanderprallen und ineinander verlaufen, verlaufen auch die quasi-objektiven Gestimmtheiten der beiden Orte ineinander (vgl. Hasse 2015: 93). Überschreitet der Sich-Befindende die Schwelle, taucht er in die Atmosphäre des neuen Raums ein, die ihn mit einem Schlag umhüllt (vgl. Hauskeller 1995: 195). Er taucht in das Spürbare ein, was einem „atmosphärischen Total-eindruck“ gleicht (vgl. Uzarewicz 2013b: 146). Sind die aufeinandertreffenden

werden, wodurch dieses Kategoriensystem lediglich als Anhaltspunkt dienen kann (vgl. Böhme 2011: 165; Böhme 2001a: 90; Diaconu 2005: 47).

⁵⁰ „Die Dinge ‚haben‘ aber i.e.S. keine Macht über die Erinnerung, auch wenn ihre mnemosynische Wahrnehmung diesen Anschein macht. Macht geht in einem aktiven Sinne nicht von den Dingen aus, sondern vom Individuum, das zu einem Ding in einer pathischen Beziehung steht, über deren gefühlsmäßige Brücke es in die persönliche Situation einer Stimmung gelangt“ (Hasse 2009: 229).

⁵¹ Schmitz (2008b: 105; 116; 121) bezeichnet dies als Absorption der Gefühle.

Atmosphären hochdifferent, spürt man die schlagartige Änderung besonders deutlich, da man nicht nur die „neue Atmosphäre“ spürt, sondern sich zugleich dem eigenen Gestimmtsein gewahr wird. Zudem ist es ein spürbarer Unterschied, ob man ein kahles, unpersönliches Zimmer in einem Altenheim oder einen gemütlich⁵² eingerichteten Wohnraum einer Residenz betritt (vgl. Hasse 2012a: 20; Böhme 2002: 45–46; Böhme 2001a: 47; 88). Die Ekstasen sind dabei die Bausteine des Nebels, der eine Art Raumklima bildet, das aufgrund der Umhüllung des Wahrnehmenden zudringlich, manchmal sogar übergriffig wirkt (vgl. Beuttler 2010: 320; Böhme 2002: 47–46).

„Sicherlich kennen viele das Phänomen, dass man auch in eine Atmosphäre eintreten kann, in einer mit dieser Atmosphäre konträren Gestimmtheit. Es dauert nicht lange, dann ergreift mich die herrschende Atmosphäre und stimmt mich um“ (Uzarewicz 2013b: 145).

Widerfährt dem Wahrnehmenden eine Ingression, nistet sich die spürbare Umgebungsqualität in seinen Gefühlsraum ein, und er kann die herangetragene Gestimmtheit als sein eigenes, subjektives Gestimmtsein erfahren. Rauh (2012: 83–85) spezifiziert die Qualität der Übertrittsphase einer ingressiven Atmosphärenerfahrung auf einem Kontinuum mit den Polen brachial (deutlich spürbare Übergänge⁵³) und subtil (ein Übergang ist nicht auszumachen⁵⁴). Einer Atmosphäre, die durch einen brachialen Übertritt gespürt wird, kann tendenziell eine hohe Umstimmungstendenz attribuiert werden. Zudem hat man hier teilweise das Gefühl, eine Bruchlinie ausmachen zu können (vgl. Wohler 2010: 170; Böhme 2002: 46). Im Vergleich zum brachialen wird der subtile Übertritt fließend wahrgenommen. Man rutscht oder stolpert in die ubiquitäre Amorphie des Nebels, ohne die Veränderung der quasi-objektiven Gestimmtheit bewusst zu spüren. Dennoch wirkt aber auch dieser Nebel auf die subjektive Gestimmtheit in gleicher Weise ein (vgl. Böhme 2002: 46; Böhme 1995: 97; Hauskeller 1995: 46–47).

Bei der Diskrepanzerfahrung⁵⁵ findet hingegen keine Adaption des Herangetragenen statt, sodass die Atmosphäre ihre affizierende Macht am Leib des Wahrnehmenden nicht entfalten kann (vgl. Hasse 2012a: 15).

⁵² Zur Gemütlichkeit Schmidt-Lauber (2003) und Rybczynski (1991).

⁵³ Z. B. die Atmosphäre eines Weihnachtsmarktes (vgl. Hasse 2012a: 131).

⁵⁴ Z. B. die Atmosphäre eines Arbeitstages (vgl. Rauh 2012: 83).

⁵⁵ Auch wenn bei Schmitz (2009a) der Begriff der Diskrepanzerfahrung nicht zu finden ist, können in seiner Gefühlstheorie dennoch Analogien entdeckt werden. Er differenziert das Ergriffen-Werden von der bloßen Wahrnehmung eines Gefühls. So eröffnet auch er die Mög-

„Solange eine Atmosphäre als unpersönliche Wirklichkeit auf einer Objektseite bleibt, ist sie als eine in „Vitalqualitäten“ ausgedehnte „Herumwirklichkeit“ spürbar“ (Hasse 2012a: 7).

Die gespürte Differenz zwischen subjektiver und quasi-objektiver Gestimmtheit bleibt bestehen. Die eigene Traurigkeit gerät in spürbare Spannung, wenn sie auf eine heitere Stimmung trifft. Während der Atmosphäre eine Umstimmungstendenz inhärent ist, hat sich die Trauer dominant im Gefühlsraum des Menschen eingenistet, sodass das Fröhliche lediglich als Diskrepanz gespürt wird (vgl. Böhme 2001a: 47–50). Die Umgebungsqualität wird als unpassend oder fremd empfunden. Die gespürte Spannung der Umstimmungstendenz kann die eigene Trauer potenzieren, sodass diese zur Wut heranwächst, die in der fröhlichen Person ihren Verankerungspunkt findet. Schließlich verdeutlicht die Diskrepanzerfahrung dem Wahrnehmenden auch immer sein Anderssein und damit, in welcher subjektiven Gestimmtheit er sich gerade befindet (vgl. Böhme 2001a: 48; Beuttler 2010: 320). Auch Böhme, der zwar die grundsätzlich umstimmende Neigung von Atmosphären sieht, lehnt eine Pauschalisierung ab. Durch die beiden eingeführten Dimensionen der Atmosphärenwahrnehmung – Ingression und Diskrepanz – ist der Mensch kein wehrloses Opfer von herangetragenen Stimmungen. Vielmehr liegt es am Verhältnis von herangetragener Stimmung und subjektiver Gestimmtheit, ob man die Atmosphäre ingressiv oder als Diskrepanz erfährt (vgl. Rauh 2012: 117–118).

2.3 Über Stimmungen und Gestimmtheiten

Im Diskurs der Neuen Ästhetik sind Atmosphären quasi-objektive Stimmungen, wenngleich Stimmungen einen eigenen Erscheinungscharakter bilden (vgl. Böhme 2002: 47). Fuchs (2000a: 215) sieht in dieser Verwobenheit auch die Begründung der oft synonymen Begriffsverwendungen, sodass insbesondere die umgangssprachliche Unterhaltung über Stimmungen einem ähnlichen Muster folgt wie ein Gespräch über Atmosphären. Man unterhält sich über etwas, obwohl die Begriffsdefinition nicht geklärt ist. Selbst in der Wissenschaft ist der Begriff Stimmung nicht eindeutig definiert (vgl. Böhme 2002: 47; Fuchs 2000a: 215). Wegen dieser Verwobenheit erscheint es notwendig, den Stim-

lichkeit, Gefühle wahrzunehmen ohne sie zu seinen eigenen zu machen (vgl. Schmitz 2011a: 10; Schmitz 2009a: 26).

mungsbegriff⁵⁶ für diese Arbeit näher zu betrachten und diesen von dem Begriff der Gestimmtheit abzugrenzen, bevor der Prozess des Gestimmt-Werdens dezi-
diert beschrieben werden kann.

Am Ende des 18. Jhds. wird der Stimmungsbegriff in zwei Kontexten – im psy-
chologischen und im philosophischen Kontext – mit unterschiedlichen Definiti-
onen verwendet (vgl. Welsh 2011: 133–141).

*„Die eine geht aus Johann Georg Sulzers metaphorischer Verwen-
dung der musikalischen Stimmung zur Bezeichnung eines emotional
gefärbten Gemütszustandes hervor, die zweite beginnt fast zwanzig
Jahre später mit Kants Erklärung der Wirkungsweise des Schönen als
ästhetische Lust an der ‚proportionierten Stimmung‘ des Erkenntnis-
vermögens, der Einbildungskraft und des Verstandes und Schillers
allgemeiner ‚ästhetischer Stimmung des Gemüts‘ als Grundlage
menschlicher Freiheit und der künstlerischen Produktion“ (Welsh
2011: 133).*

Die ästhetische Stimmung ist nach Welsh (2011: 133) eine Ableitung der psy-
chologischen. Begründet sieht sie dies im gemeinsamen Fundament, dem Präre-
flexiven. Die Emotionalisierung⁵⁷ des Betrachters, die zum eigentlichen Inhalt
der Kunst geworden ist, stellt den entscheidenden Wendepunkt dar, da ab die-
sem Zeitpunkt die Stimmung zum Zweck der ästhetischen Erfahrung deklariert
worden ist. Dabei geht es nicht um das „weltlose“ Erleben eines Kunstwerkes,
sondern um das Erleben eines Kunstwerkes in einem Raum, also eigentlich um
eine Atmosphäre. Der Mensch wird in der ästhetischen Erfahrung, in seinem
Raumerleben von Stimmungen affiziert. Binswanger führt dafür 1932 den Be-
griff des „gestimmten Raums“ ein, mit dem er einen Gegenwartsraum schafft.
Mit dem gestimmten Raum, den Binswanger „in Ablehnung vom orientierten
Raum“ (Hahn 2014: 70) entwickelt, lehnt er die Zentralisierung der Ziele und
des Zweckes ab und sieht den gestimmten Raum als etwas Zweckloses, das den-
noch von „reiche[m] und tiefe[m] Dasein“ ist (vgl. Wellbery 2011: 159–160).
Heidegger (1967: 134–138), der die Stimmung weder von „außen“ noch von
„innen“ kommend sieht, sondern als Übereinstimmung von außen und innen,

⁵⁶ Etymologisch betrachtet stammt der Begriff von „stimna, stimma, mhd. stimme“ (DWDS 2017) ab, worunter das Erzeugen von Lauten durch die Stimmbänder zu verstehen ist. Dies beschränkt sich nicht nur auf die Sprache, sondern bezieht sich ebenso auf den Gesang, wodurch die musikalische Sinnherkunft deutlich wird (vgl. Reents 2011).

⁵⁷ Stimmungen sind länger andauernd und konsistenter als Emotionen; sie haben weder einen direkten Objektbezug noch einen Ereignisbezug, sodass sie als „nicht-intentionale Zustände mit niedriger Intensität“ (Meyer-Sickendiek 2011: 49) bezeichnet werden können.

definiert Stimmung als ein „fundamentales Existenzial“. Sie ist das *Bestimmende* des Menschen⁵⁸ (vgl. Heidegger 1967: 340). Die Stimmung wird bei ihm zum Fundament des menschlichen Da-Seins, des In-der-Welt-Seins. Sie stellt den Weltbezug des Menschen dar, da die Stimmung das harmonische, übereinstimmende Zusammenspiel von *res cogitans* (die denkende Sache) und *res extensa* (die sich ausdehnende Sache) ist (vgl. Meyer-Sickendiek 2011: 49–50). Heidegger stellt dabei die These auf, dass die Befindlichkeit primär in der „Gewesenheit“ gründet. Der „existenziale Grundcharakter der Stimmung [ist somit, A. F.] ein Zurückbringen auf“ (Heidegger 1967: 340) bereits Erlebtes. Man kann nie ohne Stimmung sein, „wenn uns im Gestimmt-Sein immer schon ein bestimmtes Verstehen unseres In-der-Welt-Sein[s] gegeben ist“ (Meyer-Sickendiek 2011: 50).

Während Heidegger Stimmung als ein subjektzentriertes und leibnahes Phänomen charakterisiert, stellt die des gestimmten Raumes eine eher dem Umraum zugehörige Facette dar, die durch Ingression aber zu einem leibnahen Phänomen werden kann. Der gestimmte Raum ist also ein Raum, dessen Gesamtcharakter als Stimmung erfahren wird, wobei sich die einzelnen Erscheinungscharaktere in diesem Gesamtcharakter präsentieren. Die quasi-objektiven Raumqualitäten des gestimmten Raums verbinden sich mit den „individuellen Erlebnisqualitäten“ zum erlebten Raum, denn der Mensch belebt nicht nur einen Raum (Akteur), er erlebt ihn auch (Patheur) (vgl. Hasse 2015: 32; 82; Hahn 2014: 70–71; Richter 2009: 182; Bollnow 2009). Der erlebte Raum erinnert an Böhmes Atmosphärendefinition⁵⁹. Auch dieser kann nur in seiner Aktualität erfahren werden. Der gestimmte Raum kann selbst hingegen nie erfahren werden (vgl. Wellbery 2011: 159). Böhme (2001a: 25) beschreibt dies in seiner Atmosphärentheorie mit dem Hinweis auf den subjektiven Anteil der Atmosphäre als Realitäts-Wirklichkeits-Diskrepanz und relativiert deshalb die Gestimmtheit des Raums zu einer quasi-objektiven. Schmitz (2009a: 57–59) analysiert das Spüren der Stimmungen⁶⁰ und zergliedert ihr Erleben in Bewegungssuggestionen und synästhetische Charaktere. Synästhetischen Charakteren ist zudem eine Gerichtetheit eigen, sodass diese mit den Bewegungssuggestionen die quasi-objektive

⁵⁸ „Nur was in der Befindlichkeit des Fürchtens, bzw. der Furchtlosigkeit ist, kann umweltlich Zuhandenes als Bedrohliches entdecken. Die Gestimmtheit der Befindlichkeit konstituiert existenzial die Weltoffenheit des Daseins“ (Heidegger 1967: 137).

⁵⁹ Der erlebte Raum kann sowohl ingressiv als auch als Diskrepanz erfahren werden, was die Vergleichbarkeit zu Böhmes Atmosphärendefinition erhärtet.

⁶⁰ Nach Schmitz (2009a: 57–59), der Gefühle als „räumlich, aber ortlos, ergossene Atmosphären“ (Schmitz 2009a: 23) definiert, sind alle Gefühle zwar Stimmungen, aber nicht alle Stimmungen zugleich Gefühle.

Gestimmtheit des Raums repräsentieren⁶¹. Obwohl die Stimmung in unterschiedliche Charakteristika geteilt werden kann, wird sie selbst immer unmittelbar als untrennbare Einheit erfahren (vgl. Schmitz 2011b: 6). Die subjektive und die quasi-objektive Gestimmtheit sind durch die Atmosphäre miteinander verbunden. Die Atmosphäre ist dabei das Medium, über das die Stimmung vom Subjekt zum Raum, aber auch vom Raum zum Subjekt getragen wird⁶². Dabei wird ersichtlich, dass die Stimmung der übertragene Anteil der Gestimmtheit ist, was insbesondere mit der Diskrepanzerfahrung verdeutlicht werden kann. Hier wird die Stimmung der quasi-objektiven an die subjektive Gestimmtheit herangetragen⁶³. Weil die herangetragene Stimmung nicht zur subjektiven Gestimmtheit wird, bleibt sie weiterhin als spürbare Stimmung in der Atmosphäre vorhanden. In der Ingression hingegen wird das Verhältnis von herangetragener Stimmung und subjektiver Gestimmtheit ausgeglichen. Die Stimmung wird zur subjektiven Gestimmtheit und kann fortan als subjektives Gestimmtsein erfahren werden, das die Wahrnehmung des Sich-Befindenden sekundärsynästhetisch⁶⁴ färbt. Dabei wird ersichtlich, dass Stimmungen mediale Wahrnehmungsqualitäten sind, sofern sie zur subjektiven Gestimmtheit werden, denn obwohl Stimmungen zwar keinen direkten Objektbezug haben, beziehen sie sich im Gestimmtsein dennoch auf die Gesamtheit der Wahrnehmung und stellen somit das „Wie“ der Gegebenheiten dar (vgl. Thomas 2011: 211–234; Fuchs 2000a: 21).

⁶¹ Auch bei Böhme lassen sich Beschreibungen über das Zustandekommen von Stimmungen und deren Zergliederung in Faktoren finden. Weshalb und wie diese Kompositionen zu Stimmungen werden, bleibt bei Böhme aber unbeantwortet (vgl. Fuchs 2000a: 216).

⁶² Um die unterschiedlichen Stimmungsbegriffe differenzieren zu können, wird fortan als Stimmung der Stimmungsanteil bezeichnet, der durch die Atmosphäre übertragen wird. Böhme bezeichnet auch die subjektive Gestimmtheit als Stimmung, was jedoch durch das Leibsein ein Gestimmtsein sein muss. So spürt der Wahrnehmende seine Gestimmtheit durch sein Gestimmtsein, was oft auch als sublime, „diffuse emotionale Hintergrundtönung“ (Rupert-Kruse 2012: 1) erfahren werden kann.

⁶³ Sicherlich wird auch die subjektive an die quasi-objektive Gestimmtheit herangetragen. Indem es hier keine Ingression und Diskrepanzunterscheidung gibt, verändert die Stimmung der subjektiven immer auch die quasi-objektive Gestimmtheit.

⁶⁴ Als sekundärsynästhetische Wahrnehmungen werden Erfahrungen bezeichnet, die „unterschiedliche Sinnesempfindungen [...] einander wechselseitig in ihrem Charakter beeinflussen und gemeinsam einen anderen Eindruck vermitteln als sie es getrennt täten (wie etwa zwei Farben aufeinander wirken, so daß z. B. ein und dasselbe Grau vor Weiß deutlich dunkler wirkt als vor Schwarz)“ (Hauskeller 1995: 56).

So lässt sich meine Verwendung der einschlägigen Begriffe, wie folgt zusammenfassen:

- Die **subjektive Gestimmtheit** ist das gegenwärtige Befinden des Menschen.
- Das **Gestimmtsein** ist das Erleben der subjektiven Gestimmtheit.
- Die **quasi-objektive Gestimmtheit** ist der gestimmte Zustand eines Raumes, mit dem der Mensch durch die Atmosphäre in Verbindung steht.
- Eine **Atmosphäre** ist somit das wechselseitige Kommunikationsverhältnis, das Verbindungsglied zwischen subjektiver und quasi-objektive Gestimmtheit.
- Eine **Stimmung** ist der Anteil der Gestimmtheiten, der durch die Atmosphäre übertragen wird. Sie kann in Anlehnung an Schmitz (2009a: 57–59) in Bewegungssuggestionen und synästhetische Charaktere zergliedert werden. Eine Stimmung kann sich durch eine Ingressionserfahrung in den Gefühlsraum einnisten, was die subjektive Gestimmtheit des Menschen verändert und er als Gestimmtsein erfährt. Da in der Diskrepanzerfahrung die Stimmung nicht zur subjektiven Gestimmtheit wird, kann diese auch nicht zum Gestimmtsein führen. Sie bleibt weiterhin in der Atmosphäre als der übertragbare Anteil der quasi-objektiven Gestimmtheit vorhanden. Aufgrund der Wechselseitigkeit greift die Stimmung auch in die Gestimmtheit des Raumes ein und verändert diese.

2.4 Der Prozess des Gestimmt-Werdens als Stimmungsmose

Schmitz (2009a: 58–59) definiert Zufriedenheit (erfüllte Weite) und Verzweiflung (leere Weite) als reine Stimmungen, die fortan als Grundgestimmtheiten⁶⁵ bezeichnet werden. Sie stellen den immer vorhandenen „tragende[n] Untergrund allen seelischen Lebens“ (Bollnow 2009: 109) dar. Die Grundgestimmtheiten sind eine Art Basisschicht des Subjektes (vgl. Heidegger 1967: 340) und bilden die „Grundbefindlichkeit unserer Existenz“ (Fuchs 2000a: 21). Sie werden tendenziell zum ständigen Begleiter des Menschen und sind zudem das Fundament jeglicher Affizierung. Ferner sind es obligate, wenn auch noch ungerichtete⁶⁶

⁶⁵ Hahn (2014: 69) bezeichnet dies als Grundmodus des menschlichen In-der-Welt-Seins.

⁶⁶ Hierzu auch Bollnow (2010; 2009), der Stimmungen ebenso von intentional gerichteten Gefühlen unterscheidet. Stimmungen sind Zuständlichkeiten des menschlichen Daseins, die auf nichts verweisen, wenngleich er dies für negative Stimmungen negiert, „weshalb Bollnow Heideggers Angstanalyse durch eine Theorie positiver Stimmungen (Glück) ergänzte“ (Meyer-Sickendiek 2011: 50). Fuchs greift den Begriff des „Zumuteseins“ nach Lersch auf, um Stimmungen zu charakterisieren. „Typische Stimmungen sind [für Fuchs, A. F.] etwa Heiterkeit, Übermut (Euphorie), Mißmut (Dysphorie), unbestimmte Sehnsucht, Wehmut, Schwermut oder die Langeweile“ (Fuchs 2000a: 21).

Vorstufen, auf denen tendenziell gleichgerichtete Gefühle aufsatteln können⁶⁷ (vgl. Hasse 2012a: 19). So können herangetragene Stimmung durch Ingression entweder auf die Grundgestimmtheit aufsatteln, was eher subtil erfahren wird, oder in die Grundgestimmtheit des Menschen eingreifen, was tendenziell als brachiale Umstimmung erfahren wird.

Die subjektive Gestimmtheit⁶⁸ konstituiert sich sowohl aus Anteilen der persönlichen Situation als auch aus dem aktuellen Moment⁶⁹ heraus und ist der Grund unseres So-Seins (vgl. Hasse 2012a: 15). Dabei wird sie zum „Ausdruck unserer gegenwärtigen Gesamtverfassung“ (Fuchs 2000a: 217) und stellt zugleich die Weiche zwischen Ingression und Diskrepanz. Auch Bollnow (2009), Böhme (2002; 2001a) und Hauskeller (1995) haben erkannt, dass nicht nur das Verhältnis der Gestimmtheiten zueinander die Ingression bzw. Diskrepanz bedingen. Stimmungen selbst verfügen über eine Art Dominanz, die sich wiederum in zwei Subkategorien gliedern lässt. Einerseits gibt es Stimmungen, die dem Spürenden ihren Stimmungscharakter aufdrücken wollen. Sie werden als dominant empfunden und können den Spürenden förmlich überwältigen bzw. mit sich reißen.

„Der Mensch empfindet hier die Stimmungen als eine beängstigende und manchmal doch wieder verlockende Macht, die ihn in seiner freien Selbstbestimmung einschränkt und gegen die er sich darum zur Wehr setzen muß“ (Bollnow 2009: 109).

Andererseits gibt es Stimmungen, die in den Gefühlsraum „sickern“, und sich dort festsetzen. Jede subjektive Gestimmtheit hat dabei eine gewisse Dominanz inne, sodass sich die herangetragene Stimmung nur einnisten kann, wenn sie diese Dominanz der subjektiven Gestimmtheit überwindet. Dabei wird ersichtlich, dass das Dominanzverhältnis von subjektiver und quasi-objektiver Gestimmtheit über Ingression und Diskrepanz entscheidet. Stimmungen lassen sich demnach in einen der folgenden Quadranten einordnen:

⁶⁷ „Die Schwermut bringt Trauer oder Schuldgefühle hervor; diffuse Angst versucht, zur Flucht zu werden und so einen „Angriffsort“ in Raum und Zeit zu finden. Stimmungen bilden so gleichsam die Grundschicht oder den Boden, auf dem sich die stärker bewegten und spezifisch gerichteten Gefühle erheben“ (Fuchs 2000a: 217).

⁶⁸ Die subjektive Gestimmtheit lässt sich in Rückgriff auf die Grundgestimmtheit „einer vertikalen Grundpolarität von eher gehobenen oder eher gedrückten [Charakteristika, A. F.] zuordnen“ (Fuchs 2000a: 21).

⁶⁹ Nach Heidegger (1967: 136) steigen Stimmungen „als Weise des In-der-Welt-seins [sic!] aus“ dem Menschen selbst auf, sodass sich die subjektive Gestimmtheit auch aus sich selbst heraus verändern kann.

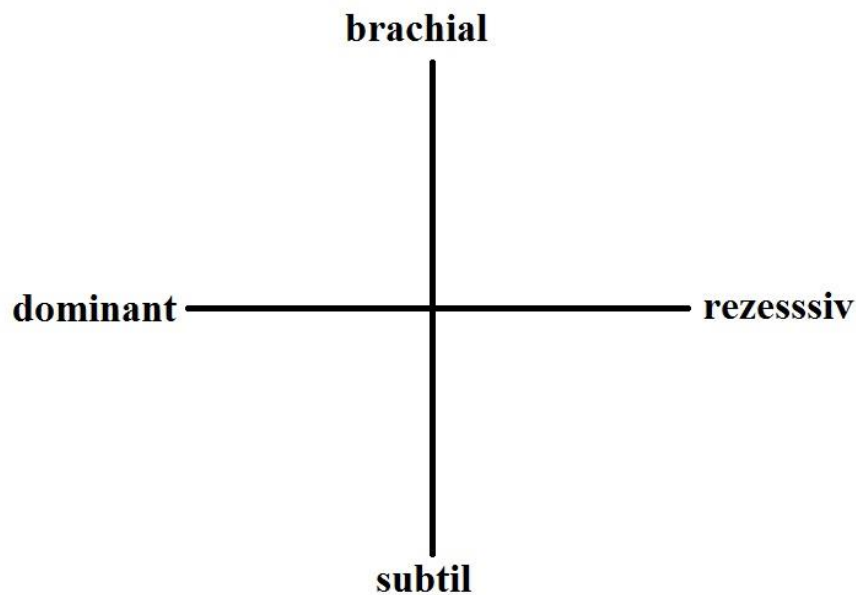


Abbildung 1: Charakteristika einer Atmosphäre (eigene Darstellung)

Die Ingression von herangetragenen Stimmungen scheint dabei dem in der Biologie beheimateten Prinzip der Osmose zu folgen. Dies ist aber lediglich metaphorisch zu verstehen, da der Leib ein flächenloser, prädimensionaler Raum ist, bei dem es kein innen und außen gibt, sodass auch nichts in ihn diffundieren oder infiltrieren kann. In dieser Metaphorik kann der osmotische Druck als die Dominanz der affizierenden Macht der Stimmung begriffen werden. Das Subjekt ist vom Nebel der Atmosphäre vollständig umhüllt. Die quasi-objektive Gestimmtheit wird durch die Atmosphäre als Stimmung an das Subjekt herangetragen, sodass die quasi-objektive Gestimmtheit in der Atmosphäre auf die subjektive prallt. Während die herangetragene Stimmung versucht, sich im Gefühlsraum des Sich-Befindenden festzusetzen⁷⁰, hält die subjektive Gestimmtheit dem Versuch stand. Ähnlich dem Ringen zwischen Enge und Weite, ringt hier die Stimmung mit der subjektiven Gestimmtheit um die Macht über das Subjekt. Ist die leibliche Spannung gering, ist eine Affizierung wahrscheinlicher⁷¹ (vgl. Mahayni 2003: 40–41).

Doch selbst bei hoher leiblicher Spannung kann eine Ingression stattfinden. Nimmt in diesen Momenten die Dominanz der herangetragenen Stimmung weiter zu, steigt ihr stimmungsosmotischer Druck, sodass die Stimmung, trotz er-

⁷⁰ Böhme (2001a: 47–50) attestiert allen herangetragenen Stimmungen eine Umstimmungstendenz.

⁷¹ Mahayni (2003: 40–41) verdeutlicht dies am Beispiel der Müdigkeit.

höher leiblicher Spannung, den Gefühlsraum zumindest kurzzeitig belagern kann. Ähnliches zeigt sich bei dominanten subjektiven Gestimmtheiten. So kann ein Trauernder während des Leichenschmauses von der heiteren Stimmung ergriffen werden, die sich aber nicht nachhaltig in seinen Gefühlsraum einnisten kann. Sie findet keinen dauerhaften Verankerungspunkt, wenngleich sie ihn dennoch temporär in den Bann ziehen kann. Der o. a. Metaphorik folgend, werden Stimmungen der aktuellen Situation mit hohem Wirkungsdruck durch die leibliche Spannung in den Gefühlsraum „gepresst“. In dieser Zeit kann der Trauernde die Heiterkeit als vorübergehendes Gestimmtsein erfahren. Sobald der Druck der herangetragenen Stimmung nachlässt, verblasst dieses Gestimmtsein und die dominante subjektive Gestimmtheit, die lediglich überlagert gewesen ist, ergreift erneut die Macht⁷². Nach Böhme (2001a: 47–50) tragen nicht nur die herangetragenen Stimmungen die Tendenz der Umstimmung in sich, sondern auch der Mensch neigt eher zur Ingression, sodass die Dominanz der subjektiven Gestimmtheit immer in Bewegung ist und mit der Zeit verblasst.

„In einer Stimmung sein oder ein Gefühl haben sind temporäre Gemütszustände. Sie sind von einer gewissen Dauer, bis sie von einer anderen Stimmung abgelöst werden“ (Hahn 2014: 70).

Jede subjektive Gestimmtheit unterliegt demnach offensichtlich den Regeln der Halbwertszeit⁷³. So wie leibliche Enge durch einen neuen Impuls gesetzt wird, wird auch die subjektive Gestimmtheit durch einen Impuls der Affizierung neu gesetzt. Wie die Enge in die Weite abdriftet, nimmt auch hier die gespürte Intensität des Gestimmtseins mit der Zeit ab. Während es in der Trauer noch unmöglich erscheint, anderweitig affiziert zu werden, sinkt ihre Dominanz und Intensität im Laufe der Zeit. Die Dominanz der Trauer verliert an Macht, ihr Stimmungsdruck reduziert sich kontinuierlich, bis eine neue Stimmung zur subjektiven Gestimmtheit wird.

⁷² Hier kann u. a. das Beispiel der Klink-Clowns angeführt werden. Sie laden die Atmosphäre der aktuellen Situation so stark auf, dass sie die Kinder in Krankenhäusern durch ihre Arbeit zumindest kurzzeitig mit ihrer heiteren Stimmung affizieren können, obwohl ihre zuständige Situation von Angst und Schmerzen geprägt ist. Die Kinder können nach dem Besuch retrospektive Anteile der Atmosphäre aus dem Leibgedächtnis mobilisieren und den leiblichen Regungen nachspüren, sodass den Klink-Clowns eine nachhaltige Wirkung zugesprochen werden kann.

⁷³ Diese Halbwertszeit ist keine feste Kenngröße, sodass man diese nicht durch Tage und Woche operationalisieren kann, wenngleich dies insbesondere bei Trauer sogar im ICD-10 Katalog (F40-F48 Neurotische, Belastungs- und somatoforme Störungen) versucht wird.

2.5 Das Verhältnis von Aktualität und Vergangenem

Rauh (2012) und Böhme (2001a) beschreiben eine Atmosphärenenerfahrung als eine Erfahrung des „Hier und Jetzt“. Beide Autoren setzen die Anwesenheit des Spürenden sowie eine zeitliche Aktualität voraus. Ähnliches lässt sich auch bei Schmitz (1998) finden. Dennoch werden die meisten Menschen die Erfahrung kennen, dass eine bestimmte Atmosphäre gespürt wird und dadurch retrospektive Anteile der persönlichen Situation mobilisiert und expliziert werden. Diese Erinnerungen gehen dabei über die kognitiven Erinnerungen hinaus und sind mit leiblichen Regungen verbunden. Sie können auch nach Jahren noch nachgespürt werden, obwohl sich der Spürende weiterhin im Hier und Jetzt befindet. Dieser „Flashback“, auch als „Proust-Phänomen“ oder „Proust-Effekt“ bekannt, wird besonders gut bei „Nah-Sinnen“, also bei Düften oder bei Geschmäckern empfunden, sodass es keine Seltenheit ist, dass man sich durch bestimmte Gerüche und/oder Geschmäcker zumindest partiell an bereits erfahrene Situationen zurück erinnert fühlt⁷⁴ (vgl. Proust 2004; Knoblich et al. 2003: 8; Schmitz 1998: 208; Hauskeller 1995: 53-55). Dabei wird deutlich, dass die affektive Betroffenheit der Schlüssel zum Vergangenem ist, der das Erlebte in die Gegenwart mobilisiert⁷⁵ (vgl. Schmitz 1998: 206–208).

„So etwas kennen viele Menschen als bleibende Eindrücke von einmaligen Erlebnissen (sei es eine religiöse Ergriffenheit, sei es ein Moment der tiefen Zuneigung zu einem anderen Menschen, der nicht reproduzierbar ist, der aber auf Dauer für die Beziehung prägend bleibt), welche sich im Leibgedächtnis eingebrannt haben“ (Uzarewicz 2013b: 147).

Rauh (2012: 167–169) führt für diesen Teil der Wahrnehmung die „ästhetische Hintergrunderfahrung“ ein, die der Sich-Befindende wie ein Kometenschweif stets mit sich zieht. Das „Hier und Jetzt“ mutiert dadurch zu einem „Hier und Immer“, wobei das „Hier“ eine Konstante darstellt, da der Spürende im „Hier“ affiziert werden muss. Die Aktualität des Situationsverständnisses nach Schmitz bleibt dadurch unangetastet (vgl. Schmitz 1978: 205). Rauh legitimiert sein „Hier und Immer“ durch die Tatsache, dass es sich nicht um die komplette und

⁷⁴ „Mit der Vergangenheit ist der Mensch dadurch vertraut, dass er leiblich ist; Leib und Zeit gehören unzertrennlich zusammen“ (Schmitz 1998: 204).

⁷⁵ Weniger stark ausgeprägte Formen dieses Phänomens machen sich u. a. die Tourismus- und Werbeindustrie zu Nutze, indem bspw. alle Hilton-Hotels mit einem Corporate Smell ausgestattet sind, die über den Aufenthalt eine Konstante auch über mehrere Aufenthaltsorte hinweg bilden. Durch die Macht der Immersion sollen die Explikate zu einer spürbaren Erinnerung führen (vgl. Uzarewicz 2011: 277; Lüppens 2006: 68).

kongruente Atmosphäre handelt, in die man durch die Erinnerung erneut eintaucht. Das Spüren einer Atmosphäre wird im Leibgedächtnis mit „situativ besetzten Qualitäten“ (Fromm 2012: 70) gespeichert⁷⁶ (vgl. Fromm 2012: 81; Schmitz 1998: 211). Die Explikate sind aber lediglich „Wahrnehmungszutaten“ (Rauh 2012: 43) dieser Atmosphäre, die durch die Erinnerung aus dem Hintergrund in den Vordergrund gelangen. Auch Tessin (2008: 19–20) erkennt, dass eine ästhetische Erinnerung nur in groben Zügen möglich ist. So bildet eine Erinnerung an eine Atmosphärenwahrnehmung lediglich eine Kette von aneinandergereihten „Wahrnehmungszutaten“ von bereits erfahrenen Situationen, die leiblich gespürt werden⁷⁷. Rauh (2012: 169) reduziert in Anlehnung an Schmitz (1998) die Erinnerungsebene auf einzelne Ekstasen und das daraus resultierende Betroffensein des Menschen. Erinnerungen folgen somit keinem kausalen Schema, sodass „die Atmosphäre im ‚Hier und Jetzt‘ der Atmosphäre A zum Zeitpunkt Z am Ort O in der Weise W gleiche“ (Rauh 2012: 168–169). Wird man also zurück erinnert, zeigt sich dies in zwei Dimensionen. Einerseits kann man aufgrund der leiblichen Erfahrungen einer Atmosphäre an eine Situation zurückerinnert werden, womit sich dies an die präreflexive Explikation aus der ästhetischen Hintergrunderfahrung nach Rauh anlehnt⁷⁸. Andererseits kann dieser Schritt im bewussten Sich-Erinnern auch einen reflexiven Ausgangspunkt haben. So reicht es häufig aus, an eine Situation zu denken, um von dieser erneut ergriffen zu werden (vgl. Uzarewicz 2016: 77). Dies folgt aber ebenso keinem Kausalschema, nach dem der Gedanke G immer die Ergriffenheit E auslöst. Vielmehr benötigt das leiblich spürbare Zurückerinnern ein passendes Zusammenspiel zwischen den Gedanken, der subjektiven Gestimmtheit und der zu mobilisierenden Explikate.

2.6 Zusammenfassung

Hauskeller (1995) und Böhme (2001a: 54), die den Atmosphärenbegriff von Schmitz weiterentwickeln, gehen von der Annahme aus, dass „das Atmosphärische nichts in der Welt Begegnendes (und damit Kontingentes) sei, sondern die Form der Begegnung selbst“ (Hauskeller 1995: 195–196). Sie setzen eine Anwesenheit eines Wahrnehmenden voraus, da die Atmosphäre für sie das Kom-

⁷⁶ Das Leibgedächtnis wird zu einer dynamischen, sich verändernden Struktur, die sich fortan durch die „Dynamik von Bildung und Umbildung der persönlichen Situation“ (Schmitz 1998: 201) verändert.

⁷⁷ Hierzu auch Fischer-Lichte 2004; 2001 und Schmitz 1998.

⁷⁸ Indem im Erinnern immer nur einzelne „Wahrnehmungszutaten“ mobilisiert werden, müssen sich die aktuelle und die vergangenen Situationen nicht ähneln, sodass dadurch auch „Déjà-vu-Erlebnisse“ entstehen können.

munikationsverhältnis ist, das das Subjekt mit seiner Umwelt verbindet⁷⁹. Dalsgraad und Kortbek (2009: 5) stellen diese Atmosphärenkonstellation grafisch dar, Stidsen, Kirkegaard und Fisker (2009: 12) vervollständigen die Grafik, indem sie eine zusätzliche Zeitschiene einfügen:

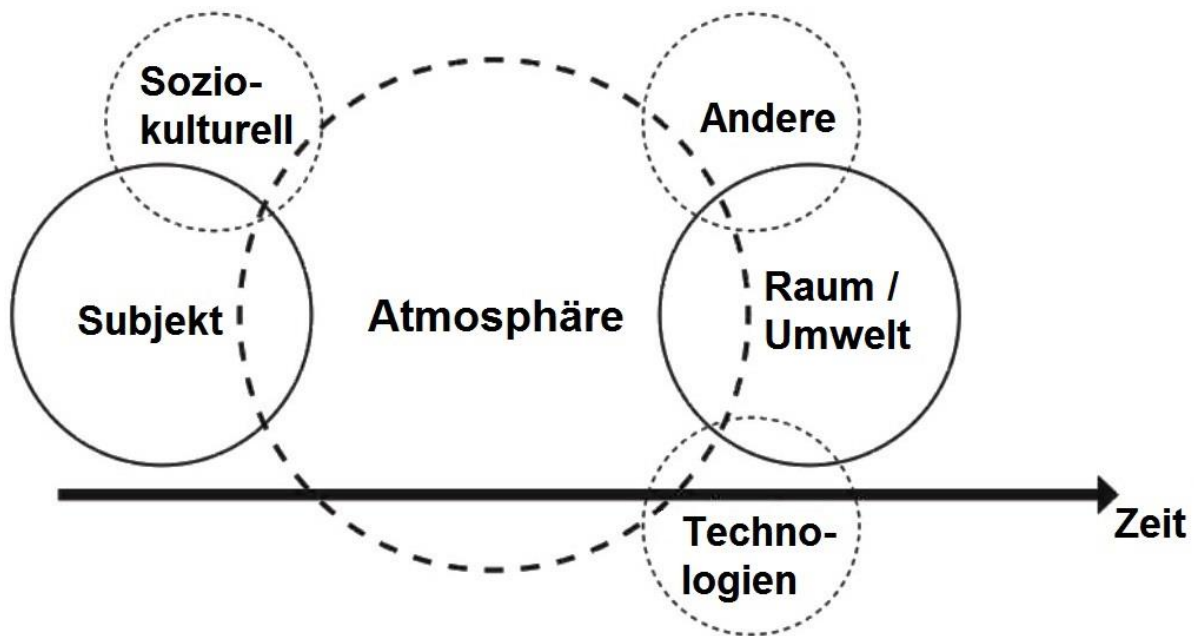


Abbildung 2: Atmosphärenendarstellung nach Beck und Stidsen⁸⁰

Da Raum zwar ohne Mensch, Mensch aber nicht ohne Raum vorstellbar ist und eine Atmosphäre immer die leibliche Präsenz des Sich-Befindenden voraussetzt, wird deutlich, dass Raum⁸¹ und Subjekt die kleinste Einheit einer Atmosphäre ist (vgl. Böhme 2001a: 45–59). Aus diesem Grund sind diese Kreise mit durchgehenden Linien dargestellt und in der Atmosphäre miteinander verbunden. Die gepunkteten Kreise bilden Subkategorien der beiden Hauptkategorien. So gehört die Soziokulturalität zum Subjekt, und die Technologien gehören aufgrund ihrer Verortung zum Raum bzw. zur Umwelt. Stidsen et al. (2009) definieren dadurch zwar keine neuen Wirkelemente, sie stellen jedoch besondere Bestandteile, die

⁷⁹ Bei Appen (2007: 237–249), der auf Seel rekurriert, lassen sich ähnliche Gedanken finden, wobei er die Differenzierung zwischen Charakter und Atmosphäre wählt, die hier nicht weiter verfolgt wird.

⁸⁰ Die Grundaussführung der Darstellung ist in englischer Sprache bei Dalsgraad und Kortbek (2009: 5) zu finden und wurde von Stidsen, Kirkegaard und Fisker (2009: 12) durch die Zeitschiene vervollständigt. Diese Beschriftung der Grafik wurde von mir in die deutsche Sprache übersetzt.

⁸¹ Die Faktoren Raum und Umwelt stehen in dieser grafischen Darstellung für die quasi-objektive Gestimmtheit des Raumes, was von Kortbek (2009) und Stidsen et al. (2009) mit „surrrounding Areas“ beschrieben wird.

die Wirkung von Atmosphären beeinflussen, weiter in den Vordergrund, indem sie diese explizit benennen.

“The Socio Culture is an important category because of our different cultural understanding of our surroundings and it is placed somewhere between atmosphere and subject” (Stidsen et al. 2009: 11).

Ähnlich wie die Soziokulturalität die persönliche Atmosphärenwahrnehmung prägt, können Technologien die sinnliche Präsenz eines Raums stark verändern. Dalsgraad und Kortbek (2009: 5), die auf das pragmatische Technologieverständnis von Hickmann aus dem Jahre 1992 rekurrieren, nehmen deshalb die Technologie explizit in ihre Atmosphärendarstellung auf. Obwohl Böhme (2001b) den Faktor der Technologien nicht explizit benennt, wird in seinen Ausführungen deutlich, dass er diese in seine Raumdefinition inkludiert, da er den Raum als allgemeines, allumfassendes, flächenloses Gebilde sieht. Unter die Kategorie des Anderen subsumieren Dalsgraad und Kortbek (2009: 4) andere Menschen, die durch ihre persönliche Situation die Gestimmtheit beeinflussen⁸². Subjekte stellen durch ihre fluktuierende Erscheinung und die Aktualität ihrer eigenen Gestimmtheit eine Besonderheit in der Atmosphärenkonstellation dar, sodass sich ein belebter Raum immer von einem menschenleeren unterscheidet. Des Weiteren müssen unter dem Punkt „Andere“ alle weiteren anwesenden leiblich-situierten Lebewesen subsumiert werden. Auch wenn diese Erweiterung bei Dalsgraad und Kortbek keine Beachtung findet, können Tieren ähnliche atmosphärische Eigenschaften zugesprochen werden. Ein Hund kann z. B. freundlich oder aggressiv wirken und dadurch die Gestimmtheit eines Raums maßgeblich prägen. Das letzte Element der Grafik, die Zeitschiene, kann in zwei Dimensionen aufgespalten werden. Zum einen handelt es sich dabei um die zeitliche Aktualität der Atmosphäre, was bedeutet, dass diese nie eingefangen oder reproduziert werden kann (vgl. Rauh 2012: 168–169). Zum anderen umfasst die Zeit die weitere Dimension „Zeit der Umgebung“ also die Jahres- oder Tageszeit, die die Umgebung in einem anderen Licht erscheinen lässt und unterschiedliche Gestimmtheiten evoziert.

In dieser praxisorientierten Arbeit wird die Atmosphärentheorie nach Böhme, wie in Abbildung 2 dargestellt, verfolgt, da er „die Produktionsästhetik, also das

⁸² “At times, we are acutely aware of others in our vicinity; this awareness may in fact be a major part of the atmosphere of a place. We are seldom alone in the urban setting, but even when we are, there is always the possibility of the presence of others” (Dalsgraad/Kortbek 2009: 4).

Machen von Atmosphären, die ästhetische Arbeit⁸³“ (Uzarewicz 2016: 59) fokussiert. Durch die Prägung des naturwissenschaftlichen Denkens ist man gewöhnt, dass Intersubjektivität normalerweise in der Objektivität und der Reliabilität begründet liegt. Doch trotz der subjektiven Variabilität von Atmosphären bedeutet dies nicht im Umkehrschluss, dass das Erfahren von Atmosphären rein subjektiv, beliebig oder gar willkürlich ist. Tendenzielle Wirkweisen von bestimmten Räumen, aber auch von einzelnen Ekstasen sind nicht zu leugnen, so dass die radikale Subjektivität im Spüren von Atmosphären dennoch auf ein intersubjektives Verständnis trifft, wenn die Personen „kulturell in einer bestimmten Weise ‚einsozialisiert‘⁸⁴ (Böhme 2013: 4) sind. Erst die Fokussierung auf eine relativ homogene Zielgruppe erlaubt eine tendenzielle Herstellung von Atmosphären, die aber dennoch ambivalent⁸⁵ erfahren werden können (vgl. Meisenheimer 2004: 52–53). Atmosphären sind Totalitäten des Ephemeren. Aufgrund ihrer Ergossenheit grundieren und färben sie das Leben, „sie lassen alles in einem bestimmten Licht erscheinen, fassen die Mannigfaltigkeit von Eindrücken in einer Stimmungslage zusammen. Über das Ganze kann man jedoch eigentlich nicht sprechen, schon gar nicht über das Ganze der Welt. Reden ist analytisch und muss sich an Einzelheiten halten. Ferner sind Atmosphären so etwas wie die ästhetische Qualität einer Szene, eines Anblickes, das ‚Mehr‘ von dem Adorno orakelnd spricht, um ein Kunstwerk gegenüber einem Machwerk auszuzeichnen oder das ‚Offene‘, das uns nach Heidegger überhaupt den Raum gibt, in dem etwas erscheint. Atmosphären haben, so gesehen, etwas Irrationales, und das heißt wörtlich: etwas Unaussprechliches“ (Böhme 2013: 2).

⁸³ Hierzu auch Rogge (2013).

⁸⁴ Auch bei Böhme (1996) und Schouten (2007) sind Hinweise auf soziokulturelle Einflüsse bei der Atmosphärenwahrnehmung zu finden.

⁸⁵ Schmitz (2011a: 46; 77–79) sieht dies in der persönlichen Situation des Spürenden begründet. Rauh (2012: 168–169) entwickelt hierfür die ästhetische Hintergrunderfahrung, die aber ebenso auf die persönliche Situation zurückgreift. Schouten (2007: 114–119) beschreibt dieses Phänomen als die „Divergenz des Spürens“, Uzarewicz (2013b: 149) und Kimura (2007: 253) bezeichnen es als Ambivalenz.

3 Das *Alten-wohn-heim*, ein „sozialer Zwitter“

Die Erforschung der Aufenthaltsqualität in Altenheimen, insbesondere unter neoästhetischer Perspektive, hat erst vor ein paar Jahren begonnen, sodass deren Erkenntnisse in den bestehenden Altenheimen nur selten Berücksichtigung finden (vgl. Uzarewicz 2016, Kaiser 2014a; b; Nickl-Weller/Nickl 2013; Uzarewicz 2006a). Wie die Entwicklungshistorie der Altenheime zeigt, können diese seit dem zweiten Weltkrieg in vier bzw. fünf Generationen eingeteilt werden. In der ersten Periode, von Kriegsende bis in die 1960er Jahre, wurden reine Verwahranstalten eröffnet⁸⁶. Wie sich aus der Begrifflichkeit der Verwahranstalt ableiten lässt, ist hier das Verwahren, Aufbewahren, Wegräumen im Vordergrund gestanden (vgl. Uzarewicz 2016: 70). Wohnen in einer Verwahranstalt ist schlichtweg bedeutungslos gewesen (vgl. Kaiser 2014a: 3; Uzarewicz 2006a: 53). Auch in der zweiten Generation, die sich im fließenden Übergang zwischen 1960 und 1970 herauskristallisiert, ist dem Wohlfühlen und dem Wohnen der dort lebenden Menschen wenig Beachtung geschenkt worden. Sie sind dort als chronisch kranke Patienten angesehen worden (vgl. Kaiser 2014a: 4). Erst in der Weiterentwicklung zur dritten Generation ist ein Paradigmenwechsel zu erkennen. Ab den 80er Jahren des 20. Jhds. sind Erkenntnisse der Gerontologie als Basis für die Wohnbedürfnisse der dort lebenden Menschen herangezogen worden. Der Charakter der Verwahranstalt ist dadurch zunehmend in den Hintergrund getreten und die individualisierte Lebensweltorientierung ist immer mehr in den Fokus gerückt worden. Fortan ist anstatt vom Altenwohnheim von betreutem Wohnen gesprochen worden. Residenzen⁸⁷, Seniorenzentren oder Wohnstifte sind gegründet worden, in denen die Bewohner in Kleingruppen möglichst individuell versorgt werden (vgl. Kaiser 2014a: 5; Uzarewicz 2006a: 53–54). Mit der vierten Generation – seit Mitte der 1990er Jahre – wird der Heimcharakter durch einen familiären Wohlfühlcharakter abgelöst. Seitdem werden Hausgemeinschaften geschaffen, die den dort lebenden Menschen ein Wohnen ermöglichen sollen. Den Bedürfnissen der Bewohner wird ein höheres Gewicht zugesprochen. Sie sollen so weit wie möglich ihre gewohnten Abläufe beibehalten: Individualität und Autonomie der Bewohner stehen somit im Zentrum der Versorgung (vgl. Kaiser 2014a: 6; Uzarewicz 2006a: 54). Eine individuell abgestimmte Pflege, die den Bewohnern trotz des Einzugs in

⁸⁶ Nach dem zweiten Weltkrieg sind „leerstehende Kasernen zu Heimen umfunktioniert“ (Uzarewicz 2006a: 53) worden. Diese haben die Intention einer reinen Verwahranstalt verfolgt, in denen die „Heiminsassen“ verwahrt gewesen sind. Lediglich ein Schlaf- und ein Essplatz sind den dort lebenden Menschen vorgehalten worden. Soziale Angebote oder Gemeinschaftsräume sind dabei eine Seltenheit gewesen, woran die funktionale Ausrichtung deutlich wird (vgl. Kaiser 2014a: 3).

⁸⁷ Etymologische Bedeutung aus dem 15. Jhd.: Der Wohn- und Amtssitz eines weltlichen oder geistlichen Würdenträgers (vgl. DWDS 2017).

eine Versorgungseinrichtung erlaubt, ihr gewohntes Leben weiter zu führen, wird von Kaiser (2014a; b) als die anzustrebende fünfte Generation definiert. Dabei verschmilzt eine adhärente Versorgung mit dem gewohnten, selbstbestimmten Leben der Bewohner, sodass diese als Individuum in das Zentrum der Versorgungsprozesse gerückt werden.

Die komprimierte Genese der institutionellen Altenversorgung zeigt: Je dominanter der Begriff Wohnen in der Bezeichnung der Versorgungsform erscheint, desto eher ist eine selbstständige Lebensführung der Bewohner möglich. Neben den Entwicklungen neuer Versorgungskonzepte, die das selbstbestimmte Leben fördern sollen, zeigt sich im Verlauf auch die Fokussierung auf das Wohlbefinden und das Wohnen der Bewohner⁸⁸. Die Bewohneretagen werden kontinuierlich lebensweltnaher gestaltet, sodass ihre physiognomische Wirkung Assoziationen zu einem Wohnhaus, einer Pension oder einem Hotel zulässt. Farbkonzepte mit warmen Farben, Fußböden in Holzoptik, farbige Bettwäsche und „heimelig“ gestaltete Bewohnerzimmer mit Pflegebetten, die mehr an ein „gewöhnliches“ Bett als ein Pflegebett erinnern, lassen den Heim- bzw. Krankenhauscharakter in den Hintergrund treten (vgl. Kaiser 2014b; Uzarewicz 2013a: 14). Das Bewohnerzimmer wird immer mehr zum Privatraum der Bewohner. Allmählich verändert sich auch das Verhältnis von Pflegenden und zu Pflegenden. So lässt sich konstatieren, dass die Aufenthaltsqualität der Bewohner mit der Generation des Altenheims korrespondiert, was im Zusammenwirken der Versorgungskonzepte mit der Raumwirkung, also im atmosphärischen Erleben der Bewohner begründet liegt.

3.1 Das Verhältnis von Wohnen und Leben

Immer mehr Menschen verbringen ihren Lebensabend in einem Altenheim. Dies wirft die Frage nach dem „Wie“ auf. Wie verbringen sie dort ihren Lebensabend und wie gestalten sie ihn? Verweilen, leben oder wohnen sie dort? In der Alltagssprache heißt wohnen für gewöhnlich „sich im Raum einer Wohnung oder eines Hauses mehr oder weniger dauerhaft aufzuhalten. Dieses Denken führt

⁸⁸ Brinker (2005: 10) stellt bei dem Blick auf die Genese der Altenheime fest, dass sich die vorherrschenden Altenbilder der Zeit auch in Architektur und Gestaltung der Altenheime ablesen lassen. Auch der Ort, an dem Heime errichtet werden, spiegelt die gesellschaftlichen Bilder des Alters und des Alterns. Auch wenn sich die Unterbringungs- und Lebensqualität der Menschen in Altenheimen mit anpassbaren Wohnraumkonzepten verbessert hat, werden in Deutschland immer noch Heime mit der Begründung der günstigeren Baugrundstücke am Stadtrand errichtet. Dies ist nicht nur als Verdrängung der Personen aus dem Stadtbild zu werten, sondern zugleich als Verdrängen und Tabuisierung des Alters in der Gesellschaft (vgl. Brinker 2005: 375–390).

jedoch in die Irre“ (Hasse 2014: 33), da Wohnen mehr ist als einen Aufenthaltsort zu haben. Im Wohnen schwingt eine qualitative Komponente des Aufenthaltes mit, es trifft eine Aussage wie sich der Mensch an einem Ort aufhält. Insbesondere in der westlichen Welt werden aber durch die kulturell bedingte Macht des „zweckrationalistischen Denkens [...] existenzielle Sinnfragen durch Sachfragen nicht nur überlagert, sondern oft auch verdrängt. Die lebensweltlich-existenzielle Dimension des Wohnens wird auf diese Weise diskursiv getilgt“ (Hasse 2014: 151). Wohnen und Einrichten wird demnach oft unter das Diktat des Zweckes gestellt, sodass jedes Ding eine gewisse Funktion zu erfüllen hat. Eine zweckfreie Beschäftigung mit dem Thema Wohnen wirkt hingegen veraltet und unpassend. Ähnlich wie bei den Begriffen Atmosphäre und Stimmung zeigt sich auch Wohnen als ein Begriff, den man zwar häufig verwendet, wenngleich eine Definition schwer fällt.

„Wohnen⁸⁹“ und „leben“ werden häufig synonym verwendet, wie die Architekturpsychologin Walden (1995) in einer internationalen Analyse der Begrifflichkeiten festgestellt hat. Übersetzt man den deutschen Begriff „Wohnzimmer“ ins Englische (*living room*), wird dieser zum „Lebenszimmer“. Dies ist nur ein Beispiel für die synonyme Begriffsverwendung⁹⁰, was auf eine etymologische Verbundenheit schließen lässt, die sich auch im digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS 2017) wiederfindet (vgl. Walden 1995: 70–73). Sprachgeschichtlich ist Wohnen im 8. Jhd. als „seinen ständigen Aufenthalt haben“ verstanden worden. Hier wird die Verbindung einerseits zum heutigen Sprachgebrauch und andererseits zu der Aussage „ich lebe hier“ deutlich. Etymologisch leitet sich die Bedeutung des Verbs „wohnen“ von „gewohnt sein“, „zufrieden sein“ ab. Heidegger (1951: 337–338) stellt die These auf, dass man vom Bauen zum Wohnen gelangt, die er durch eine etymologische Analyse der beiden Begriffe fundiert. Dabei stellt er fest, dass bauen von dem althochdeutschen Wort *buan* abstammt, was damals ebenso „wohnen“ bedeutet hat. Bei weiteren Analysen verweist er auf eine zusätzliche Verwandtschaft zu *bhu* und *beo* (dem heutigen „bin“), wodurch er eine Transferierbarkeit der Aussagen von „ich bin“ zu „ich wohne“ und von „du bist“ zu „du wohnst“ sieht. Wohnen wird zum Verankertsein auf der Erde, sodass *cogito ergo sum* zu *habito ergo sum* wird. „Wie wir

⁸⁹ Wohnen beschränkt sich nicht auf das häusliche Wohnen. So kann z. B. in einem die Angst inne wohnen. Ebenso gibt es weitere Beispiele in der Dichtkunst, wie in Goethes Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“ (Goethe Vers 1112 in: Höhne 2005: 14) oder in der Mystik oder Theologie, in der durch Metaphern das Wohnen an imaginären Orten möglich gemacht wird. So wohnt Gott z. B. im Himmel (vgl. Hasse 2009: 27).

⁹⁰ Auch im Französischen werden die Begriffe synonym verwendet (vgl. Uzarewicz 2016: 23–24).

wohnen bestimmt letztlich auch wer wir sind – und wer wir sind bestimmt, wie wir wohnen“ (Selle 1993: 27), sodass Wohnen zum Existenzial wird.

Fundiert auf die etymologische Verbindung von Bauen und Sein stellt Heidegger (1951: 337–338) die These auf, dass Wohnen ebenso mit einer Verhaltensweise verbunden ist. So ist Wohnen nicht an einen Ort, z. B. an die häusliche Wohnung gebunden, wenngleich Heidegger von dieser die erste und eingeschränkste Dimension des Wohnens ableitet. Eine Unterkunft, eine Wohnung zu haben, sieht er als basale Schicht des Wohnens. In der darüber liegenden Schicht weitet er das Wohnen auf andere Bauwerke aus, da das frühere *buan* (bauen) auch eher mit dem Aufbau eines Zeltes als mit dem Bau eines Hauses zu vergleichen ist (vgl. Walden 1995: 70). Im gegenwärtigen Sprachgebrauch lassen sich für diese mangelnde ortsräumliche Fixierung noch weitere Beispiele finden. Der LKW-Fahrer wohnt sprichwörtlich auf der Straße, weshalb van der Leeuwen (1984: 13) hier auch einen Vergleich zu nomadischen Lebensformen zieht. Für den Nomaden ist sein Zelt das, was für den LKW-Fahrer sein LKW ist. Van der Leeuwen verdeutlicht dies durch die Verwendung des allgemeinen Begriffs des Habitats – eine Wohnform, die man überall hin mitnehmen kann und an keine feste Umgebung gebunden ist. Diese Wohnform bildet die zweite Dimension von Heideggers (1951: 338) Wohntheorie. Er begründet diese Verallgemeinerung, indem er anführt, ebenso unter einer Brücke wohnen zu können. Die Identifikation mit diesem Ort sieht er dabei als zwingende Voraussetzung für das Gefühl des Zuhause-seins (vgl. Heidegger 1951: 338). „Wohnen heißt [also, A. F.], irgendwo hinzugehören, dort verwurzelt zu sein und einen Rückzugsort zu haben, um sich von der Außenwelt abschirmen zu können“ (Uzarewicz 2016: 23). Es ist ein Ort, an dem man sich wohl fühlt und zufrieden sein kann, wodurch die Verbindung zur etymologischen Bedeutung sowohl von Frieden als auch von Ein- und Umfrieden ersichtlich wird. Wohnen, das heißt nach Heidegger: „zum Frieden gebracht sein, heißt: eingefriedet bleiben in das Freie, d. h. in das Freie, das jegliches in sein Wesen schont. Der Grundzug des Wohnens ist dieses Schonen⁹¹“ (Heidegger 1951: 340). Durch die Schonung bekommt Wohnen eine normative Basis, da „kein Wohnen einfach nur sein soll“ (Hasse 2009: 37). Seine Gründe, seine Folgen und Bedeutungen für das Leben müssen bedacht werden (vgl. Hasse 2009: 37). Den Rahmen für diese kritische Betrachtungsweise des Wohnens sieht Heidegger in der Metapher des „Geviets“ (Erde, Himmel, die Sterblichen und die Göttlichen⁹²), sodass man im

⁹¹ Etymologisch: „schonen“ bzw. „vor Schaden bewahrt sein“ (vgl. DWDS 2017).

⁹² „Erde“ und „Himmel“ können als zwei Seiten der Natur verstanden werden, wobei die „Erde“ (Gestein, Gewässer, Gewächs u. a.) auf die *natura naturata*, und der „Himmel“ (Licht, Dämmerung, Tiefe des Äthers u. a.) auf die *natura naturans* verweisen. [...] Im zweiten di-

Wohnen jede der vier Dimensionen vor Schaden bewahren soll (vgl. Heidegger 1951: 340-342). Dies wird insbesondere deutlich, wenn er konstatiert, dass wir im Schonen „etwas zum voraus [sic!] in seinem Wesen belassen, wenn wir etwas eigens in sein Wesen zurückbergen“ (Heidegger 1951: 340). Wohnen ist also Aufenthalt bei den Dingen (vgl. Heidegger 1951: 342). Das reflektierte Sicheinlassen wird im Wohnen zum Seinlassen, sodass Wohnen bei Heidegger eine „Aufgabe der Lebens-Führung“ (Hasse 2009: 36), also die Art und Weise ist, wie der Mensch auf der Erde lebt (vgl. Hasse 2009: 39; Biella 1998, 120-121). . Wohnen wird zur „räumliche[n] Ausdehnung der persönlichen Sphäre“ (Uzarewicz 2016: 23).

Die letzte Dimension leitet Heidegger aus der Sprache ab, indem er Wohnen in Bezug zu Aneignen und Herstellen stellt. Dabei wird ersichtlich, dass Wohnen für Heidegger eine Kombination aus Einrichten und Sich-Einrichten ist. Bauen, also das Herstellen bzw. das Personalisieren der Bleibe, führt in einer gewissen Zeitspanne, in der man sich den Ort einleibt, zu einem Aneignen des Ortes. Man richtet sich an diesem Ort ein, verwächst mit diesem, schont das Geviert, sodass man dort wohnen kann. Die Stufen nach Heidegger finden sich auch in der Begriffsgeschichte des Wohnens wieder, sodass in der Weiterentwicklung aus dem Altsächsischen *wuon* im Gotischen *wunian* geworden ist. *Wuon* ist mit „bleiben“ oder „sich aufhalten“ des heutigen Sprachgebrauchs gleichzusetzen. *Wunian* gibt zusätzlich noch Auskunft über den Verfasstheitszustand, sodass es mit „zufrieden sein“ gleichzusetzen ist. Wohnen wird dadurch zu einem Sich-Aufhalten an einem Ort, an dem man zufrieden ist (vgl. DWDS 2017; van der Leeuwen 1984: 13; Heidegger 1951: 337–338).

Die Verbindung zwischen „bauen“ und „wohnen“ zeigt sich auch heute noch. Richtet man seine Wohnung oder seinen Arbeitsplatz ein, steigert sich nicht nur die Identifikation mit dem Ort, sondern auch das Wohlbefinden. Man verwächst

mensionalen Begriffspaar der ‚Göttlichen‘ und der ‚Sterblichen‘ [...] stehen die Göttlichen für das Numinose, das sich dem Erleben als Erhabenes z.B. in zudringlichen Naturatmosphären aufdrängt. Mit dem Numinosen verbinden sich Phänomene und Eindrücke, die Rätsel aufgeben, Respekt gebieten und sich der menschlichen Verfügung entziehen (Tod, Geburt, Glück etc.). Das Numinose kommt aus ‚Erde‘ und ‚Himmel‘; von den Sterblichen aber wird es (im leiblichen Erleben des eigenen Selbst) als Numinoses empfunden sowie in seiner numinosen Bedeutung kulturell bewältigt. Die ‚Sterblichen‘ schließlich sind die Menschen, die im Fluss ihrer Lebenszeit mit Dingen Orte bauen und dabei selbst vergehen“ (Hasse 2009: 38).

mit dem Ort. Dabei ist es von sekundärer Bedeutung, ob man den Ort durch das Einreißen von Wänden oder durch das Personalisieren mit Bildern und Dekorationsartikeln anpasst. Man gestaltet den Ort nach seinem eigenen Geschmack, grenzt diesen von anderen Orten ab; schließlich muss man den Wohnraum begrenzen, um dort wohnen zu können (vgl. Uzarewicz 2016: 29). Spürbare Umfriedungen⁹³ in Kombination mit einer persönlichen Atmosphäre lassen den Ort zu einem besonderen unter vielen werden. Er wird zum Rückzugsort, der „uns vor allen Gefahren, dem Abgründigen, Fremden schützt“ (Uzarewicz 2016: 23).

Sobald die Umfriedungen gesetzt sind, die Wohnung mit einem ausgewogenen Verhältnis von unumkehrbaren und umkehrbaren Richtungen⁹⁴ eingerichtet ist und man sich den Ort angeeignet hat, kann man in das „Gewohnte“ übergehen (vgl. Meisenheimer 2004: 35). Man wird dort heimisch, da der Ortsraum mit dem Gefühlsraum im Leibraum synchronisiert ist (vgl. Uzarewicz 2016: 35).

Wohnen ist ein Prozess, der sich über verschiedene Ebenen – Zimmer, Haus, Umgebung, Quartier, Land und Erde – erstreckt⁹⁵, zumal sich im Fortgehen „unser Selbstverständnis eines Ortes [versichert, A. F.], an dem es zuhause sein kann“ (Guzzoni 1999: 11). Bollnow (2010: 45–48), der auf Heidegger rekurriert und seine Theorie des Wohnens weiterentwickelt, definiert wohnen „enger“ als Heidegger. Bollnow stellt die Art und Weise, wie ein Mensch an einem Ort verweilt dem Wohnen gleich. Er definiert dabei einen spürbaren „heimatlichen Ort“, an dem man verwurzelt ist, als Wohnort. Obwohl er diesen an materielle Umfriedungen bindet, relativiert Bollnow (2010: 125–141) diese obligatorische Bindung später selbst, sodass für ihn Wohnen auch überall dort möglich ist, wo der Wohnende sein Zuhause sieht, wo er heimisch ist. Demnach wäre nach Bollnow Wohnen auch ohne materielle, nicht aber ohne symbolische, ideelle Umfriedung möglich. Eine spürbare Umfriedung wird dadurch zur unumstößlichen Bedingung des Wohnens (vgl. Uzarewicz 2016: 32).

⁹³ Die Abgrenzung des eigenen Ortes, die zugleich Schaden abwenden soll, wird als Umfriedung bezeichnet (vgl. Uzarewicz 2013b: 143; Uzarewicz 2009: 5; van der Leeuwen 1984: 13; Heidegger 1951: 338–340). Uzarewicz (2016: 30) erkennt neben der Abgrenzung auch noch eine vermittelnde Funktion einer Umfriedung. Sie muss nicht immer eine Mauer sein, die den Wohnort, wie z. B. bei einem Haus oder einer Wohnung, umgibt, sondern kann ebenso durch das Pflanzen einer Hecke oder lediglich durch spürbare Grenzen gestaltet sein (vgl. Uzarewicz 2016: 29–34; Hasse 2009: 28–32).

⁹⁴ „Das Verhältnis von umkehrbaren Richtungen im Ortsraum und unumkehrbaren Richtungen im Leibraum ist eine Grundvoraussetzung, um sich heimisch zu fühlen, um wohnen, letztlich um die Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum pflegen zu können“ (Uzarewicz 2016: 38).

⁹⁵ Hierzu auch Uzarewicz (2016: 24); Hasse (2009: 13; 21).

Was Hasse (2009) mit dem Verlauf des Wohnens zum Gewohnten beschreibt, kann mit dem Übergang vom Einrichten bzw. Bauen zum Wohnen erläutert werden. Während im Einrichten und Sich-Einrichten noch viele, oft sichtbare Veränderungen getroffen werden, werden im Wohnen nur noch marginale Anpassungen vorgenommen. Der Grundcharakter des Ortes verändert sich im Wohnen nicht mehr, solange sich der Mensch nicht grundlegend verändert. Der Wohnraum stellt somit einerseits einen dinglichen Raum der Konsistenz, andererseits eine atmosphärisch gestimmte Insistenz dar (vgl. Schmitz 2007: 227; Schmitz 2005a: 220; 227). Die Kontinuität im Wohnen wird benötigt, um sich an die ergreifenden Wirkmächte der Atmosphären zu gewöhnen und das Gewohnte aufrecht zu erhalten (vgl. Schmitz 2005a: 220). Die Wohnung wird dadurch zum „Raum des Immergleichen und des Immerwieder. Sie ist im wandlungsreichen Leben der Aspekt der Kontinuität, der Beharrlichkeit und eine große Integrationsmacht im Leben des Menschen“ (Uzarewicz 2016: 24). Dabei wird ersichtlich, dass Wohnen in zwei Dimensionen geteilt werden kann. Die erste Dimension des Wohnens, die fortan als Einwohnen bezeichnet wird, ist die Vorbereitungsphase, in der sukzessive immer mehr Kriterien⁹⁶ des Wohnens erfüllt werden, um später wohnen zu können.

„Es dauert eine Weile, bis man heimisch geworden ist, und das hängt mit einer Reihe von Kulturtechniken zusammen, wie man seine Wohnung gestaltet“ (Uzarewicz 2016: 46).

Dinge, die aufgrund rationaler Argumente platziert werden, werden in dieser Phase oft nach kurzer Zeit wieder umgeräumt, da sie an einem anderen Ort als stimmiger empfunden werden. Einwohnen wird zum Fundament des Wohnens⁹⁷, da man das Wohnen nur durch das Einwohnen, das Anreichern von Kriterien des Wohnens, erreichen kann. Schmitz definiert Wohnen als die „Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum“ (Schmitz 2007: 277), sodass es beim Wohnen auf die „Ausgewogenheit von Atmosphären [und, A. F.] auf de[n] Gewinn von Sicherheit, Ruhe und Entfaltung in einem ganzheitlichen ‚Klima‘“ (Schmitz 2005a: 220) ankommt. Durch das Kultivieren hebt er das Prozesshafte des Wohnens hervor. Obwohl Wohnen im Vergleich zum Einwohnen durch weitaus weniger Veränderungen gekennzeichnet ist, ist auch diese Dimension ein fortlaufender, lebenslanger und aktiv zu gestaltender Prozess. Uzarewicz (2016: 24) begreift Wohnen als die „Leistung der Menschen, den Gefühlsraum im Ortsraum auszudrücken. Zunächst verändert sich die Atmosphäre im Gefühlsraum,

⁹⁶ Etymologisch betrachtet wird ein Kriterium als ein entscheidendes Kennzeichen bzw. Merkmal für etwas bezeichnet (vgl. DWDS 2017).

⁹⁷ Die zweite Dimension des Wohnens wird fortan als Wohnen bezeichnet.

erst dann können ortsräumliche Veränderungen vorgenommen werden“⁹⁸ (Uzarewicz 2009: 16). Die Wohnung wird (wieder) zum eigenen Heim gestaltet (vgl. Uzarewicz 2013b: 143). Die Phase während des Renovierens kann, nach der o. a. Trennung, so lange als Einwohnen bezeichnet werden, bis sich der Mensch den Raum wieder zu eigen gemacht hat, also bis sich der Gefühlsraum und der Ortsraum im Leibraum wieder synchronisiert haben⁹⁹.

Wohnen ist kein kognitiver Prozess, da ein Raum immer zuerst als ein leiblicher wahrgenommen wird (vgl. Schmitz 2007: 227). Obwohl Dinge von zweckrationaler Natur sein können, werden sie dennoch als spürbare Stimmungsgeber wahrgenommen, sodass die sinnliche Präsenz der Dinge deren Inszenierung veranlasst (vgl. Schmitz 2007: 227; Crämer 1995: 39).

„Die Kerze spendet (als materielles Ding) Licht, das uns genauer sehen lässt. Dieselbe Kerze lässt in uns (als Medium der Atmosphäre) ein Gefühl der Behaglichkeit entstehen und schafft damit einen leiblich spürbaren, emotionalen Schonraum“ (Hasse 2009: 14).

Der Mensch gestaltet seinen Wohnraum, indem er ihn mit Dingen personalisiert, die symbolisch mit seinem Leben verbunden sind¹⁰⁰. Wohnen wird zum qualitativen Ausdruck des Lebens¹⁰¹ (vgl. Hasse 2009: 146). „Indem wir unsere Räume einrichten, erschaffen wir uns selbst“ (Uzarewicz 2016: 23). Wohnen wird zum atmosphärischen Abbild des eigenen Lebens, sodass im kontinuierlichen Wandel des eigenen Lebens auch die Individualität des Wohnens begründet liegt (vgl. Hasse 2009: 21–22; Meisenheimer 2004: 21–22). Leben und Wohnen sind

⁹⁸ Uzarewicz (2009: 16) sieht diesen veränderten Gefühlsraum auch als Fundament für die Entscheidung, ob ein Paar zusammenzieht bzw. ob nach Jahren in derselben Wohnung Renovierungsarbeiten getätigt werden. Auch durch den Wechsel der eigenen Statuspassage verändert sich der Lebensstil, was sich erst im Gefühlsraum, später auch in der atmosphärischen Gestimmtheit der Wohnung bemerkbar macht (vgl. Uzarewicz 2009: 2).

⁹⁹ „Wohnen – als Voraussetzung für das Erleben von Heimat – muss der Mensch lernen und üben, pflegen und kultivieren – andernfalls sinkt Wohnen ab zu einem Bewahren und Bewahrt werden, dem jeglicher Lebensfunke fehlt“ (Loer 2003: 56).

¹⁰⁰ „Deswegen hat der eigene, belebte Wohnraum, selbst in unserer profanisierten Welt, einen sakralen Charakter. Der profane Raum ist der geometrische Raum; er ist homogen und strukturlos. Der heilige Raum ist der Leibraum, der Gefühlsraum, der erlebte Raum; er ist gegliedert und mit Werten besetzt. Und das ist auch der Unterschied zwischen einer Wohnung und einem Aufenthaltsort“ (Uzarewicz 2016: 26).

¹⁰¹ Hierzu auch „Kann man in einem Altenheim wohnen“ (Uzarewicz 2009); „Leben bedeutet zu Hause zu sein, wo immer man hinget“ (Janson/Wolfrum 2008); „Das Denken des Leibes und der architektonische Raum“ (Meisenheimer 2004).

untrennbar miteinander verbunden, weshalb „die Wohnung ein ganz besonderer Wert ist“ (Uzarewicz 2016: 24), der auch im Artikel 13 des deutschen Grundgesetzes verankert ist (vgl. Uzarewicz 2016: 24).

Nach dieser Ausführung über das Wohnen zeigt sich, dass ein Umzug in ein Altenheim weitaus tiefergreifender ist, als die sichtbare, ortsräumliche Veränderung. Da sich der Mensch im Wohnen selbst erschafft, gleicht das unfreiwillige Übersiedeln in ein Altenheim vorerst einer Negation des eigenen Daseins (vgl. Uzarewicz 2016: 23–24). Das eigene Wohnen muss erst wieder „aufgebaut“ und mit den hier zusammengefassten Kriterien des Wohnens angereichert werden.

1. Der Wohnraum ist durch spürbare Umfriedungen eingegrenzt.
2. Das Verhältnis von umkehrbaren Richtungen im Ortsraum und unumkehrbaren Richtungen im Leibraum ist harmonisch.
3. Die Synchronisation von Gefühlsraum und Ortsraum stellt die Basis des Zuhause-seins dar.
4. Die Wohnsituation bietet genügend Freiraum, um sich im Fortgehen vergewissern zu können, wo man hingehört.
5. Man ist an dem Ort von Einleibungspartnern umgeben.
6. Der Wohnort muss mit seinen Qualitäten zur persönlichen Situation des Wohnenden passen.

Diese Kriterien des Wohnens können nicht als „Checkliste“ verstanden werden. Vielmehr müssen, wie im sechsten Kriterium angedeutet, sowohl die Gewichtung, als auch das Verhältnis der einzelnen Kriterien zur persönlichen Situation passen. So zeigt sich das in der persönlichen Situation ein gewisses Muster der Kriterien hinterlegt ist. Dies ist auch der Grund weshalb die Kriterien des Wohnens von Mensch zu Mensch unterschiedlich ausgestaltet sind.

3.2 Das Altenheim als Wohnort

Die vermittelten Altersbilder der vergangenen Jahrzehnte waren meistens von Armut, Schwäche und körperlichen Gebrechen dominiert, wogegen heute differenzierte „Bilder“ des Alterns vorhanden sind (vgl. Engler 2014; Heinzelmann 2004: 45–48). Durch die verbesserten Lebensbedingungen und die verbesserte medizinische Versorgung leben die Menschen tendenziell länger und gesünder. Die noch bis deutlich über die Mitte des 20. Jhds. hinaus allgegenwärtige Kategorisierung, dass man ab dem vollendeten 60. Lebensjahr zu den „Alten“ gezählt wird, hat heute keine Gültigkeit mehr. Für Personen, die in das Renten- oder Pensionsalter eintreten, ist seit geraumer Zeit die Bezeichnung der „jungen Alten“ etabliert. Hier werden den Alten jugendliche Attribute zugeschrieben,

wodurch viele der negativen Konnotationen relativiert werden. Neudeutsch wird deshalb für diese Altersgruppe zwischen 60 und 75 Jahren, teilweise sogar bis 80 Jahre, der Anglizismus der „Best Ager“ verwendet (vgl. Engler 2014). Dies ist auch die Altersgruppe, deren Präsenz in den Medien kontinuierlich zunimmt, was für Heinzelmann (2004: 47) jedoch nicht die Intention der Enttabuisierung des Alters in der Gesellschaft in sich trägt, da Pflegebedürftigkeit oder gar der Einzug in ein Altenheim für diese Personengruppe noch keine Rolle spielen. Während die jungen Alten ihr Leben genießen, verbringen die kranken, gebrechlichen, alten und hochbetagten Menschen ihren Lebensabend oft in einem Altenheim. Nur noch sehr selten gibt es den betagten Menschen, der selbst die Entscheidung trifft in ein Altenheim umzuziehen, weil er die Hausarbeit nicht mehr alleine bewältigen kann oder Anschluss in einer Bewohnergemeinschaft sucht (vgl. Dieck 1994: 197).

Im Dezember 2013 waren in Deutschland rund 2,6 Millionen Menschen pflegebedürftig¹⁰², wobei 83 % das 65ste Lebensjahr vollendet hatten. 36 % davon hatten sogar das 85ste Lebensjahr vollendet. Bei der Anzahl der Inanspruchnehmer von Pflegestufen ist zwischen 2013 und 2015 ein Zuwachs erkennbar. Während bei der Pflegestufe I ein Anstieg von 9,8 % zu verzeichnen ist, ist die Anzahl der Inanspruchnehmer bei den Stufen II und III um 4,0 % angestiegen (vgl. destatis 2015c; Pfaff 2013: 9). Zudem ergibt sich aus den Prognosen des Bundesamtes für Statistik (destatis 2015a; 2015b, 2013; 2010; 2009; Pfaff 2013; Hammes 2013) ein kontinuierlich steigender Bedarf an professionellen Pflegeleistungen, was sich auch in der stetig steigenden Anzahl der Altenheime zeigt¹⁰³. Einerseits wirken sich veränderte familiäre Situationen auf den Bedarf von Plätzen in Altenheimen aus. Die Anzahl der Singlehaushalte in Deutschland hat sich in den letzten 100 Jahren mehr als verfünffacht, wobei die Tendenz weiterhin steigend ist. Insbesondere hier funktioniert die familiäre Versorgung durch den Lebenspartner bzw. durch Angehörige, die den Erkrankten zu Hause pflegen, in der

¹⁰² Nach Prognosen aus dem Jahr 2008 werden sich die Zahlen der pflegebedürftigen Personen im Jahre 2030 auf ca. 3,4 Millionen Menschen belaufen (vgl. destatis 2008: 3).

¹⁰³ Die Gesundheitsberichterstattung des Bundes verzeichnete im Jahre 1999 noch 8.859 Pflegeheime (Definition nach SGB XI; BMJV 1994 i. d. F. 17.07.2015) in der Bundesrepublik Deutschland, deren Zahl 2013 bereits auf 13.030 angestiegen war. Dies entspricht einer Steigerungsrate von 47 % (vgl. Gesundheitsberichterstattung des Bundes 2015). Bezogen auf die deutsche Bevölkerung benötigen ca. 7 % der über 65-Jährigen aus Gründen der Hilfsbedürftigkeit einen Heimplatz (Altenheim 4%; betreutes Wohnen 2 %). Etwa 93 % leben weiterhin in eigenen Wohnungen (vgl. Kaiser 2014b: 63).

Regel nicht¹⁰⁴ (vgl. Belardi 2005: 19–25). Andererseits sind Angehörige aufgrund der steigenden Morbidität der hochaltrigen Menschen häufig überfordert (vgl. Bormann/Borasio 2012: 353). Auch wenn Morbidität und Mortalität insbesondere bei alten Menschen keine getrennt voneinander zu betrachtenden Phänomene sind, sondern einander bedingen, darf Alter nicht mit Krankheit und Pflegebedürftigkeit gleichgesetzt werden, da auch statistische Korrelate keine Eindeutigkeit beinhalten¹⁰⁵ (vgl. Karl 2012: 108–115). Diese Steigerung der Multimorbidität zeigt sich auch in der Bewohnerstruktur, sodass knapp zwei Drittel der Personen, die in einem Altenheim leben, die Pflegestufe II oder III haben. Ferner wird dies in der durchschnittlichen Verweildauer¹⁰⁶ derjenigen Menschen ersichtlich, bei denen zum Zeitpunkt des Einzugs eine Pflegestufe¹⁰⁷ anerkannt worden war (vgl. Rothgang 2008: 11). Bei Männern ist diese im Jahr 2008 bei 15,8 und bei Frauen bei 40,3 Monaten¹⁰⁸ gelegen. In der Folgeuntersuchung drei Jahre später hat sich die Aufenthaltsdauer verkürzt (vgl. Rothgang et al. 2011: 165–166). Da Frauen in Deutschland im Durchschnitt fünf Jahre älter werden als Männer und deshalb auch durchschnittlich länger in Altenheimen leben, zeigt sich dies in der Bewohnerstruktur mit einer durchschnittlichen Frauenquote von 73 % (vgl. Pfaff 2013: 7; destatis 2001: 6). „Der Trend vom Alten- und Pflegeheim zum Sterbehospiz mit den Merkmalen eines relativ hohen Aufnahmealters und mit relativ kurzer Aufenthaltsdauer der Heimbewohner sowie

¹⁰⁴ Zwischen den Jahren 1999 und 2005 ist die Pflege, die ausschließlich durch Angehörige geleistet wurde, um 4,6 % gesunken, wogegen die Inanspruchnahme von ambulanten Diensten und stationären Einrichtungen um beinahe 18 % gestiegen ist (vgl. Winter 2008: 17).

¹⁰⁵ Im Laufe der Lebenszeit verändern sich sowohl die objektiven Prozesse im Körper als auch die subjektive Definition der eigenen Gesundheit. Im Alter herrschen oft chronische Erkrankungen vor, sodass die Betroffenen Bereiche ihres Körpers dauerhaft spüren und diese deshalb nicht einer Krankheit, sondern dem physiologischen Alterungsprozess zuschreiben. Die Menschen gewöhnen sich an die veränderten Bedingungen und akzeptieren diese. Aufgrund des schleichenden Eintretens werden diese oft auch nicht oder nicht bewusst als Veränderungen wahrgenommen (vgl. Knesebeck 1998: 125–127).

¹⁰⁶ Auch dieser Begriff muss kritisch hinterfragt werden, da Verweilen ein freiwilliges und gewolltes Verbleiben an einem selbst ausgesuchten Ort bezeichnet, was im Altenheim oft nicht der Fall ist (vgl. DWDS 2017).

¹⁰⁷ Dies bezieht sich auf die Pflegestufen des § 15 SGB IX, wobei die Pflegestufe 0 noch nicht berücksichtigt ist, da diese erst später eingeführt wurde (vgl. BMJV 1994 i. d. F. 17.07.2015).

¹⁰⁸ Die mittlere Verweildauer der Bewohner nach Pflegestufen:

- Pflegestufe I: 29,4 Monate (Männer) bzw. 52,0 Monate (Frauen)
 - Pflegestufe II: 5,7 Monate (Männer) bzw. 16,4 Monate (Frauen)
 - Pflegestufe III: 1,5 Monate (Männer) bzw. 1,9 Monate (Frauen)
- (vgl. Rothgang 2008: 11).

einem relativ bald eintretenden Tod ist in vollem Gange“ (Brüll 2004: 33), was die Frage aufwirft, ob das Altenheim vom Wohnheim zum Sterbeheim¹⁰⁹ wird.

„Somit entwickeln sich die Heime zu dem Ort, an dem das Alter anzutreffen ist und zwar in konzentrierter Form mit all seinen bekannten negativen Eigenschaften. Damit rücken die Heime [...] in die Nähe des ansonsten in der heutigen Gesellschaft weitgehend tabuisierten Todes“ (Heinzelmann 2004: 50).

Geprägt durch die Sozialisation entstehen Alltagstheorien, die mit bestimmten Erfahrungen, Einstellungen und leiblichen Dispositionen verbunden sind (vgl. Fromm 2012). Insbesondere bei einer weit „verbreiteten, traditionellen und anerkannten Institution, wie der des Altenheimes“ (Heinzelmann 2004: 44) ist davon auszugehen, dass Altenpflegeeinrichtungen bei jedem Menschen mit gewissen Vorurteilen behaftet sind. Die Vorurteile rekurrieren dabei auf die individuellen, aber auch gesellschaftlich vermittelten Altersbilder. Bei der Herausbildung solcher normativen Altenbilder kommt neben dem Einfluss der Medien dem Erleben des Alterns von Verwandten, Freunden, Arbeitskollegen und sonstigen Bekannten eine prägende Rolle zu (vgl. Heinzelmann 2004: 46). Auch wenn es sich dabei nicht um ein repräsentatives Abbild der Realität handelt, entfalten diese Eindrücke ihre Macht und manifestieren sich in der gemeinsamen Situation der Gesellschaft¹¹⁰. Die gespürten Qualitäten werden zur Haltung, die in der persönlichen Situation verankert ist¹¹¹ (vgl. Dowideit 2013: 17–21;

¹⁰⁹ Der Begriff Sterbeheim ist nicht eindeutig definiert, sodass sich die Frage stellt, ob ein Altenheim zu einem Sterbeheim wird, wenn dort überproportional häufig gestorben wird, wenn man dort in angenehmer Atmosphäre sterben kann oder wenn es eine Institution ist, die das Sterben der Bewohner fördert. Wird ein Altenheim als Sterbeheim bezeichnet, wenn dort überproportional häufig gestorben wird, kann diese Verbindung bestätigt werden. Alleine in Deutschland sterben jährlich ca. 150.000 Menschen in Altenheimen, wodurch Sterben dort zu einem beinahe alltäglichen Ereignis wird (vgl. Neubauer 2010: 30–37; Rothgang 2008: 11). Vor diesem Hintergrund gibt Uzarewicz (2016: 70) zu bedenken, dass „man sich der Herausforderung „Sterbeort im Leben“ doch einmal gedanklich stellen“ könnte.

¹¹⁰ Heinzelmann (2004: 51) entdeckt bei seiner Untersuchung eine zusätzliche Verbindung zwischen dem Leben im Altenheim und Medienberichten, die es ermöglichen, die negativen Begleiterscheinungen nicht dem Altern, sondern dem Heimleben zuzuschreiben. Durch diese Prägung wird das Selbstbild der Bewohner verzerrt – eigentlich ginge es ihnen viel besser, wenn sie zu Hause leben könnten. In ihrer Vorstellung sind es lediglich Heimumgebung und -strukturen, die den Bewohner hilfsbedürftig werden lassen. Dies erinnert an die Grundthesen der ökologischen Gerontologie und des SOK Modells (vgl. Rupprecht 2008).

¹¹¹ Die Werbeauftritte in Form von Flyern, Homepages, Leitbildern, inszenierten Festen, lokalen Presseberichten etc. der Institutionen widersprechen diesen Darstellungen und zeichnen ein entgegengesetztes Bild. Die Heime werden hier wie Hotelanlagen und Residenzen von ihrer schönsten Seite dargestellt, wobei zugleich die Vorzüge des Heimlebens mit den optio-

Matolycz 2011: 19). Alle Menschen leben mit solchen Haltungen, die alleine durch das In-das-Gedächtnis-Rufen etwas Spürbares am Leib regen (vgl. Hasse 2009: 131; Tessin 2008: 17–18). Die Haltung schwingt teilweise latent, teilweise bewusst über die ästhetische Hintergrunderfahrung mit und greift in die Gegenwart ein (vgl. Fromm 2012: 70–72). In dieser Phase werden die Haltungen – ob reflexiv oder präreflexiv – zu einer erwarteten, gespürten Erfahrung, die mit der Wirklichkeit der aktuellen, tatsächlich gemachten Erfahrung abgeglichen wird, was wiederum zu einer sinnlichen Erkenntnis führt (vgl. Zinn 2009: 29–50).

„Wir empfinden in diesem Augenblick etwas als eine gelungene, gleichsam (für uns) gültige Operationalisierung einer bislang nur abstrakten Vorstellung“ (Tessin 2008: 19).

Verbindet man dies mit den Studienergebnissen von Pleschberger (2004: 33), aus denen hervorgeht, dass ein Großteil der Bevölkerung die Meinung vertritt, dass ein Altenheim das Auffangbecken für Alter und Leid¹¹², können daraus Haltungen abgeleitet werden, die beim Einzug in ein Altenheim mitschwingen. Diese Haltungen prägen dabei die affektive Beziehung zum Leben im Altenheim. Auch wenn der Großteil der Bevölkerung nicht weiß, wie es sich anfühlt in einem Heim zu leben, weiß sie, mit welchen leiblichen Regungen Leid gespürt wird. Die Erwartung geht der Erfahrung als Spürenerwartung voraus. Das Altenheim wird in der Vorstellung zu dem Ort, an dem Leid erfahren wird. Auch wenn diese Spürenerwartung durch das eigene Gespür im Altenheim nicht verifiziert werden kann, reicht die „bloße“ Erwartung aus, um die Leiblichkeit zu affizieren. Obwohl das Vertraute der Erwartung eine wichtige und prägende Rolle einnimmt, bedeutet dies nicht, dass diese nicht falsch positiv (Fehler erster Art) oder falsch negativ (Fehler zweiter Art) erlebt werden kann.

nal buchbaren Leistungen herausgestellt werden. Personen der *Best-Ager*-Generation sitzen im Café oder spazieren durch die hauseigene Parkanlage, spielen Karten und zelebrieren ihren Wohlfühllebensabend. Auch wenn Heime oft mit einer falsch positiven Darstellung versuchen, die Außenwirkung des Heimlebens zu beeinflussen, muss eine nachhaltige Veränderung in der gesamtgesellschaftlichen Meinung stark angezweifelt werden (vgl. Heinzelmann 2004: 52–53).

¹¹² „Ein Heim ist eine vorgefertigte Atmosphäre, in der alles zum Ausdruck kommt, was Gesellschaft vom Heim denkt und erwartet. Jeder „weiß“, dass Alter zu tun hat mit: schwach, grau, muffig, langsam, düster, öde, nahendem Tod, krank, allein, einsam“ (Uzarewicz 2012: 131).

So können alle Vorurteile durch das eigene Erleben auch revidiert und leiblich neu codiert werden¹¹³.

Durch Variationen mit alternativen Wohnformen, die Novellierung von Gesetzen und Verordnungen wie das Heimgesetz oder die Heimindestbauverordnung, sollen die Privatsphäre, die Wohnqualität sowie das würdige Altern gestärkt werden. Trotzdem ist festzustellen, dass ein Großteil der älteren Bevölkerung auch weiterhin nicht in ein Altenheim einziehen möchte, dies sogar vehement ablehnt¹¹⁴ (vgl. Heinzelmann 2004: 104; Pleschberger 2004: 33). In der repräsentativen Studie „Deutscher Altenpflege-Monitor“ sind 501 Personen, die bereits das 50. Lebensjahr vollendet haben, u. a. zum Image der Pflege befragt worden. „45 % attestieren den ambulanten Diensten einen guten Ruf, die Pflegeheime kommen mit nur 17 % viel schlechter weg“ (DBfK 2012: 15), obwohl die operationalisierte Qualität, die auch in regelmäßigen Abständen durch den Medizinischen Dienst der Krankenkassen (MDK) überprüft wird, offensichtlich immer besser wird. Daraus lässt sich ableiten, dass es eine Diskrepanz zwischen der empfundenen und der gemessenen Qualität der Pflegeeinrichtungen gibt (vgl. Dowideit 2013: 18; Nölle/Goesmann 2009: 7; Hammer 1994: 27). Trotz der ablehnenden Haltung der Bevölkerung steigt aber die Anzahl der Pflegebedürftigen, die in Altenheimen versorgt werden, kontinuierlich an. Aus dem „Ersten Bericht“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2006: 108) über die „Situation der Heime und die Betreuung der Bewohnerinnen und Bewohner“ wird bei 63 % der steigende Hilfe- und Pflegebedarf und bei 43 % eine Überlastung der häuslichen Pflegesituation als Grund für den Einzug in ein Heim festgestellt. Lediglich 35 % der Betroffenen geben in dem Mehrfachantwortenset an, auf eigenen Wunsch eine stationäre Einrichtung bezogen zu haben. Hier wird deutlich, dass zum einen Paternalismus, zum anderen ein Mangel an Alternativen als Gründe für den Einzug angeführt werden können (vgl. BMFSFJ 2006: 108). Der überwiegend unfreiwillige Einzug in ein Altenheim stellt dabei eine besondere Herausforderung für die Atmosphärengestaltung dar.

¹¹³ Unter dieser Voraussetzung ist auch der Vorwurf der ästhetischen Innovationsfeindlichkeit – den Menschen gefällt nur das, was ihren Erwartungen entspricht und somit das, was sie bereits kennen – nicht haltbar und kann als widerlegt angesehen werden. Zumal die Vorstellungen, wie Rauh (2012: 168–169), aber auch Tessin (2008: 19–20) sie konstatieren, nur in groben Zügen existieren und lediglich von amorpher Struktur sind. Es handelt sich eher um leibliche „Zuständlichkeiten“ als um konkrete Vorstellungen, die jedoch ausreichen, um Vorurteile und Spürenerwartungen zu validieren bzw. zu falsifizieren.

¹¹⁴ Heinzelmann (2004: 99–103) zeigt auf, dass die Atmosphäre maßgeblich durch die persönliche Situation der Bewohner geprägt wird. Deshalb ist es ein Unterschied, ob die Mehrzahl der Bewohner freiwillig, akzeptierend, zufrieden oder gezwungenermaßen und unzufrieden in ein Altenheim eingezogen ist.

staltung dar. Einerseits nimmt ein Bewohner mit dem Gefühl des „Abgescho-ben-Werdens“ die Umgebung anders wahr, als wenn dieser freiwillig eingezo-gen wäre (vgl. Uzarewicz 2016: 53). Andererseits präsentieren Menschen ihre Gestimmtheit durch ihre persönliche Situation in der Atmosphäre und färben diese¹¹⁵. Wie die Befragung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006) weiter zeigt, wird nicht nur die Entscheidung, ob ein Betroffener in ein Heim zieht, sondern auch in welches, oft von den Angehöri-gen getroffen. Aus den Ergebnissen der Berichterstattung des DBfK (2015: 4–7) geht hervor, dass nicht die vom MDK publizierten Qualitätsberichte, sondern die Nähe zum Wohnort der Angehörigen für $\frac{3}{4}$ der Befragten die oberste Priorität einnimmt. Auch die Wahlfreiheit im Allgemeinen kann angezweifelt werden, da viele Personen froh sind, überhaupt einen Platz zu bekommen. Die Mehrzahl der betroffenen Personen beschreibt, dass ihre Namen auf diversen Wartelisten ste-hen, um dann den Heimplatz anzunehmen, der als nächstes frei wird (vgl. Kon-zept & Markt 2010: 22).

Der Umzug in ein Altenheim wird – wie jeder Umzug – als Einschnitt in die ei-gene Lebensbiografie empfunden (vgl. Uzarewicz 2016: 24). Die leiblichen Muster werden durch den Umzug irritiert, weil das „Ge-wohnte“ unterbrochen wird. Die neue Umgebung ist fremd. Die Beziehung zwischen Ortsraum und Leibraum ist vorübergehend gestört, was sich u. a. negativ auf die räumliche Orientierung¹¹⁶ auswirkt (vgl. Uzarewicz 2016: 35). Beinahe alle Kriterien des Wohnens verlieren durch den Umzug ihr Gültigkeit und müssen sich erst neu ausbilden (vgl. Uzarewicz 2016: 35–51; Uzarewicz 2006b: 143). Zudem stellt das Übersiedeln in ein Altenheim eine Sonderform des Umzuges dar, da das Al-tenheim als endgültige und letzte Station des Lebens erfahren wird. Im Gegen-satz zum Hospiz¹¹⁷, bei dem das Ende durch den eigenen Tod nicht tabuisiert wird, werden in den gesellschaftlich manifestierten Vorurteilen, „die Freuden des Lebens“ unwiederbringlich an der „Pforte des Altenheims“ abgegeben. Die Erfahrungen, die ein Bewohner beim Übersiedeln in ein Altenheim macht, wei-

¹¹⁵ Atmosphärengestaltung in Altenheimen muss demnach auch zu einer gesellschaftspoli-tischen Aufgabe werden, die bereits vor dem Einzug in ein Altenheim beginnen muss, um dem potenziellen Bewohner die Angst vor dem Ungewissen zu nehmen (vgl. destatis 2013: 20; Ackermann 2005: 24–25; Heinzelmann 2004: 104).

¹¹⁶ „Die räumliche Orientierung ist [das, A. F.] Vermögen, die leiblich-geometrischen Rich-tungen mit den objektiv-geometrischen Richtungen so zu verknüpfen, dass wir unseren Platz in der Welt finden und von da aus Fähigkeiten entwickeln, unser Leben überhaupt zu leben“ (Uzarewicz 2016: 36).

¹¹⁷ Uzarewicz (2016: 70) konstatiert, dass man Wohnen üben und kultivieren muss. „Das ist anstrengend bis in die letzte Faser unseres Seins hinein. Und genau das ist der Anspruch, der im Hospiz nicht mehr vorhanden ist. Gerade deswegen spürt man hier mehr Geborgenheit“.

sen somit deutliche Parallelen zum Erleben schwerer bzw. chronischer Erkrankungen nach Moers (2012) auf. Durch den Einzug in ein Altenheim „bricht die gewohnte Wirklichkeit in sich zusammen, die Gegenwart mit all ihren biographischen Prägungen und Erwartungen reißt plötzlich ab und wird zur Vergangenheit, die Zukunft wirkt bedrohlich in die neue Gegenwart [...] hinein“ (Moers 2012: 116). Die Personen ziehen in ein Haus, das sich von den üblichen Ein- aber auch Mehrfamilienhäusern deutlich unterscheidet. Auch wenn sich die Größenverhältnisse der Gebäude nicht zwangsweise unterscheiden, spürt man beim Betreten eines Altenheims, dass dies kein übliches Wohnhaus ist (vgl. Uzarewicz 2009: 3–5). Die Flure sind meist länger und breiter. „Bei einer nächtlichen Notbeleuchtung strahlen sie manchmal sogar etwas Unheimliches aus“ (Uzarewicz 2012: 130). Die Wände sind mit Stoßschutzplanken und Geländern ausgestattet, was vom Leib als Richtungs- und Bewegungsanmutung gespürt wird (vgl. Schmitz 2009a: 53–80). Die halböffentlichen Bereiche wie Flure, Aufenthalts- und Gruppenräume, in denen überproportional viele alte Menschen anzutreffen sind, werden meist von den Privaträumen der Bewohner lediglich durch eine relativ breite, aber dünne Türe¹¹⁸ getrennt. Liegt die öffentliche und die private Sphäre so eng zusammen, ist es beinahe unmöglich, dass die Umfriedung ihre Aufgabe erfüllen kann, zumal die Zimmertüre allein durch ihre phänomenale Wirkung mit typischen Wohnungs- und Haustüren, die beschützend wirken, nicht zu vergleichen ist (vgl. Uzarewicz 2016: 38; Uzarewicz 2009: 6).

„An die Bewohner werden durch diese beiden direkt nebeneinander bestehenden und ineinander verzahnten öffentlichen und privaten Sphären, die sich unter einem Dach zusammenfinden, besondere Anforderungen gestellt. Sie müssen in der Lage sein, immer und spontan zwischen diesen Sphären wechseln zu können, denn öffnet man seine Zimmertür, so steht man schon im öffentlichen Raum“ (Uzarewicz 2016: 73–74).

Auch das Bewohnerzimmer selbst unterscheidet sich deutlich von einer privaten Wohnung. Einerseits entfällt die Gliederung in verschiedene Funktionseinheiten (Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer), andererseits ist die Größe eines Einzelzimmers mit einer Mindestgröße von 14m² kleiner als ein übliches Einzimmerappartement. Für Doppelzimmer ist eine Größe von 20 m² festgesetzt, wobei der

¹¹⁸ Die Türe stellt eine Schleuse dar, die als Verbindungselement zwischen den beiden Sphären halböffentlich und privat dienlich ist. „Sind sie [die Türen, A. F.] dunkler als die Wand gestaltet, erzeugen sie eher den Eindruck, in einen intimeren, spezielleren Bereich zu führen. [...] Sind sie heller als die Wand gestaltet, signalisieren sie tendenziell ein Heraustreten, ein Wegführen aus dem begrenzten Raum hinaus in die (lichte) Weite“ (Benad 2010: 28).

Sanitär- sowie der Vorraum bei diesen Größenangaben herausgerechnet werden (vgl. § 4, Abs. 2 Satz 1 AVPfleWoqG). Im Gegensatz zur Rechtslage von 2011 sind nun Wohnplätze für mehr als zwei Personen nicht mehr zulässig (vgl. Bayerisches Staatsministerium 2011 § 4). Trotz der Erweiterung des Wohnraums von 12 auf 14 m² bzw. von 18 auf 20 m² stellt sich die Frage, wie privat ein 20 m² großer Bereich sein kann, wenn dieser mit einem fremden Menschen geteilt werden muss (vgl. HeimMindBauV § 14). Ferner beschränken sich die körperlichen Bewegungsoptionen eines Bewohners in solchen Räumen auf „ein Minimum des Immergleichen“ (Uzarewicz 2016: 75). Das Bewegungsmuster ähnelt hier mehr dem eines öffentlichen als dem eines privaten Raums, denn obwohl die ortsräumlichen Richtungen umkehrbar sind, werden diese durch das geschiente Muster als unumkehrbar wahrgenommen¹¹⁹ (vgl. Uzarewicz 2016: 75).

Der Mitbewohner betritt das Zimmer üblicherweise ohne zu klingeln oder anzuklopfen, sodass er ohne Vorwarnung in den Privatraum des anderen Bewohners eingreift. Auch die Frequentierung durch das Pflegepersonal und durch die Besucher nimmt proportional mit der Anzahl der Mitbewohner zu, sodass potenzielle Verletzungen der persönlichen Atmosphäre in einem Mehrbettzimmer im Vergleich zum Einzelzimmer deutlich zunehmen. Dieses Eindringen in den privaten Bereich wird vom Bewohner als existenzielle Bedrohung empfunden, da er dadurch mit dem Abgründigen des Draußen konfrontiert wird (vgl. Uzarewicz 2016: 41). Möchte ein Bewohner eines Doppelzimmers gerne für sich sein, ist dies nur sehr schwer umsetzbar. Man ist den Blicken des Anderen ausgeliefert, kann sich davor nicht schützen, sodass insbesondere in Doppelzimmern das Scham-Gefühl verletzt wird (vgl. Uzarewicz 2016: 73–80; Uzarewicz 2009: 10–13). Ein Doppelzimmer ist ein Raum der gegenseitigen Rücksichtnahme, ein Raum der Kompromisse, den man sich üblicherweise mit einer zugewiesenen Person teilen muss¹²⁰. Dies stellt vermutlich auch einen Grund dar, weshalb die Anzahl der Einzelzimmer zwischen 1999 und 2006 um 21,3 % gestiegen ist und die Vierbettzimmer um ca. 0,3 % reduziert worden sind, sodass sich bereits 2006 jedes zweite Pflegebett in einem Einzelzimmer befunden hat (vgl. Robert Koch Institut 2006: Kapitel 4.2.3 Pflegeheime). Das Einfordern von Einzelzimmern kann mit dem Wunsch nach einem Rückzugsort, nach Privatsphäre, also

¹¹⁹ Hierzu auch das Verhältnis von umkehrbaren ortsräumlichen Richtungen und unumkehrbaren Richtungen im Leibraum als Grundvoraussetzung des Wohnens (vgl. Uzarewicz 2016: 35–42).

¹²⁰ Sicherlich muss man sich auch beim partnerschaftlichen Zusammenleben arrangieren, um wohnen zu können. Dennoch unterscheidet sich das partnerschaftliche Zusammenleben mit einem selbstgewählten Partner oder Mitbewohner von der Art des Zusammenlebens in einem Altenheim, bei dem ein Mitbewohner durch den Belegungsplan von Dritten bestimmt wird.

mit dem Wunsch nach Wohnen, interpretiert werden (vgl. Uzarewicz 2016: 23; Uzarewicz 2009: 11; Hasse 2009: 20–21; Meisenheimer 2004: 21–22). Während man in seinem privaten Umfeld die eigene Wohnung so gestaltet, dass man sich dort wohl fühlt und dort heimisch werden kann, ist dies insbesondere im Doppelzimmer nur bedingt möglich. Besteht keine ausgeprägte „leibliche Passfähigkeit“¹²¹ zwischen den beiden Bewohnern, können sie das Doppelzimmer auch nicht als gemeinsame Wohnung gestalten. Sie müssen dann zwei private Sphären in einem Zimmer schaffen¹²². Zudem stellen die Raumgröße und fest eingebautes Mobiliar eine Einschränkung der Möglichkeiten dar. Letztes gilt auch für den Umzug in ein Einzelzimmer. Es können nur ausgewählte Dinge des vorherigen Lebens mitgenommen werden¹²³. Der Verlust von persönlichen Einlebungspartnern wird auch als Verlust eines Teils des eigenen Lebens empfunden (vgl. Hasse 2009: 26). Des Weiteren verändert sich nach dem Einzug auch das soziale Umfeld. Das Leben des Bewohners fokussiert sich immer mehr auf das Heim, das nur noch selten verlassen wird (vgl. Heinzelmann 2004: 114). Wird das Draußen als bedrohlich empfunden, ist eine steigende Abschottung die Folge¹²⁴. Das Leben verläuft dann abgekoppelt von der Außenwelt und gleicht einem Leben in einer Enklave oder einer *gated community* (vgl. Uzarewicz 2016: 33; Winter 2008: 18; Lehr 2003: 309). Dass diese Abschottung direkt nach dem Einzug nicht negativ bewertet sein muss, zeigen die Untersuchungen von Ackermann (2005: 24–33) und Heinzelmann (2004: 99–103). Sie haben unabhängig voneinander herausgefunden, dass sich der Wohlfühlcharakter oft erst mit der Zeit einstellt. Bewohner, die bereits länger in einem Altenheim leben, bringen deutlich mehr Akzeptanz für ihre Lebenssituation auf und sind tendenziell zufriedener. Obwohl weder Ackermann noch Heinzelmann die leibliche Perspektive in ihrer Forschung berücksichtigen, scheint es dennoch so, dass die von ihnen beschriebene Akzeptanz kein kognitiver Akt, sondern ein leibliches Geschehen ist. Der Umzug hinterlässt tiefe Spuren im Gefühlsraum (vgl. Uzarewicz 2016: 24). Ähnlich wie nach einem Umzug vom Land in die Stadt benötigt der Mensch Zeit, um in die neue Situation einzuwachsen, was umgangssprachlich auch als Einleben bezeichnet wird. Man muss sich erst an die Wirkmächte seiner neuen Umgebung gewöhnen (vgl. Uzarewicz 2016: 24; Uzarewicz 2013b: 143). Anschließend richtet man sich ein, trennt den öffentlichen

¹²¹ In der Umgangssprache sagt man hierzu: „Die Chemie muss stimmen“.

¹²² Hierzu auch *Der dauerhafte Übergang*; Kap. 0.

¹²³ Auch wenn es erlaubt ist, das Zimmer mit persönlichen Möbeln und Gegenständen einzurichten, zieht der zukünftige Bewohner meist nur mit reduziertem „Hab und Gut“ in ein Altenheim ein (vgl. Reimann 1994: 154–155).

¹²⁴ „Wenn der Mensch kein Vertrauen in die Welt hat, ist er nicht imstande, sich immer wieder eine neue Wohnung zu schaffen, ein neues Haus zu errichten, in dem er sich geborgen fühlen kann. Dann kann er nicht (mehr) wohnen.“ (Uzarewicz 2016: 24).

von dem privaten Bereich, umfriedet diesen und schafft eine persönliche, intime Atmosphäre (vgl. Uzarewicz 2016: 74). Sind Ortsraum und Gefühlsraum im Leibraum synchronisiert, hat es der Bewohner geschafft, eine Atmosphäre zu kultivieren, die ihm vertraut ist und mit der er sich identifizieren kann, sodass das Heim für ihn zur Heimat werden kann (vgl. Hasse 2015: 95; Bollnow 2010: 125–141; Schmitz 2007: 227). So zeigt sich, dass Ackermann und Heinzelmann mit ihren Ergebnissen empirische Anhaltspunkte liefern, dass auch die subjektive Zeitspanne des Einwachsens zu einem besonderen Kriterium des Wohnens wird.

Im Gegensatz zu häuslichen Wohnungen sind Altenheime soziale Zwitter, in denen öffentliche, halböffentliche und private Räume ineinander verlaufen (vgl. Uzarewicz 2016: 65; Uzarewicz 2009; Uzarewicz/Uzarewicz 2008: 15; Uzarewicz/Uzarewicz 2005: 123). Es sind „ganz besondere Räume, weil in ihnen widersprüchliche Aufgaben, Funktionen, Intentionen wirken“ (Uzarewicz 2016: 65), was das Wohnen-Können für die Bewohner deutlich erschwert¹²⁵. Die Pflegenden betreten das Bewohnerzimmer zwar unregelmäßig, aber mit einer Selbstverständlichkeit, schließlich handelt es sich dabei um ihren Arbeitsplatz (vgl. Kownatzki/Putz 2011). Alle im Altenheim lebenden Menschen müssen mit der Vorstellung leben lernen, dass jederzeit jemand Fremdes ungefragt in den Privatbereich eindringen kann (vgl. Burkart 2009: 168). Darin liegt mitunter die größte Herausforderung für die Bewohner, die sich durch die enge Verzahnung von (halb-)öffentlichen und privaten Sphären ergibt (vgl. Uzarewicz 2016: 73–74). Wenn die Pflegenden die Umfriedungen der Bewohner nicht als solche wahrnehmen, können sie diese auch nicht respektieren. Die schnellen Wechsel von einer privaten zu einer (halb-)öffentlichen Atmosphäre gefährden das Wohnen der Bewohner, denn „wer die Kontrolle über die Türen, die Zugänge zu seinem Leben verliert, der verliert die Kontrolle über sein Leben“ (Uzarewicz 2012: 131). Kitwood (2008: 74) formuliert sogar die These, dass die spezifische Atmosphäre des Altenheims ausreicht, um die Bewohner „dement zu machen“. Uzarewicz (2016: 74) verweist hierzu auf Studien aus den 1970er Jahren, die Kitwoods These belegen.

Nach dieser komprimierten Ausführung wird deutlich, dass Wohnen im Altenheim für die Bewohner mit vielen Herausforderungen verbunden ist. Trotz der unterschiedlichen Interessensgruppen stellt das Bewohnerzimmer den Wohnraum der Bewohner dar, der dementsprechend auch wohnlich¹²⁶ gestaltet und spürbar umfriedet sein muss. Wird das Bewohnerzimmers hingegen als Arbeits-

¹²⁵ Hierzu die Theorie der Heterotopie von Foucault (1992).

¹²⁶ Zum Charakter der Wohnlichkeit Uzarewicz (2016: 125-128).

platz gestaltet, ist die räumliche Situation nicht mehr eindeutig formuliert. Diese „Störungen lassen das individuelle Verfügen über Gefühle nicht zu“ (Fromm 2012: 91), sodass man dort nicht heimisch werden kann. Niemand kann am Arbeitsplatz fremder Menschen wohnen (vgl. Uzarewicz 2016: 89; 105).

3.3 Das Altenheim als Arbeitsplatz

Im Altenheim sind verschiedene Berufsgruppen tätig: Küchenpersonal, Hauswirtschafts- und Reinigungskräfte, Sozialpädagogen, Physio- und Ergotherapeuten sowie Pflegende. Die Pflegenden, die hier nicht weiter in Hilfskräfte und examinierte Pflegekräfte differenziert werden, bilden dabei zum einen die größte Berufsgruppe, zum anderen befindet sich ein nicht unerheblicher Teil ihres Arbeitsplatzes im Privatbereich der Bewohner, weshalb im Folgenden der Fokus auf dieser Personengruppe liegt.

Mit dem Zuwachs an Institutionen steigt auch die Anzahl der benötigten Beschäftigten, die in Altenheimen tätig sind (vgl. destatis 2015c; 2013: 20). Stellt man die realen Zuwachsraten der Heime dem tatsächlichen Zuwachs des Pflegepersonals gegenüber, zeichnet sich ein erheblicher Fachkräftemangel ab, da Planstellen deutschlandweit nicht mehr adäquat besetzt werden können (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2012: 9). Immer mehr Institutionen werden eröffnet, die durch den steigenden Bedarf offensichtlich auch benötigt werden, obwohl die Versorgung durch adäquates Personal nicht mehr gewährleistet werden kann (vgl. Mauel/Tews 2013; Engler 2012). Im Jahr 2011 hat sich mehr als ein Drittel der Pflegeinstitute über Stellenbesetzungsprobleme beklagt (vgl. Land/Stressler 2012: 149; Evans/Schafenorth 2008: 33). Zudem werden die Pflegekräfte in Altenheim immer älter. Ist das Durchschnittsalter von Pflegenden im Jahr 2004 noch bei 36,6 Jahren gelegen, zeigen Untersuchungen aus dem Jahr 2013, dass dieses bei Pflegefachkräften auf 42,5 Jahre und bei Pflegehilfskräften sogar auf 46,5 Jahre angestiegen ist (vgl. Pfaff 2013; AWO 2013; destatis 2010). Die Ergebnisse der NEXT-Studie aus dem Jahre 2005 zeigen außerdem, dass sich altersunabhängig ca. 8,5 % der Pflegenden, die in Altenheimen tätig sind, täglich bis mehrmals wöchentlich ernsthaft Gedanken machen, den Pflegeberuf zu verlassen (vgl. Hasselhorn/Müller/Tackenberg 2005: 11–21; Hasselhorn et al. 2005: 138–147). Die Pflegenden, die noch in ihrem Beruf verbleiben, versuchen oft, die fehlende Arbeitsleistung zu kompensieren, wodurch die Quote des unfreiwilligen Ausstiegs aufgrund von Erkrankungen weiter steigt (vgl. Pfaff 2013; Land/Stressler 2012: 149; Krämer/Nolting 2010: 5; destatis 2010). Kombiniert man die Probleme, die bei der Akquise neuer Mitarbeiter bestehen, mit der hier skizzierten Schwundquote, erhöht sich der Fachkräftemangel. Die damit ver-

bundene Arbeitsverdichtung ist für die Verbleibenden im Pflegebereich enorm¹²⁷. Sie haben immer weniger Zeit für die Pflege der einzelnen Bewohner.

Viele Altenheime sind bis heute als Arbeitsstätten mit epikritischen Tendenzen (helle, funktionale Arbeitsbeleuchtungssysteme etc.), effizienten, funktionalen Strukturen, einer guten Erreichbarkeit der Arbeitsutensilien und einer systematischen, rationalen Ordnung übersichtlich gestaltet (vgl. Kaiser 2014a; b; Meisenheimer 2004: 105). Aus der Sicht der Pflegenden scheint dies durchaus legitim zu sein, da die epikritischen Tendenzen auf die leibliche Ökonomie aktivierend wirken und die klaren Linien die Konzentration fördern, weshalb diese an einem Arbeitsplatz keinesfalls fehlen dürfen (vgl. Uzarewicz 2006b: 142).

„In Arbeitsräumen muss der Bewegungsraum nicht mehr für spontanes Leben, sondern für kontrollierte Leistungen geeignet sein“ (Meisenheimer 2004: 105).

Dennoch darf nicht vergessen werden, dass das Altenheim kein reiner Arbeitsplatz ist und ein ausgewogenes Verhältnis von epikritischen und protopathischen Tendenzen vorhanden sein muss, um den Bewohnern das Wohnen nicht zu verwehren (vgl. Uzarewicz 2013b: 118–119). Dies führt insbesondere bei der Gestaltung der Bewohnerzimmer zu weiteren Herausforderungen, da die beiden Interessengruppen – Bewohner und Pflegenden – widersprüchliche Situationserwartungen¹²⁸ haben. Für die Pflegenden stellt das Bewohnerzimmer keinen Wohnraum, sondern ihren Arbeitsplatz dar. Vergleicht man die Raumintention¹²⁹ eines Arbeitsplatzes¹³⁰ mit der eines Wohnraums¹³¹, wird schnell klar, dass diese diametral zueinander stehen. Bei pflegebedürftigen, bettlägerigen Menschen¹³² werden die divergenten Intentionen der beiden Interessengruppen be-

¹²⁷ Zudem zeichnet sich im Gesundheitswesen ein kontinuierlich steigender Ökonomisierungsdruck ab: Denn obwohl die Ausgaben im Gesundheitswesen immer höher werden, sinkt das pro Kopf zur Verfügung gestellte Budget, was die Arbeitsverdichtung der Pflegenden erneut potenziert (vgl. Reichardt/ Petersen-Ewert 2014: 237; BMFSFJ 2010: 171–174; 190–192; Nölle/Goesmann 2009: 5; Huber 2005: 13).

¹²⁸ Die Situationserwartung beschreibt, mit welchen Erwartungen der Mensch diesen Raum betritt (vgl. Uzarewicz 2016: 103).

¹²⁹ Die Raumintention beantwortet die Frage, welchen Zweck der Raum erfüllen soll (vgl. Uzarewicz 2016: 102).

¹³⁰ Orientierung, Ordnung, Übersichtlichkeit, Kreativität.

¹³¹ Ruhe, Geborgenheit, Wohlbefinden, Selbstfindung.

¹³² Abt-Zegelin et al. (2011: 283) untergliedern die Bettlägerigkeit weiter in eine schwere, mittlere und leichte Form, wobei sie diese stets als eine Sonderform der „Ortsfixierung“ definieren. Als ortsfixierte Personen werden Menschen bezeichnet, die nicht selbstständig, aus eigenen Kräften, ihren derzeitigen Ort (Bett, Mobilisationsstuhl etc.) verlassen können (vgl.

sonders deutlich. Die Gestaltung der Atmosphären ist hier von besonderer Bedeutung, da der Betroffene selbstständig keinen Ortswechsel mehr vollziehen kann. Während das Bett für sie zum einzigen Wohnraum¹³³ wird, stellt es für die Pflegenden den Arbeitsplatz, ihre „Werkbank“ (Uzarewicz 2016: 87), dar. Aufgrund der organisationstechnischen Ausrichtung eines Arbeitsplatzes wird das Bett üblicherweise so im Raum platziert, dass die Pflegenden von allen Seiten gut an den Bewohner herantreten können (vgl. Uzarewicz 2013a: 14). Die Pflegekräfte richten sich das Zimmer mit dem Ziel ein, dort gut arbeiten zu können. Sie transformieren es mehr und mehr zu einem Arbeitsplatz. Sie sorgen für Ordnung, auch im Bett und zerstören eventuell dadurch die eingelebten Muster der Bewohner. Dies bewirkt nicht nur eine leibliche, sondern auch eine örtliche und geistige Verwirrtheit (vgl. Meisenheimer 2004: 105). Wird die Ordnung verrückt, wird der Mensch verrückt. Dem Bewohner wird der Orientierungs- und Identifikationsraum genommen (vgl. Uzarewicz 2013c: 212). Der Bewohner liegt wie auf dem „Präsentierteller“ im Bett und ist den Blicken der eintretenden Personen schutzlos ausgeliefert. Ihm wird jegliche Möglichkeit genommen sich zurückziehen zu können. „Damit wird Intimität nicht nur zerstört, sie wird gar nichts erst zugelassen“ (Uzarewicz 2016: 76). Dies ist paradox, denn gerade Personen, die sich in der vulnerablen Situation der Bettlägerigkeit befinden, benötigen einen sicheren Rückzugsort, um ihrem erhöhten Geborgenheitsgefühl

Abt-Zegelin 2013: 30). Abt-Zegelin grenzt in ihrer Definition die Ortsfixierung zur Bettlägerigkeit über die Dauer des Zustandes ab. Während die Ortsfixierung auch sequenziell gestaltet sein kann, gilt die Bettlägerigkeit definitorisch als „unbefristet“, was jedoch nicht bedeutet, dass ein Betroffener das Bett gar nicht verlassen kann (vgl. Abt-Zegelin et al. 2011: 283). Bewohner mit einer leichten Form der Bettlägerigkeit können pro Tag bis zu fünf Stunden außerhalb des Bettes verbringen, wogegen Bewohner der mittleren Form nur noch zur Toilette und zur Körperpflege kurzzeitig das Bett verlassen können. Die Bettlägerigkeit wird dann als schwer bezeichnet, wenn der Betroffene überhaupt nicht mehr fähig ist, das Bett zu verlassen (vgl. Abt-Zegelin et al. 2011: 283).

¹³³ Das Bett verliert für den Betroffenen seinen üblichen privaten, entspannenden, intimen, bergenden, weitenden Charakter (vgl. Uzarewicz 2009: 11–12). Es wird zum Gefängnis, in dem er den wirkmächtigen Atmosphären ausgeliefert ist (vgl. Abt-Zegelin 2010: 123; Winter 2008: 18). Uzarewicz (2016: 35–42; 81–92; 2013a: 15) weist in Bezug auf die Bettlägerigkeit auf die Verbindung zwischen Bewegung und Wahrnehmung hin und gibt zu bedenken, dass ohne Bewegung die Orientierung stark eingeschränkt ist. Die Betroffenen beschreiben ihre Bettlägerigkeit auch mit dem Gefühl des Fallens oder des Fließens (vgl. Abt-Zegelin 2013; 2012; 2010). Sie drücken damit den schwindenden Bezug zum eigenen Körper aus, durch den sich die gespürte Verbundenheit zur Welt langsam auflöst. Der Betroffene zieht sich vor dem Eintauchen in die haltlose Weite in die Enge des Leibes zurück.

nachgehen zu können (vgl. Uzarewicz 2013a: 14–16; Hoffmann 2013: 30; Abt-Zegelin 2006: 144).

Normalerweise gestalten Menschen – sowohl im Privaten als auch am Arbeitsplatz – ihre Umgebung so, dass sie sich dort wohl fühlen bzw. gut arbeiten können (vgl. Böhme 2001a: 125). So sind die Bestrebungen der Pflegenden, das Bewohnerzimmer als Arbeitsplatz zu gestalten, durchaus nachvollziehbar ist, wenngleich sie dadurch dem Wohnen des Bewohners in die Quere kommen. Bedenkt man nun, dass die Pflegenden einen Großteil ihrer Arbeitszeit in den Bewohnerzimmern verbringen und diesen Raum tatsächlich als *Be-wohner-zimmer* akzeptieren, ist es für sie eine zusätzliche Leistung, diese divergierenden Atmosphären auszuhalten und während ihres Tuns zu verhandeln. Selbst wenn sie ein Bewohnerzimmer als bedrückend und unangenehm empfinden, können sie die quasi-objektive Gestimmtheit nicht, wie es üblich wäre, einfach ändern – schließlich arbeiten sie im Privatraum, im Wohnraum, eines anderen Menschen. Ähnliches zeigt sich auch bei der Verwendung von Hilfsmitteln, wie moderne Pflegebetten, hydraulische Hubbadewannen, Deckenlifter, Transferbretter etc., die zwar den Pflegenden ihren Alltag deutlich erleichtern, aber zwangsläufig auch den Erscheinungscharakter des Raums verändern. Schnell wandelt sich das Bewohnerzimmer aufgrund der technischen Hilfsmittel in einen funktionalen, hochtechnisierten Ort. Es wird zu einem Arbeitsplatz, an dem man nicht wohnen will und kann. Diese Problematik ist nicht neu, sodass es in den vergangenen Jahren bereits zahlreiche Entwicklungen gegeben hat, um das Leben in einem Altenheim trotz hochtechnisierter Hilfsmittel wohnlicher zu gestalten. Während u. a. Pflegebetten noch vor einigen Jahren funktional, robust und aus Metall gewesen sind, sind sie heute überwiegend durch Betten in Holzoptik ersetzt worden. Die Funktionalität hat sich zudem aufgrund verborgener, elektrischer Bedienelemente verbessert, die der Wohnlichkeit aufgrund des phänomenalen Charakters eines beinahe normalen Bettes nicht im Wege stehen (vgl. Uzarewicz 2013a: 14). Ebenso sind z. B. besondere Beleuchtungssysteme entwickelt worden, deren Design nicht mehr an Arbeitslampen erinnert oder Fußböden in Holzoptik, die für einen warmen Charakter sorgen und zugleich allen hygienischen Standards gerecht werden. Dabei wird ersichtlich, dass diese Entwicklungen die Interessengruppen, trotz ihrer widersprüchlichen Intentionen, näher zusammenbringen, was sowohl für das Wohnen-Können der Bewohner, aber auch für die Arbeitszufriedenheit der Pflegenden essenziell ist. Dennoch bleiben Altenheime Heterotopien¹³⁴, in denen sich mehrere miteinander unver-

¹³⁴ Heterotopien sind andere Orte, es sind „wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplazierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzei-

einbare *Programmräume*¹³⁵ überlagern (vgl. Hasse 2009: 233; Foucault 1992). Dies erzeugt „Spannungen ganz eigener Art, die [auch weiterhin, A. F.] eine ständige Herausforderung an die Menschen in diesen Institutionen und somit auch an die ästhetische Arbeit darstellen“ (Uzarewicz 2016: 65).

tig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können“ (Foucault 1992: 39). Es sind Orte an denen sich mehrere unvereinbare Räume überlagern und an denen die „Zeit gespeichert“ wird, „d. h. im Binnenraum einer Heterotopie gilt ein anderes Zeitregime als im übrigen Raum jenseits der Heterotopie“ (Hasse 2009: 236). Ferner unterliegt eine Heterotopie gewissen Zutrittsregeln, sodass diesen Ort nicht jedermann ohne weiteres betreten kann. Foucault (1992: 45-46) skizziert zwei Pole der heterotopen Orte, indem er zwischen Illusionsheterotopien („konstruieren einen paradiesischen Raum“ (Hasse 2009: 236)) und Kompensationsheterotopien („verwirft [...] den Restraum als ungeordnet, wirr und missraten“ (Hasse 2009: 236)) unterscheidet. Altenheime sind zwischen den beiden Polen. Einerseits illusionieren insbesondere *Alten-wohn-heime* und Residenzen einen glücklichen Lebensabend, wenngleich dieser in Realität vermehrt durch eine Beeinträchtigung des Gesundheitszustandes gekennzeichnet ist. Andererseits sprechen die von Seiten der Organisation vorgegeben Rahmenbedingungen und Strukturierung des Lebens für eine Kompenastionsheterotopie.

¹³⁵ Programmraum i.S. der schmitz'schen Situationstheorie.

4 Pflegeheim versus Service-Zentrum: eine empirisch-exemplarische Studie

In Altenheimen ist eine theoretisch fundierte Atmosphäregestaltung noch weit aus kein Standard, sodass sich die Fragen stellen, welche Atmosphären von den Bewohnern in einem Altenheim gespürt werden, wenn diese nicht bewusst gestaltet worden sind, und ob sich die Bewohner durch bzw. trotz der gespürten Atmosphären dort zu Hause fühlen können. Um diesen Fragen im Rahmen des Dissertationsprojektes nachgehen zu können, analysiere ich die Atmosphären von zwei exemplarisch ausgewählten Altenheimen¹³⁶. Beide Institutionen habe ich im Folgenden nach ihrem im Leitbild verankerten Selbstverständnis benannt, sodass das erste als Senioren- und Pflegeheim (SuP) und das zweite als Senioren-Service-Zentrum (SSZ) betitelt wird. Ziel der Erhebung ist es, die Atmosphären der Bewohner in ihrer Vielfalt und Ambivalenz zu explorieren, zu beschreiben und mit der Wohnraumtheorie, die im Kapitel 3.1 dargelegt worden ist, in Beziehungen zu setzen, um neues, praxisrelevantes Wissen zu generieren. Deshalb habe ich bei der Auswahl der Einrichtungen darauf geachtet, dass sich die Altenheime in möglichst vielen Parametern (Lage, Soziodemographie der Bewohner und der Pflegenden, Verhältnis von Bewohnern zu Pflegenden, Baujahr der Gebäude etc.) unterscheiden (vgl. Kapitel 4.1; 4.2). Durch diese heterogene Auswahl nach dem *extreme case sampling*¹³⁷ kann trotz einer relativ kleinen Stichprobe ein breites Spektrum von Atmosphären erfasst werden.

4.1 Das Senioren- und Pflegeheim

Das Senioren- und Pflegeheim (SuP), in dem ich den größten Teil der Erhebung – fünf teilnehmende Beobachtungen, sechs narrative Interviews, ein Gruppeninterview – durchgeführt habe, ist 1974 in einer bayerischen Großstadt gegründet worden. Es befindet sich in einem sechsstöckigen Gebäude, das ursprünglich als Wohngebäude konzipiert und genutzt worden war. Vor dem Gebäude, das von mehrstöckigen Wohnblöcken gleicher Bauart umgeben ist, befindet sich eine Grünfläche, an die ein Kindergarten, ein Friseur und ein Supermarkt grenzen. Ursprünglich war dieses Areal als Mehrgenerationenzentrum vorgesehen, das jedoch nie als solches genutzt worden ist. Eine angrenzende Hauptverkehrsstraße auf der Rückseite des Gebäudes ist durch eine weitere parkähnliche Grünflä-

¹³⁶ Die Suche nach geeigneten Altenheimen, die mit einer Teilnahme an diesem Dissertationsprojekt einverstanden gewesen sind, hat sich als deutlich schwieriger erwiesen als erwartet. Die Anfragen bei namhaften Residenzen und gehobenen Wohnformen sind kommentarlos abgelehnt worden, sodass nach dreimonatigen, intensiven aber erfolglosen Akquiseversuchen auf persönliche Kontakte zurückgegriffen worden ist.

¹³⁷ Zur Methode des *extreme case sampling* Polit/Beck (2012: 306).

che, die durch eine Hecke und Bäume begrenzt ist, von dem Gebäude getrennt. Außerdem befindet sich auf dieser Seite des Gebäudes eine hauseigene Cafeteria mit Terrasse. Das SuP beherbergt derzeit im Pflegebereich 109 pflegebedürftige sowie weitere 34 rüstige Bewohner im „Wohnbereich“, die weitestgehend selbstständig leben. Für die pflegebedürftigen Bewohner stehen 54 Einzel- und 28 Doppelzimmer zur Verfügung, die sich insgesamt auf fünf Etagen verteilen. Im „Wohnbereich“, der in der sechsten Etage angesiedelt ist, sind insgesamt 32 Appartements vorhanden, von denen wiederum zwei Wohnungen für Ehepaare vorgesehen sind.

Struktur des Pflegepersonals

Insgesamt sind 50 Pflegekräfte in Voll- und Teilzeit beschäftigt, die von weiteren 12 Beschäftigten in den Bereichen Verwaltung, Hauswirtschaft und Gastronomie unterstützt werden. Zusätzlich ist eine schwankende Anzahl von Auszubildenden, Betreuungsassistenten und Praktikanten vorhanden. Insgesamt beschäftigt das SuP derzeit 79 Mitarbeiter, von denen 62,0 % (n=49) Migrationserfahrung¹³⁸ haben. Die Mehrzahl der Beschäftigten hat dabei osteuropäische Wurzeln – bosnisch, kosovarisch, kroatisch, serbisch, rumänisch und polnisch. Personen mit türkischer, südeuropäischer (spanischer, italienischer, griechischer), vietnamesischer, australischer, senegalesischer und nigerianischer Migrationserfahrung bzw. Staatsangehörigkeit bilden die Minderheit in der Einrichtung.

Struktur der Bewohnerschaft

Zum Zeitpunkt der Erhebung leben insgesamt 143 Bewohner im SuP, die überwiegend dem Arbeitermilieu zuzuordnen sind. 22 Bewohner haben Migrationserfahrung (15,4 %). Die Bewohner mit ukrainischem und russischem Ursprung bilden dabei die größte Gruppe (n=8; 5,6 %), die türkisch-, rumänisch-, und österreichischstämmigen Personengruppen sind mit je drei Bewohnern vertreten. Je ein Bewohner weist eine italienische, spanische, kroatische, serbische oder afghanische Herkunft auf.

4.2 Das Senioren-Service-Zentrum

Das Senioren-Service-Zentrum (SSZ) ist 1998 als dreistöckiges Gebäude im italienischen Landhausstil erbaut worden. Es hat einen Erscheinungscharakter einer Seniorenresidenz und befindet sich in einer kleinstädtischen Umgebung im Freistaat Bayern. Angrenzend an einen Park befinden sich neben dem SSZ Ein-

¹³⁸ Als Menschen mit Migrationserfahrung werden hier Personen bezeichnet, die aus dem Ausland zugezogen sind.

richtungen des öffentlichen Lebens wie u. a. ein Supermarkt, eine Bäckerei und ein Café. Das SSZ ist 2010 durch ein zusätzliches Gebäude erweitert worden, das direkt an einer stark befahrenen Bundesstraße liegt. Seitdem umfasst das SSZ insgesamt vier Gebäude. Drei von diesen Gebäuden sind um einen eigens angelegten, mit einem Baum bepflanzten Kreisverkehr für Autos angeordnet. Der Neubau liegt hinter dem Hauptgebäude. Gegenüber dem Neubau befinden sich eine Mittelschule sowie ein Mehrgenerationenzentrum mit Kindergarten, mit denen das Altenheim eng zusammenarbeitet¹³⁹. Um die Gebäude ist ein Garten angelegt, der von den meisten Zimmern im Erdgeschoss über eine Terrasse betreten werden kann. Neben dem Haupteingang befindet sich das hauseigene Café. Insgesamt kann das Seniorenzentrum bis zu 130 Menschen beherbergen, wobei 40 Plätze für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen vorgehalten werden. Die restlichen 90 Plätze sind für Bewohner im vollstationären Wohn- und Pflegebereich vorgesehen, die sich auf vier Wohngruppen mit jeweils maximal 23 Bewohnern verteilen¹⁴⁰. Insgesamt umfasst das SSZ 82 Einzelzimmer und 24 Doppelzimmer, die zum Zeitpunkt der Befragung voll belegt sind.

Struktur des Pflegepersonals

Im SSZ sind 83 Pflegekräfte in Voll- und Teilzeit beschäftigt. Diese werden von Pflegeschülern und Pflegestudierenden sowie von weiteren 38 Beschäftigten aus den Bereichen Ergo- und Physiotherapie, Verwaltung, Hauswirtschaft und Gastronomie unterstützt. Das SSZ beschäftigt insgesamt 121 Mitarbeiter, von denen acht Personen (6,6 %) Migrationserfahrung haben. Zwei Mitarbeiter arbeiten im Pflegebereich (Griechenland, Polen), fünf Mitarbeiterinnen im Servicebereich (Thailand, Griechenland, Philippinen) und ein Mitarbeiter in der sozialen Betreuung (Venezuela), sodass 2,4 % des Pflegepersonals ausländische Wurzeln haben.

Struktur der Bewohnerschaft

Zum Zeitpunkt der Erhebung leben insgesamt 130 Personen im SSZ, die tendenziell dem Mittelschichtsmilieu zuzuordnen sind. Drei der Bewohner (2,3 %) haben ausländische Wurzeln. Sie kommen aus Vietnam, Italien und der Slowakei.

¹³⁹ Im Unterkapitel „Der Wohnraum als Möglichkeitsraum“ wird die Art der Kooperation detailliert beschreiben.

¹⁴⁰ Eine eigene Etage, die ausschließlich für rüstige Rentner reserviert ist, gibt es hier nicht. Deshalb variiert auch das Verhältnis von rüstigen Rentnern zu pflegebedürftigen Personen kontinuierlich, sodass hier das Verhältnis von pflegebedürftigen Personen zu rüstigen Rentnern nicht äquivalent zum SuP aufgeschlüsselt werden kann.

4.3 Zusammenfassung

Während sich die Anzahl der Bewohner, die sich in den beiden Einrichtungen aufhalten, kaum unterscheidet, differieren die Zahlen der Pflegekräfte und die des sonstigen Personals stark, wie die Gegenüberstellung der Tabelle 1: Die Einrichtungen im Vergleich, zeigt¹⁴¹. Die weiteren Hauptunterscheidungsmerkmale sind: der prozentuale Anteil der Bewohner mit Migrationserfahrung, der prozentuale Anteil des Personals mit Migrationserfahrung sowie die Lage, das Baujahr und die architektonische Gestaltung der Altenheime (vgl. Tabelle 1: Die Einrichtungen im Vergleich).

Tabelle 1: Die Einrichtungen im Vergleich

	SuP	SSZ
Anzahl der Bewohner	143	130
Bewohner mit Migrationserfahrung	22 (15,4 %)	3 (2,3 %)
Anzahl der Pflegenden	50	83
Unterstützungspersonal	12	38
Personal gesamt	79	121
Personal mit Migrationserfahrung	49 (62,0 %)	8 (6,6 %)
Lage	Großstadt	Kleinstadt
Baujahr des/der Gebäude	1974	1998, 2010
Anzahl der Gebäude	1	4
Anzahl der Einzelzimmer	54 (47 %)	82 (77 %)
Anzahl der Doppelzimmer	28 (25 %)	24 (23 %)
Anzahl der Appartements für rüstige Rentner	32 (28 %)	----
Anzahl der Wohngruppen	6	4

¹⁴¹ Dabei gilt es zu beachten, dass mir lediglich die Anzahl der Personen, nicht aber deren Stellenumfang mitgeteilt worden ist, sodass die angegebenen Zahlen einer Verzerrung unterliegen können. Aufgrund dessen kann auch das Betreuungsverhältnis (Vollzeit-)Pflegekraft-Bewohner nicht angegeben werden.

5 Methodisches Vorgehen und ethische Implikationen

5.1 Methodologische Überlegungen zur Atmosphärenforschung

Obwohl Atmosphären in den Gefühlsraum des Menschen eingreifen und sein Befinden und Handeln beeinflussen, stellt ihre empirische Beforschung in Bezug auf die institutionelle Alten- und Gesundheitsversorgung noch immer einen „blinden Fleck“ dar (vgl. Nickl-Weller/Nickl 2013). Moos stellt dies bereits 1976 fest und Link (2000: 41–42) thematisiert dieses Defizit in der Forschung im Jahre 2000 erneut. Eine mögliche Erklärung für dieses Defizit liefert der Blick in die, durch Objektivierung und Entsubjektivierung geprägte Wissenschaft. Bereits Goethe (1810) hat die kategorische Entsubjektivierung der Wissenschaft erkannt und bemängelt, die im Jahr 1961 an der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie den Positivismusstreit zwischen Popper (1980) und Adorno (1980c) entfacht hat. Popper (1980: 112), der Wissenschaft als Netz beschreibt, mit dem man die Welt einfängt, sieht die Methodik der Natur- und Sozialwissenschaften als eine Einheit. Damit löst er den Forschungsprozess grundsätzlich aus der Lebenspraxis heraus und fordert auch für sozialwissenschaftliche Forschungen wertfreie Objektivität. Adorno (1980c) vertritt hierzu eine gegensätzliche Position. Er kritisiert einerseits, dass das popperische Netz ein statisches Instrument darstellt, das situativ angemessene Reaktionen ausschließt¹⁴². Dadurch kann die von Adorno (1980c) geforderte Individualität in vielen Bereichen der Sozialwissenschaften nicht ausreichend abgebildet werden und das Besondere verkommt zum Allgemeinen¹⁴³. Andererseits ist er überzeugt, dass soziale Probleme und deren wissenschaftliche Lösungen immer im gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden müssen, weshalb es wertfreie Objektivität, insbesondere in den Sozialwissenschaften, nicht geben kann¹⁴⁴. Die Kontroversen des Positivismusstreits behandeln hauptsächlich Fragen nach der gesellschaftlichen Verantwortung, zu Werten und Werturteilen sowie zur Objektivität im Forschungsprozess, was immer eng mit Differenzen über die verwendeten Methoden verbunden ist (vgl. Homann 1989: 9; Adorno 1980b: 14). Der Streit hat sich in den darauffolgenden Jahren vor allem auf die Gegenüberstellung von quantitativen und qualitativen Verfahren reduziert, wobei sich die standardisierte, hypothesenprüfende Methodik gegen die qualitativen Ansätze vorerst durchgesetzt hat (vgl. Atteslander 2003: 371). Erst die Kritik der amerikanischen Soziologie an der quantifizierenden Forschungsmethodik in den Sozialwissenschaften hat in den 1970er Jahren zur Wiederentdeckung qualitativer Ansätze geführt (vgl. Flick 1995: 16).

¹⁴² Die Maschengröße des Netzes kann nicht situationsgemäß angepasst werden.

¹⁴³ Hierzu auch Mahayni (2003: 20).

¹⁴⁴ Diese beiden Positionen stellen zugleich den Kern des Positivismusstreits dar. Zum Positivismusstreit Adorno (1980a).

Um die Lebenswelt der Individuen so zu beschreiben, dass ein besseres Verständnis ihrer sozialen Wirklichkeit entsteht, müssen Abläufe, Denkmuster und Strukturmerkmale beobachtet und qualitativ erfasst werden¹⁴⁵ (vgl. Flick/Kardorff/Steinke 2005: 14; Kardorff/Steinke/Flick 2000). Will man den Menschen in seiner Individualität abbilden, was immer nur eine Annäherung sein kann, muss auch das Vorgehen seiner Individualität entsprechen. So lassen sich leibliche Regungen, wie das Fühlen der Gefühle, der Empfindungen oder der Emotionen, aber auch Verhaltensweisen und Phänomene wie Schönheit, Bedrohung, Erhabenheit, nicht verlustfrei auf einer Skala abbilden, zumal hier die Frage nach der Reliabilität offen bleibt¹⁴⁶. Obwohl das Erleben von Atmosphären nicht objektivierbar ist und dementsprechend auch nicht mit standardisierten Skalen gemessen werden kann, sind sie dennoch zweifelsfrei existent (vgl. Dörpinghaus 2013: 206). Setzt man sich einer Atmosphäre aus und wird von der Trauer oder der Freude anderer ergriffen, wird die affizierende Macht der Atmosphäre am eigenen Leib spürbar. Das Sprechen über leibliche Regungen und Gefühle in der spätmodernen Gesellschaft hingegen erscheint nur noch in temporären, schmalen Korridoren¹⁴⁷ akzeptabel, ohne demjenigen eine mangelnde Fähigkeit zur Abstraktion zu unterstellen (vgl. Hasse 2012a: 16). Die historisch gewachsene Trennung der Außen- und Innenwelt stützt die Tabuisierung des Atmosphärischen im alltäglichen Erleben, sodass das Sprechen über Gefühle¹⁴⁸ oft zur Privatangelegenheit deklariert wird. Dennoch hängen viele Entscheidungen des Lebens von dem atmosphärisch Erlebten ab, weshalb Hasse (2012a: 17) konstatiert: „Wer ohne halbwegs differenziertes pathisches Selbstbewusstsein von Atmosphären eingenommen wird, gerät tendenziell blind in deren Gefühlsraum“. Dies legitimiert nicht nur, sondern erfordert die Eingliederung des menschlichen Leibes in die Wissenschaft (vgl. Böhme et al. 1993: 35). Böhme

¹⁴⁵ Hierzu auch die Lebenswelttheorien u. a. Habermas (2011); Thiersch/Grundwald (2002); Thiersch (1986) und die Theorien zum Konstruktivismus u. a. Watzlawick (2006); Foerster/Glaserfeld (1992).

¹⁴⁶ Hierzu auch die Kritik an den standardisierten Abfragen, wie dem SF-32 Fragebogen, der das Wohlbefinden von Studienteilnehmern standardisiert erfassen soll (vgl. Morfeld/Stritter/Bullinger 2012: 393–410).

¹⁴⁷ Überall dort, wo man sich über unmoralisches Verhalten echauffert, Mitleid oder Wut thematisiert oder emotionale Bewegungen politisiert, werden Gefühle bewusst initiiert. Die Flüchtlingskrise, der Krieg in Syrien, das Hungerleiden in Afrika, aber auch der Handballeuropameistertitel von 2016 sind nur einige Beispiele für temporär geschaffene Korridore der Gefühlsthematisierung, wenngleich die „detaillierte Rede über Gefühle atmosphärischen Erlebens im Allgemeinen [weiterhin, A. F.] unter ein Tabu“ (Hasse 2012a: 17) fällt.

¹⁴⁸ Die Coolness der modernen, jungen Gesellschaft steht einer gefühlssensiblen und -artikulierenden Kommunikation diametral entgegen (vgl. Schmidt 2006: 16).

et al. (1993: 35–36) fordern deshalb ein Umdenken, einen Paradigmenwechsel der philosophischen Haltung, weg vom Absolutismus des *bios theoretikos*¹⁴⁹.

„Die allgemeine Coolness, die traditionell das Ideal der philosophischen Ataraxie war, ist sozusagen die Durchschnittshaltung geworden, und so etwas wie Selbstbeherrschung, also Absehen von der eigenen affektiven Lage und sachliches Handeln ist heute die Durchschnittskompetenz des normalen Bürgers der technischen Zivilisation geworden“ (Böhme et al. 1993: 36).

Der Mensch steht durch seinen Leib mit seiner Umwelt in Verbindung, sodass die von Böhme et al. angesprochene Coolness die Missachtung des eigenleiblichen Spürens ist. Gesellschaftskritisch kann Coolness in diesem Kontext auch mit Teilnahmslosigkeit gleichgesetzt werden. Es ist eine Teilnahmslosigkeit gegenüber Mitmenschen, Natur, aber auch gegen sich selbst, wenn man versucht, von allem unberührt zu bleiben¹⁵⁰. Das eigenleibliche Spüren wird als störende Privatsache deklariert, da dies die Rationalität der Entscheidungen beeinflusst¹⁵¹. Der Mensch befindet sich im Modus der Selbstausbeutung. Die Vernunft benötigt einen Gegenspieler, ein Korrektiv, das durch die Integration des Leibseins geschaffen wird. Die Verbannung des Subjektes aus dem Forschungsprozess, also der Ausschluss der erfahrenen Qualität des leiblich-situierten Menschen, kommt hingegen einer künstlichen Entleiblichung des Forschers gleich (vgl. Mahayni 2003: 33–35). Dies ist aber nur bedingt haltbar, da der Mensch immer von leiblichen Regungen durchzogen wird, die sein Befinden, sein Verhalten und dadurch auch die Bewertung des Beobachteten beeinflussen (vgl. Schmitz 1980: 44).

Insbesondere bei der Atmosphärenforschung müssen die leiblichen Regungen Berücksichtigung finden. Das atmosphärische Wohngefühl und die gespürte Wohnqualität werden in erster Linie von den Betroffenen durch ihre Leiblichkeit erfahren. Indem „der Mensch [...] in einem für die eigene Erkenntnis nicht restlos bestimmaren Maße unverfügbar“ (Dörpinghaus 2013: 209) bleibt, können

¹⁴⁹ Als *bios theoretikos* wird ein selbstbeherrschtes, durch Vernunft geleitetes „Wesen“ bezeichnet.

¹⁵⁰ Die Teilnahmslosigkeit widerspricht auch der Wohntheorie nach Heidegger (1951), da sie der Schonung des Gevierts entgegensteht. Dennoch kann die Teilnahmslosigkeit z. B. mit der Theorie der Anästhetik auch als Selbstschutz begriffen werden kann (vgl. Welsch 1991: 10–16).

¹⁵¹ Bei dieser objektivistischen Beziehung zu sich selbst handelt es sich um „reine Manipulation dessen, was Natur ist“ (Böhme et al. 1993: 38).

leibliche Regungen aber nicht einfach abgefragt werden¹⁵². Die damit einhergehende Verfälschung ist unauflösbar und muss in einem gewissen Maße akzeptiert werden. Aufgrund dieser forschungsfeldimmanenten Problematik wird ersichtlich, dass es einer besonderen methodischen Herangehensweise in Form einer Methodentriangulation bedarf, um die Komplexität von Atmosphären angemessen erfassen zu können. Durch „die Einnahme unterschiedlicher Perspektiven [...] bei der Beantwortung von Forschungsfragen, [können, A. F.] Erkenntnisse auf unterschiedlichen Ebenen gewonnen werden, die damit weiter reichen, als es mit einem Zugang möglich wäre“ (Flick 2008: 12). Auf dieser Grundlage habe ich zur Erforschung der Wohnatmosphären im Altenheim ein qualitatives *Mixed-methodes*-Verfahren – teilnehmende Beobachtungen, Dokumentenanalyse zur Bewohnerauswahl, narrative Interviews, leitfragengestütztes Gruppeninterview, – verwendet, das originär in der Ethnografie¹⁵³ beheimatet ist (vgl. Bohnsack 2014: 31; Mayer 2011: 166).

„Bei der Ethnografie handelt es sich um eine Forschungsstrategie, deren Ziel es ist, unbekannte [Phänomene und, A. F.] Kulturen durch eigene systematische teilnehmende Beobachtung [und Interviews, A. F.] im Feld zu erforschen“ (Lamnek/Krell 2016: 591).

Neben der Situationsangemessenheit¹⁵⁴ bietet dieser ethnografisch-phänomenologischen Zugang¹⁵⁵ zusätzlich den Vorteil einer möglichen Kreuzvalidierung¹⁵⁶, die das Ziel eines erhöhten Validitätsgrads der Daten verfolgt (vgl. Lamnek/Krell 2016: 97; 157; 543; Mayer 2011: 166; Diekmann 2010: 551).

¹⁵² Hierzu auch Pothast (1988).

¹⁵³ „Ethnografie wird als flexible, methodenplurale kontextbezogene Strategie“ (Lamnek/Krell 2016: 591) verstanden.

¹⁵⁴ „Wissenschaftliche [...] Methoden sind dann als angemessen zu bezeichnen, wenn sie dem Erkenntnisziel des Forschers und den empirischen Gegebenheiten gerecht werden. Unter der Güte von sozialwissenschaftlichen Theorien, Methoden und Begriffen soll der Grad ihrer Angemessenheit an die empirische Realität und an das Erkenntnisziel des Forschers verstanden werden“ (Lamnek/Krell 2016: 143). Deshalb lässt die hier verwendete teilnehmende Beobachtung auch eine gewisse Flexibilität zu, sodass der Partizipationsgrad meiner Teilnahme je nach Situation variieren kann (vgl. Lamnek/Krell 2016: 96; 525; Diekmann 2010: 555).

¹⁵⁵ „Der Bogen ethnografischer Forschung spannt sich von der Untersuchung sehr komplexer Kulturen als Ganzer bis zur Erforschung eines einzelnen Phänomens innerhalb einer Subkultur“ (Mayer 2011: 110). Da die hier vorliegende Arbeit nicht die Theoriebildung zum Ziel hat, habe ich von der Methode der Grounded Theory abgesehen.

¹⁵⁶ Durch diese Kreuzvalidierung gewinnen die generierten Daten an Robustheit und Gültigkeit (vgl. Lamnek/Krell 2016: 157; 262). „Was als ‚cross validation‘ oder ‚Triangulation‘ bezeichnet wird, wurde [trotz des forschungsethisch schwierigen Designs, A. F.] mit der Marienthal-Studie mustergültig vorexerziert“ (Diekmann 2010: 560).

Das Erhebungsverfahren orientiert sich zudem am Serendipity-Prinzip, das nicht bedachte „Spuren“, die während der Erhebung erkannt werden, aufgreift, hermeneutisch überprüft und ggf. in den weiteren Forschungsprozess einbindet (vgl. Keding 2013: 97). So erlaubt dieses methodische Vorgehen einen offenen, freien Feldzugang, um Unvorhergesehenes erfassen und aufnehmen zu können¹⁵⁷. Durch den daraus resultierenden „nicht eingeplanten Informationsgewinn [kann ich, A. F.] zu weiter- und tiefergehenden Erkenntnissen gelangen“ (Lamnek/Krell 2016: 537). Das Vorgehen gewinnt dadurch, wie für die Methodologie des qualitativen Paradigmas üblich, an Flexibilität, da die Erhebung erst während des Forschungsprozesses zirkulär strukturiert wird¹⁵⁸ (vgl. Lamnek/Krell 2016: 243–247). Dies bedeutet aber keineswegs, dass das Vorgehen zu Beginn unsystematisch und konzeptionslos gewesen ist, „sondern [...] nur, dass trotz [der, A. F.] gedanklichen Vorstrukturierung variabel, flexibel und offen gearbeitet wird“ (Lamnek/Krell 2016: 537). Der geringe Grad an Strukturiertheit schwindet mit dem Datenbestand an Wissen, sodass sich die Methode wie ein Trichter immer mehr auf die explorierten Themengebiete fokussiert (vgl. Lamnek/Krell 2016: 189; 526; Diekmann 2010: 570). So ist z. B. das Erlebte während der ersten unstrukturierten¹⁵⁹ Beobachtungen zur Strukturierung in die darauffolgenden Interviews eingeflossen. Ebenso haben die ersten Gespräche und Interviews geholfen, die weiteren Beobachtungen in eine gewisse Richtung zu schärfen. Während die aus den Beobachtungen explorierte Struktur bei den narrativen Interviews auf einer abstrakten Meta-Ebene in Form von Themengebieten verblieben ist, ist diese in das leitfragengestützte Gruppeninterview, das nach den Beobachtungen durchgeführt worden ist, in Form von Fragedimensionen und konkreten Fragen eingeflossen (vgl. Lamnek/Krell 2016: 520).

Ferner habe ich vorab die einzelnen Methoden für die atmosphärische Feldforschung anpassen müssen. Üblicherweise richten sich teilnehmende Beobachtungen ausschließlich auf das Verhalten der Probanden, sodass hier die Atmosphäre keine spezifische Berücksichtigung erfährt¹⁶⁰ (vgl. Lamnek/Krell 2016: 523).

¹⁵⁷ „Um diese Absicht realisieren zu können, bedarf es einer Haltung großer Offenheit“ (Lamnek/Krell 2016: 537).

¹⁵⁸ Hierzu auch Lamnek/Krell (2016: 187).

¹⁵⁹ „Unstrukturierte Beobachtung (besser: nicht-standardisierte Beobachtung) meint das Absehen von einem System vorab ausformulierter Beobachtungskategorien und die Verlegung von Kategorien- und Hypothesenbildung in den Prozess der Datenerhebung oder – noch extremer – gar erst in die Auswertung und Interpretation des Materials“ (Lamnek/Krell 2016: 532).

¹⁶⁰ „Der Sozialforscher nimmt am Alltagsleben der ihn interessierenden Personen und Gruppen teil und versucht, durch genaue Beobachtung etwa deren Interaktionsmuster und Wert-

Deshalb habe ich in Anlehnung an Dörpinghaus (2013: 217–234) die Beobachtung mit Hilfe des „Forscherleibes“ (Dörpinghaus 2013: 221–222) explizit um die neoästhetische Perspektive erweitert. Diese Adaption bietet den Vorteil, dass meine eigenen leiblichen Regungen in die Erhebung integriert werden und ich somit die Atmosphäre, in die ich während der Erhebung eintauche, auch in die Auswertung integrieren kann. Ferner muss ich mich nicht der Illusion hingeben, mich im Sinne der Objektivität abschotten zu müssen bzw. zu können (vgl. Rauh 2012: 108). Mit dieser angepassten Methodik gelingt es mir, in die fremde Welt mit all meinen Sinnen einzutauchen, „das Alltägliche und Selbstverständliche neu wahrzunehmen [und durch diese Erlebenskomponente auch besser, A. F.] begreifen“ (Mayer 2011: 111) zu können. Eine „Trennung von Forscher und Beobachter [würde, A. F.] letztlich zu einer Entfremdung [führen, A. F.], mindestens zu einer Distanz zwischen Forscher und Beobachtetem, was in der qualitativen Methodologie abgelehnt wird“ (Lamnek/Krell 2016: 535). Zudem erhöht sich durch diese Erweiterung der Methode die Qualität des empirischen Materials, da einerseits das Verhalten der Probanden mit meinem Gespür in Verbindung gebracht werden kann (vgl. Dörpinghaus 2013: 221–222). Andererseits sind „befragte Personen oft nicht in der Lage, ihr eigenes Verhalten richtig zu beschreiben oder wiederzugeben“¹⁶¹ (Lamnek/Krell 2016: 519–520), sodass die Konfrontation während des Interviews mit dem Beobachteten, aber auch mit meinem Gespür Reflexionsprozesse und eine hermeneutische Schleifen des Verstehens auslösen kann.

Indem zum einen das Spüren von Atmosphären weder mess- noch objektivierbar ist und zum anderen „die Mannigfaltigkeit des Sich-Spürens auch von [den subjektiven Gestimmtheiten und, A. F.] der Verhaltensweise der Person zu sich selbst abhängig“ (Dörpinghaus 2013: 206) ist, ist die Verbindung von Beobachtetem und Interviews insbesondere für die Atmosphärenforschung von großer Bedeutung.

vorstellungen zu explorieren und für die wissenschaftliche Auswertung zu dokumentieren“ (Lamnek/Krell 2016: 516).

¹⁶¹ „Die Erinnerung der Befragten kann z. B. völlig falsch oder lückenhaft sein, manche Befragten wollen sich ganz bewusst nicht mehr erinnern; sie verdrängen, rationalisieren oder geben irreführende und falsche Antworten“ (Lamnek/Krell 2016: 519–520).

„Wenn wir Erfahrungskorrelate anderer Menschen zum Gegenstand unseres wissenschaftlichen Interesses machen, wird das Problem methodologisch virulent, inwieweit und wie es gelingen kann, die Welt – annäherungsweise – mit den Augen dieser anderen Menschen zu sehen“ (Honer 2000: 195).

Die explorative Rekonstruktion der Lebenswelt der Bewohner mit dem gestischen und sprachlichen Ausdrucksvermögen kann lediglich eine Annäherung an das subjektive Erleben darstellen, zumal das Sprechen über leibliche Regungen, wie oben angedeutet, außerhalb der gesellschaftlich akzeptierten Korridore als ungewöhnlich bzw. befremdlich empfunden wird (vgl. Hasse 2012a: 16). Die Explikation des Gefürten bleibt deshalb oft vage und sehr oberflächlich (vgl. Dörpinghaus 2013: 206; 208; Hasse 2012a: 16–17; Fuchs 2000a: 133). Ein weiteres Problem bei der Erforschung von Atmosphären stellt die deutsche Sprache dar, in der kein festes Vokabular für derartige Beschreibungen¹⁶² existiert (vgl. Dörpinghaus 2013: 206; Hasse 2005: 124; 207). Aufgrund des mangelnden Vokabulars fällt das Herstellen einer intersubjektiven Basis des Verstehens ausschließlich mittels Worte sehr schwer, da zum einen das Vorsprachliche in mannigfaltiger Weise umschrieben werden muss und zum anderen durch die Grenze der Sprache ein Teil des Erlebten auch immer unaussprechlich und somit auch unexplorierbar bleibt (vgl. Gebauer/Breuninger 2009: 55; Hasse 2005: 124; 207).

Die Beschreibungen der Widerfahrnisse sind insbesondere assoziativ und metaphorisch in Erzählungen verstrickt, weshalb ich zur Befragung der Bewohner narrative Interviews gewählt habe (vgl. Hasse 2002: 82). Diese bieten den Vorteil, dass die Bewohner mit der Methode durch ihr Alltagshandeln bereits vertraut sind. Im Alltag verfügt jeder unzweifelhaft intuitiv über die Kompetenz des Erzählens. Erzählungen, die selbst mehrere Stunden andauern, können aufgrund des meist intuitiven Aufbaus vom Zuhörer verstanden werden. Die Erzählkompetenz des Befragten kann sich dabei frei und ungestört entfalten. Indem bei dieser Form der Interviews keine Strukturierung vorgegeben wird, kann sichergestellt werden, „dass der Erzähler seine Lebensgeschichte so reproduziert, wie er sie erfahren hat, also die lebensgeschichtliche Erfahrung in jener Aufschichtung, in jenen Relevanzen und Fokussierungen reproduziert, wie sie für seine Identität konstitutiv und somit auch handlungsrelevant für ihn ist“ (Bohnsack 2014: 94). Der Befragte kann sich auf die Erzählung im Vorfeld nicht vorbereiten, sodass

¹⁶² Aufgrund der mangelnden Vereinheitlichung des atmosphärisch relevanten Vokabulars kann es auch keine genormte und/oder normierende Reduktion zur Beschreibung von Atmosphären geben.

die Kommunikation zu einer Stegreiferzählung wird, die durch eine Homologie von Erzählung und Erfahrung geprägt ist¹⁶³ (vgl. Bohnsack 2014: 93–94). Bei diesen Interviews habe ich die Fragen möglichst offen und in alltagsnaher Sprache gestellt: „Erzählen Sie mir bitte, wie Ihr Leben vor dem Einzug in das Altenheim war“; oder: „Wie war es, als Sie damals in das Altenheim umgezogen sind“ (vgl. Anlagenband¹⁶⁴ 1.3 Themensammlung: narrative Interviews mit Bewohnern). Ziel ist es, mit einem Erzählimpuls die Initialisierung einer Geschichte auszulösen. Durch die selbstgewählte Ausrichtung der Erzählung entsteht eine Selektion, wodurch der Bewohner selbst dokumentiert, ob bzw. was ihm in seiner Lebenswelt unter der Fragestellung als wichtig und relevant erscheint. Der Befragte hat die Möglichkeit, die wichtigen Sachverhalte in gewünschter Tiefe mit eigenen Worten, in seiner Sprache wiederzugeben, wodurch das Erzählte bereits erste Rückschlüsse auf den Stellenwert des Wohnens und des atmosphärischen Erlebens zulässt.

Weil die Beschreibung des Atmosphärischen aber assoziativ und metaphorisch in den Erzählungen verwoben ist, tritt sie auch nur in codierter¹⁶⁵ Form auf. Um diese mannigfaltigen Codes der Interviewpartner überhaupt adäquat entschlüsseln zu können, muss ich in die fremde Welt eintauchen, zu einem Teil von ihr werden¹⁶⁶ (vgl. Lamnek/Krell 2016: 89–92; Mayer 2011: 111).

„Methodische Kontrolle bedeutet hier also Kontrolle über die Unterschiede der Sprache von Forschenden und Erforschten, über die Differenzen ihrer Interpretationsrahmen, ihrer Relevanzsysteme. Und diese Kontrolle gelingt nur, wenn ich den Erforschten Gelegenheit gebe, ihr Relevanzsystem zu entfalten“ (Bohnsack 2014: 22).

Deshalb habe ich versucht mir die fremden Relevanzsysteme durch die teilnehmenden Beobachtungen, insbesondere aber durch einen bewusst eingeforderten,

¹⁶³ Dies stellt zugleich die Grundannahme der narrativen Methodologie dar (vgl. Bohnsack 2014: 93–94).

¹⁶⁴ Der Anlagenband kann beim Autor eingesehen werden.

¹⁶⁵ „Neben der Erlebens-Sprachcodierung gilt es weitere Codierungen wie Dialekt, kulturelle Besonderheiten, metaphorische Bedeutungen, gestische Ausdrucksformen etc. zu entschlüsseln, was den Komplexitäts- und den Schwierigkeitsgrad der Auswertung erheblich steigert“ (vgl. Meisenheimer 2010: 101).

¹⁶⁶ „Wenn Menschen auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die die Objekte für sie haben, dann muss der Forscher die Objekte so sehen, wie sie seine zu untersuchenden Menschen sehen, will er deren Handlungen richtig verstehen. Entspricht der Forscher dieser Forderung nicht, so führt dies zum Aufbau einer fiktiven Welt, weil nur die Bedeutungen gesehen werden, die die Dinge für den außenstehenden Wissenschaftler haben“ (Lamnek/Krell 2016: 90). Dies stellt auch den Grund dar, weshalb ich mit den Beobachtungen begonnen habe.

ausführlichen Gesprächsaufbau vertraut zu machen, sodass ich erst allmählich im Gesprächsverlauf auf die gewünschten Themen gelenkt habe. Dies bietet zudem den Vorteil, dass der Bewohner nicht nur von seiner jetzigen Wohn- und Lebenssituation berichtet, sondern auch über den Stellenwert Auskunft gibt, den das Wohnen im Kontext der Gesamtbiografie einnimmt. Durch die unterschiedlichen Relevanzsysteme (Erzähler vs. Zuhörer), aber auch wegen der mangelnden Vereinheitlichung des atmosphärisch relevanten Vokabulars, ergeben sich kontinuierliche Nachfragen, sodass der Bewohner in einen Zugzwang kommt, das Erzählte detailliert darzustellen, um mir die Inhalte zu erläutern (vgl. Hasse 2002: 82). Die Selbstläufigkeit einer Erzählung steht einer kontinuierlichen Reflexion des Gesagten entgegen, weshalb der Detaillierungszwang Unklarheiten und Widersprüche transparent macht (vgl. Bohnsack 2014: 95–96). Kontinuierliche, hypothetische und hermeneutische Nachfragen sollen zum einen das Reflektieren und das Rekonstruieren vergangener Situationen des Befragten anregen und zum anderen unterschiedliche Beschreibungen evozieren, die mir das Verstehen und das zirkuläre tiefere Eintauchen in das Geschehen erleichtern.

Berichten die Befragten „aus der Perspektive der lebendigen Selbsterfahrung über ihre subjektiven Tatsachen“¹⁶⁷ (Dörpinghaus 2013: 203–204), können sie erneut ergriffen werden und ihren Worten durch Gebärden¹⁶⁸ Nachdruck verleihen (vgl. Häder 2015: 403). Die spezifische Aussagekraft sowie Bedeutungen der Äußerungen des Befragten werden dabei durch das Medium Leib zum Ausdruck gebracht, sodass hier auch die besondere Bedeutung der Gesprächsatmosphäre ersichtlich wird¹⁶⁹. Der körperlich-leibliche Ausdruck der Interviewten, den ich als Eindruck wahrnehmen kann, muss auch bei den narrativen Interviews neben dem gesprochenen Wort, der Gestik und der Mimik zwingend als Datenquelle in die Erhebung integriert werden. So kann grundsätzlich konstatiert werden, dass in dem Moment in dem „leibliches Spüren [...] als bewusste Reflexion subjektiven Erlebens ansetzen soll, [...] der Bann der Abschottung des Subjektiven gegen das Vereinheitlichte im Objektivierten und Intersubjektiv-

¹⁶⁷ Die Subjektivität stellt aus neophänomenologischer Sicht die Urform der Tatsächlichkeit dar (vgl. Rauh 2012: 108).

¹⁶⁸ „Das deutlichste Zeichen für dieses Eingreifen der Gefühle in den Leib ist die erstaunliche Sicherheit der Gebärden, die sie ihm eingeben. Man muss schon ein guter Schauspieler sein, um den komplizierten Ausdruck der Freude – die lachenden Augen, den beschwingten Gang, die lächelnde Versunkenheit, die helle Stimme – wie echt hervorzubringen; dem Freudigen, und sei er noch so ungeschickt, gelingt das ganz von selbst. Desgleichen weiß der Bekümmerte zu seufzen und gebückt zu sitzen, der Beschämte die Augen niederzuschlagen, der Zornige die Faust zu ballen, die Stirn zu runzeln, die blitzenden Augen aufzureißen, mit schneidender Stimme zu sprechen; niemand, der so betroffen ist, muss sich erst erkundigen, wie man so etwas macht“ (Schmitz 2011a: 92).

¹⁶⁹ Hierzu Dörpinghaus (2013: 222), aber auch Bohnsack (2014: 32).

ven gebrochen werden“ (Dörpinghaus 2013: 200–201) muss. Sowohl der Forscher als auch der zu Beforschende müssen bei neoästhetischen Forschungen stets als leibliche Subjekte begriffen werden (vgl. Dörpinghaus 2013: 50). Die Integration des Forscherleibes stellt somit auch bei den Befragungen keine „Verzerrung“ (Lamnek/Krell 2016: 259) dar, sondern ist für die Atmosphärenforschung konstitutiv¹⁷⁰ (vgl. Dörpinghaus 2013: 221–222). Mit diesem erweiterten Verständnis gelingt es mir, in der gemeinsamen Situation der Gesprächsatmosphäre „mithilfe eines [bewusst eingesetzten, A. F.] einführenden und mitspürenden Zugangs“ (Dörpinghaus 2013: 224) die Empfindungen des Interviewpartners als „Patheur“ (Hasse 2015: 32; 82) nachzuspüren¹⁷¹. Diese Modifikation der Methoden ermöglicht es mir, Aussagen der Interviewpartner direkt im Gespräch auf „Stimmigkeit“ zu prüfen. Das gesprochene Wort setze ich dazu mit meinem Gespür in Beziehung. Sollte ich dabei Unstimmigkeiten entdecken, prüfe ich es erneut im weiteren Verlauf des Interviews, sodass hier das kontinuierlich-hypothetisch-hermeneutische Nachfragen insbesondere in Bezug auf mein Gespür, zu einem fundierten Verstehen führt (vgl. Dörpinghaus 2013: 223).

Um die Beschreibungen der Bewohner mit einer weiteren Perspektive des Erlebens kontrastieren zu können, habe ich zusätzlich ein leitfragengestütztes Gruppeninterview¹⁷² mit Pflegekräften einer Bewohneretage¹⁷³ geführt (vgl. Kapitel 5.4). Die Befragung der Pflegenden ist dabei von großen Herausforderungen geprägt, da ihr Alltag durch die enge fachliche Verbundenheit von der naturwissenschaftlich geprägten Medizin beeinflusst ist. Es soll zwar nicht bestritten werden, dass viele Pflegenden ein sensibles Gespür für das Befinden ihrer Bewohner ausgebildet haben. Sie müssen aber ihr Gespür bei Dienstübergaben, Überleitungen oder sonstigen fachlichen Gesprächen durch Daten und Fakten¹⁷⁴

¹⁷⁰ Eine künstliche „Entleiblichung“ würde die Erhebungsvalidität der Daten negativ beeinflussen, da Essenzen der leiblichen Kommunikation während der Erhebung verloren gehen würden und somit auch nicht ausgewertet werden könnten (vgl. Dörpinghaus 2013: 217–234; Schmitz 1999: 21–22).

¹⁷¹ Weil das Spüren von leiblichen Regungen eine ontologische Gemeinsamkeit darstellt, ist davon auszugehen, dass zwischen den Akteuren in der Interviewsituation ein gegenseitiges Leibverständnis vorhanden ist (vgl. Dörpinghaus 2013: 217–234).

¹⁷² Eigentlich sollten mit den Pflegenden leitfragengestützte Einzelinterviews geführt werden. Weil eine Pflegekraft jedoch nicht bereit gewesen ist, an einem Einzelinterview teilzunehmen, und die anderen Anwesenden in ihrer Entscheidung beeinflusst hat, habe ich das Erhebungskonzept situationsgemäß anpassen müssen und die geplanten Einzelinterviews in ein leitfragengestütztes Gruppeninterview transferiert (vgl. Kapitel 5.4).

¹⁷³ Alle Pflegenden arbeiten auf einer Bewohneretage, deren Bewohnern ich befragt habe.

¹⁷⁴ Dazu zählen u. a. die Werte der Vitalzeichen, des Blutzuckers, der Trink- und Ausscheidungsprotokolle.

belegen, was dazu führt, dass objektiven Daten mehr Gewicht zugesprochen wird als subjektiven Empfindungen. Deshalb liegt die Vermutung nahe, dass die Sozialisation der Pflegenden der Explikation von leiblichen Regungen entgegensteht¹⁷⁵. Während die Teilnahme an der Befragung für viele Bewohner eine willkommene Abwechslung dargestellt hat, ist der Alltag der Pflegenden von Zeitknappheit und Zeitdruck geprägt (vgl. Kapitel 3.3). Aus diesem Grund habe ich die Pflegenden mit einer stärker strukturierten Methode eines leitfragengestützten Einzelinterviews befragt, das zwar narrative Phasen fördert, aber zugleich weniger zeitliche Ressourcen bindet¹⁷⁶. Der Interviewleitfaden ist auf Grundlage meiner gemachten Erfahrungen und explorierten Erkenntnisse vorstrukturiert worden¹⁷⁷ (vgl. Anlagenband 1.4 Leitfaden: Interviews mit Pflegenden). Trotz dieser Vorstrukturierung habe ich bei der Konzeption darauf geachtet, dass die Fragestellungen möglichst offen gestellt werden. Das intentionale Verständnis der Leitfragen sowie die Frageform habe ich vorab im Pretest in einem Think-Aloud-Verfahren mit zwei Probanden, die zwar im Bereich der Altenpflege tätig, aber nicht am Prozess beteiligt gewesen sind, auf inhaltliche Stringenz überprüft (vgl. Häder 2015: 211; 396–398). Dieser Pretest hat ergeben, dass die Fragestellungen von den Gesprächspartnern gemäß der Intention verstanden werden und den Interviewpartnern genügend Freiheiten zum Erzählen bieten. Des Weiteren erlaubt mir die Offenheit der Methode situationsgemäß reagieren zu können, sodass die Chronologie der Fragestellungen lediglich als Orientierung und nicht als dogmatische Abfolge zu verstehen ist (vgl. Lamnek/Krell 2016: 96). Dies erlaubt den Pflegenden, ähnlich wie bei einem narrativen Interview, frei zu entscheiden, welche Sachverhalte sie in welcher Tiefe ausführen können bzw. wollen, sodass auch hier Rückschlüsse auf den Stellenwert des Erlebten möglich sind (vgl. Bohnsack 2014: 22–23). Sowohl die Integration des Forscherleibes als auch das kontinuierlich-hypothetisch-hermeneutische Nachfragen ist für diese Befragung konstitutiv, weshalb ich auch diese Methode dementsprechend erweitert habe (vgl. Dörpinghaus 2013: 219; Gebauer/Breuninger 2009: 55).

¹⁷⁵ Dörpinghaus (2013: 208) beschreibt ähnliche Erfahrungen.

¹⁷⁶ Zur situationsgemäßen Anpassung der Methode Lamnek/Krell (2016: 96).

¹⁷⁷ Hierzu auch Lamnek/Krell (2016: 99–101).

5.2 Beschreibung der teilnehmenden Beobachtungen

Zu Beginn der Erhebungen habe ich in beiden Altenheimen Vorgespräche¹⁷⁸ durchgeführt. Im Rahmen dieser Gespräche habe ich mein Forschungsvorhaben vorgestellt und die Rahmenbedingungen der Durchführung abgeklärt, bevor ich von den Heimleitungen durch das jeweilige Altenheim geführt worden bin. Ferner habe ich die ersten beiden Aufenthalte im SuP als Pretest für ein literaturgeleitetes, vorab entwickeltes Kategoriensystem genutzt. Das Kategoriensystem hätte meine Wahrnehmung während der teilnehmenden Beobachtungen strukturieren sollen. Dabei hat sich herausgestellt, dass sowohl das Verhalten der Bewohner als auch mein Empfinden nicht angemessen abgebildet werden konnten, sodass ich es verworfen haben¹⁷⁹.

Angelehnt an Lamnek und Krell (2016: 525; 561) habe ich nach den Vorgesprächen im SuP zwei offene, unstrukturierte teilnehmende Beobachtungen einer Bewohneretage durchgeführt. Ziel ist es gewesen, das zu untersuchende Feld so wenig wie möglich zu stören bzw. zu verfälschen. So habe ich hier die Rolle des „Beobachters als Teilnehmer“¹⁸⁰ eingenommen, die das Risiko minimiert „in das beobachtete Feld sozialisiert zu werden und damit Selbstverständlichkeiten zu übersehen“¹⁸¹ (Lamnek/Krell 2016: 542). Während der Beobachtungen sind das Verhalten und der Tagesablauf der Bewohner, aber auch die Atmosphären der Bewohneretage im Fokus gestanden. Um die atmosphärischen Veränderungen der Organisationseinheit beobachten zu können, habe ich die teilnehmenden Beobachtungen von 06:00 Uhr morgens bis 19:00 Uhr abends angesetzt. In der ersten Beobachtung hat sich herausgestellt, dass die Gemeinschaftsbereiche (Aufenthaltsbereich und Flur) vor dem Frühstück (ca. 8:15 Uhr) und nach dem Abendessen (ca. 17:15 Uhr) meist nur durch die Pflegenden betreten worden sind. Die Bewohner haben sich zu diesen Zeiten überwiegend noch bzw. schon in ihren Bewohnerzimmern aufgehalten. Nachdem zwei Pflegende auf Nachfra-

¹⁷⁸ Im SuP habe ich insgesamt drei Sondierungsgespräche mit der Heimleitung und der Pflegedienstleitung durchgeführt, im SSZ hat ein Gespräch mit der Heimleitung stattgefunden.

¹⁷⁹ Hierzu auch Lamnek/Krell (2016: 537)

¹⁸⁰ Lamnek und Krell definieren vier Partizipationsgrade der Teilnehmenden Beobachtung: „Der Forscher kann sich völlig mit dem zu untersuchenden sozialen Feld identifizieren, er geht in ihm auf und wird zum Teilnehmer. Der zweite Rollentypus ist der Teilnehmer als Beobachter im Feld, d. h., seine Beobachterrolle ist im Feld erkennbar. Bei der dritten Form der Teilnahme ist der Beobachter ein Teilnehmer, bei dem schon eine Dominanz der Beobachtung vorliegt, und als vierter Typ bleibt die reine Beobachtung ohne Interaktion mit dem Feld“ (Lamnek/Krell 2016: 529).

¹⁸¹ Dies kann hier nur als Annäherung gesehen werden, da ich während meines Studiums in einem Altenheim tätig gewesen bin und dort eine gewisse Altenheimsozialisation erfahren habe.

ge unabhängig voneinander bestätigt haben, dass meine Beobachtung in Bezug auf das Raumnutzungsverhalten keine Ausnahme, sondern die Regel darstellt, habe ich die zweite Beobachtung am darauffolgenden Tag auf den Zeitraum von 8:15 Uhr bis 17:15 Uhr eingegrenzt. So habe ich auch hier trotz der zeitlichen Einschränkung sowohl die tageszeitspezifischen als auch die atmosphärischen Veränderungen während des Personalwechsels¹⁸² erfahren und zugleich das Verhalten während des Tagesablaufs der sich dort aufhaltenden Personen beobachten können. Die Beobachtungen an zwei aufeinander folgenden Tagen haben den Vorteil, die Bewohneretage mit unterschiedlichem Pflegepersonal beobachten zu können. Durch einen kurzzeitigen Wechsel während des Tages zwischen zwei Bewohneretagen habe ich überprüft, ob es sich bei der Beobachtung um ein Einzelphänomen, also um eine Verzerrung handeln könnte¹⁸³.

Jedes Betreten der Einrichtungen – sowohl bei den Vorgesprächen als auch für die teilnehmenden Beobachtungen während der Erhebungsphase vom 29.09.2014 bis zum 29.03.2015 – habe ich in einem Forschungstagebuch¹⁸⁴ während bzw. direkt nach den Beobachtungen dokumentiert. Dabei habe ich mich an die Methodik anderer Disziplinen¹⁸⁵, die gezielt mit atmosphärischer Wirkung arbeiten, angelehnt. So habe ich hier eine adaptierte Form des Erinnerungsprotokolls¹⁸⁶ verwendet, das die Grundlage bildet, anschließend über das Erlebte strukturiert sprechen und reflektieren zu können (vgl. Lamnek/Krell 2016: 95-96; Blum 2010: 191). Dabei habe ich mein eigenes Erleben möglichst präzise beschrieben, wobei meine Beschreibungen über die deskriptive Ebene meiner eigenen Gefühle und meines eigenen Befindens hinausgehen¹⁸⁷. Hätte bereits bei der Dokumentation eine Urteilsbildung in Bezug auf die spätere Relevanz stattgefunden, hätte die Gefahr bestanden, dass eine weitere detaillierte

¹⁸² Das Pflegepersonal der Bewohneretage arbeitet im Dreischichtbetrieb:

- Frühschicht 06:00 bis 14:00 Uhr
- Spätschicht 13:00 bis 21:00 Uhr
- Nachtdienst 20:00 bis 06:30 Uhr

¹⁸³ Zur *Within Method* Lamnek/Krell (2016: 262).

¹⁸⁴ Zur Dokumentation von Beobachtungen Lamnek/Krell (2016: 574–581).

¹⁸⁵ In den Theaterwissenschaften ist es wichtig, die gewünschte Atmosphäre sehr präzise und detailliert zu beschreiben, um die Szene mit ihrer Wirkung nachspüren zu können. Mikrofone oder Videokameras zeichnen lediglich das Geschehen auf, das Erfahren der Atmosphäre droht dabei aber verloren zu gehen, weshalb sich Beschreibungen in Form eines Erinnerungsprotokolls zur Dokumentation als zweckdienlicher erwiesen haben (vgl. Bönnighausen 2011: 62).

¹⁸⁶ Diese Methode wird insbesondere in den Theaterwissenschaften angewandt (vgl. Schouten 2007).

¹⁸⁷ Wäre die Beschreibung auf der deskriptiven Ebene verblieben, würde ein „seltsam flacher und wenig transparenter Text zustande kommen“ (Bönnighausen 2011: 59), der eine detaillierte Analyse des Performativen nahezu unmöglich macht.

Wahrnehmung blockiert worden wäre. Um mich selbst den Erfahrungen der ästhetischen Wahrnehmung zu öffnen, habe ich versucht, den durch die Sozialisation erworbene „Bewertungsdrang“ temporär bestmöglich zu unterdrücken, mit dem Ziel eine vorzeitige Beendigung des freien Wahrnehmungsprozesses zu vermeiden¹⁸⁸ (vgl. Lamnek/Krell 2016: 90; Mayer 2011: 108; Schouten 2007: 172). Kaesbohrer (2010: 47–50) beschreibt hierzu die Methode des ästhetischen Begreifens und untergliedert diese in vier Schritte: Wahrnehmungsbeschreibung, Sinnvermutung, Überprüfung, zusammenfassender Überblick. Die Methode des ästhetischen Begreifens erinnert somit in Teilen an das ästhetische Denken nach Welsch (1991). Angelehnt an diese Methoden habe ich die Erfahrungen zeitnah, chronologisch erst im Tagebuch dokumentiert, bevor ich sie nach ein bis zwei Tagen in das gegliederte, digitale Beobachtungsprotokoll (vgl. Anlagenband 1.1 Themensammlung: Teilnehmende Beobachtungen) übertragen habe. Erst bei der Digitalisierung habe ich die Erfahrungen den Spalten „subjektive Interpretation des Beobachtenden“ und „das eigene situationsbezogene Gespür“ zugeordnet, sodass ich hier sowohl die Schritte des ästhetischen Denkens (Welsch 1991: 46) als auch die Grundlagen des Erinnerungsprotokolls (Schouten 2007: 172) berücksichtigt habe. Durch dieses sequenzielle Vorgehen soll das Gespürte möglichst präzise in Bezug zur Situation beschrieben werden, um ein späteres Nachspüren und ein anschließendes Analysieren zu ermöglichen (vgl. Jöhler 2011: 469).

5.3 Beschreibung der narrativen Interviews

Insgesamt habe ich acht narrative Interviews geführt. Alle potenziellen Teilnehmer haben zum Zeitpunkt der Erhebung in einem der beiden Altenheime auf unbestimmte Zeit leben und über ausreichend kognitive und kommunikative Fähigkeiten verfügen müssen, sodass sie die Fragestellungen haben nachvollziehen und in adäquater Form beantworten können. So sind bei der Auswahl für die Befragung alle Teilnehmer ohne einen gesetzlichen Vormund berücksichtigt worden, die imstande gewesen sind, „auf die in den Fragen enthaltenen Erzählstimuli angemessen zu reagieren“ (Behr et al. 2014: 371). Bei Personen, die nicht über ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache verfügten, ist ein Dolmetscher zur Unterstützung hinzugezogen worden. Insbesondere die kognitiven Fähigkeiten und die Sprachkenntnisse sind im SuP bei allen potenziellen Teilnehmern mit Hilfe von Vorgesprächen, überprüft worden. So habe ich im SuP die Probanden auf Grundlage der Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtungen in Kombination mit den Daten aus den Bewohnerakten¹⁸⁹ (Wohndauer,

¹⁸⁸ Lamnek und Krell (2016: 187) beschreiben dies als Resozialisierung des Forschers.

¹⁸⁹ Neben der Heimleitung haben auch die befragten Bewohner der Verwendung dieser Daten zugestimmt.

Berufstätigkeit, finanzielle Situation, Herkunft etc.) und den Vorgesprächen identifiziert. Im SSZ habe ich ausschließlich aufgrund der Aktenlage einen Pool an potenziellen Teilnehmern bestimmt. Aus allen potenziellen Teilnehmern ist nach dem Grundsatz des *extreme case sampling* eine möglichst heterogene Auswahl in Bezug auf das Geschlecht, die berufliche Bildung, die geografische Herkunft, die Migrationserfahrung, die Wohnsituation (Doppel-/Einzelzimmer) und den Zeitpunkt des Einzugs getroffen worden. Mit dieser Form der Teilnehmerrekrutierung habe ich eine willkürliche Auswahl der Bewohner durch Dritte (Pflegepersonal, Heimleitung etc.) vermieden (vgl. Bohnsack 2014: 23; Kazig 2013: 12–13; Helfferich 2011: 119–161). Im SuP habe ich so fünf Bewohner identifiziert. Weil ich während einer teilnehmenden Beobachtung ein neues, zuvor nicht beobachtetes Verhalten¹⁹⁰ festgestellt habe, habe ich spontan ein weiteres Gespräch (Erich¹⁹¹) vor dem letzten geplanten Interview geführt, sodass ich insgesamt sechs narrative Interviews im SuP geführt habe. Im SSZ habe ich zwei weitere Bewohner befragt. Alle Teilnehmer haben vor Beginn des Interviews, aber nachdem sie über den Hintergrund der Studie, über die Verwendung ihrer Daten und über die Freiwilligkeit der Teilnahme informiert worden waren (*informed consent*), ihre Einwilligungserklärungen (vgl. Anlagenband 1.2 Einwilligungserklärungen) abgegeben (vgl. Helfferich 2011: 190–192). Erst nach dieser umfassenden Aufklärung habe ich mit den Interviews und den Datenaufzeichnungen mit Hilfe eines digitalen Aufnahmegerätes begonnen¹⁹². Die Mehrheit der Interviews habe ich im geschützten Rahmen des jeweiligen Bewohnerzimmers geführt. Lediglich das Interview, das sich während einer teilnehmenden Beobachtung ergeben hat, habe ich im Aufenthaltsbereich der Bewohneretage des SuP geführt, in dem wir bis auf die letzten 15 Gesprächsminuten alleine gewesen sind.

Jeweils zu Beginn des Gespräches habe ich allen Befragten in Anlehnung an Keding (2013: 98) erläutert, dass ich an ihrem persönlichen Erleben, an ihrer Alltagsperspektive und an den von ihnen individuell gemachten Erfahrungen interessiert bin. Dadurch ist den Befragten der Expertenstatus zugeschrieben worden, da ausschließlich sie selbst über ihren Umzug und ihr Leben im Altenheim berichten können. Die alltäglichen Atmosphären werden oft mit einer

¹⁹⁰ Eine Person ist im Aufenthaltsbereich gesessen und hat über mehrere Stunden beinahe Regungslos aus dem Fenster gesehen.

¹⁹¹ Die Namen der Teilnehmer sind pseudonymisiert worden (vgl. Tabelle 2: Codierung narrative Interviews).

¹⁹² Bei dem fünften (Erich) und sechsten Interviewpartner (Felix) haben aufgrund der Rahmenbedingungen die Gespräche nicht bzw. nicht vollständig aufgezeichnet werden können, was im Kapitel 6.1 detailliert ausgeführt wird.

Selbstverständlichkeit wahrgenommen, ohne dass man sich dem bewusst ist (vgl. Rauh 2012: 203). Vor dem Hintergrund, dass der eigene Alltag oft unspektakulär erscheint, habe ich die Interviewpartner ermutigt, alles zu erzählen, was ihnen zu dieser Thematik einfällt, auch wenn es für sie banal oder irrelevant erscheint. Denn oft sind es genau diese unspektakulären und banal erscheinenden Beschreibungen, aus denen atmosphärische Erfahrungen des Alltags abgeleitet werden können. Die Erfahrungen von Keding (2013), dass der zugesprochene Expertenstatus sowie die Betonung, dass es keine falschen Antworten gibt, zu einer lockeren und vertrauensvollen Gesprächsgrundlage führen, habe ich auch hier machen können. Diese angenehme Gesprächsatmosphäre hat die oft zu Beginn der Befragung aufkommenden Zweifel der Bewohner, ob sie dazu überhaupt etwas beitragen könnten, zerstreut. Die narrativen Interviews haben zwischen 45 und 96 Minuten gedauert.

Übersicht über die befragten Bewohner

Zur besseren Lesbarkeit sind die Interviews bei der Auswertung mit weiblichen und männlichen Vornamen pseudonymisiert worden. Die Chronologie der Interviews folgt der alphabetischen Reihenfolge (Anfangsbuchstaben der Vornamen).

Tabelle 2: Codierung narrative Interviews

Name	AI	Wd	Ws	H	bB	WZ	O
Anna	84	30	EZ	Niederbayern	Grundschul- lehrerin	steril, kahl, unpersönlich	SuP
Berta	92	150	DZ	Oberbayern München	Telefonistin	wohnlich, christlich	SuP
Christoph	90	53	EZ	Niederbayern	Maurerpolier	einfach, gemütlich, altmodisch	SuP
Dagmar	98	12	EZ	Brandenburg	selbstständig in der Gastro- nomie	wohnlich, persönlich, gemütlich	SuP
Erich	86	4	EZ	Oberbayern München	Vorarbeiter bei einem Fern- sehsender	unpersönlich, kahl, steril	SuP
Felix	87	7	EZ	Rumänien Sieben- bürgen	-----	wohnlich gemütlich	SuP
Gerda	87	3	EZ	Oberbayern	Bank- angestellte, Angestellte in der Buch- haltung	wohnlich gemütlich, wenig per- sönlich	SSZ
Hannelore	94	48	EZ	Oberbayern München	Putzfrau, Sekretärin, in der Produk- tion in einer Fabrik	wohnlich, persönlich, gemütlich	SSZ
Durchschnitt	89,8	38,4					

Legende:

Al: Alter in Jahren

Wd: Wohndauer in diesem Altenheim in Monaten

Ws: Wohnsituation; EZ: Einzelzimmer; DZ: Doppelzimmer

H: geografische Herkunft

bB: berufliche Bildung

WZ: Wirkung des Bewohnerzimmers auf mich

O: Organisation

5.4 Beschreibung des leitfragengestützten Gruppeninterviews

Bei der Auswahl der Pflegenden ist es mein Ziel gewesen, eine möglichst heterogene Stichprobe zu befragen, um ein breites Spektrum abbilden zu können. Bei der Auswahl der Interviewpartner habe ich neben einer ausreichenden Sprachkompetenz darauf geachtet, dass ein Teil der Befragten ($n=2$) während der teilnehmenden Beobachtungen Dienst gehabt hat, sodass ich ihre Aussagen an meine gemachten Erfahrungen zurückbinden konnte. Um die Gefahr einer Verzerrung zu minimieren, habe ich ebenso Personen ($n=3$) ausgewählt, die während der Beobachtungen keinen Dienst hatten. Weitere Heterogenitätsparameter, die ich für die Kategorisierung herangezogen habe, sind Alter, Berufserfahrung, Dauer ihres Arbeitsverhältnisses, Dauer der Betriebszugehörigkeit sowie ihre geografische Herkunft (vgl. Tabelle 3: Codierung Gruppeninterview). Aufgrund dieser Parameter habe ich nach den teilnehmenden Beobachtungen einen Tag für die Befragungen ausgewählt, an dem diese heterogene Zielgruppe anwesend gewesen ist.

Tabelle 3: Codierung Gruppeninterview

Name	DAv	H	Bs	tB	O
Inga	7	Kroatien	Altenpflegerin	Ja	SuP
Jochen	2,5	München	Altenpflegeschüler	Nein	SuP
Karoline	10	Kroatien	Altenpflegerin	Ja	SuP
Ludwig	k. a.	Kroatien	Altenpfleger	Nein	SuP
Maria	>10	München	Krankenschwester (in Rente)	Nein	SuP

Legende:

DAv: Dauer des Arbeitsverhältnisses in Jahren

H: geografische Herkunft

Bs: Berufsstand

tB: Anwesenheit der Pflegekraft während der teilnehmenden Beobachtung

O: Organisation

Mein eigentliches Erhebungskonzept hat vorgesehen, dass ich mit den Pflegenden während ihrer individuellen Pausen jeweils ein leitfragengestütztes Einzelinterview führe. Aufgrund der ablehnenden Haltung einer Pflegekraft, die die anderen Anwesenden in ihrer Entscheidung beeinflusst hat, habe ich die geplanten Einzelinterviews in ein leitfragengestütztes Gruppeninterview abgeändert, um ein „Auseinanderbrechen“ der Konstellation zu verhindern¹⁹³. Alle anwesenden Pflegekräfte – bis auf die eine Person – haben sich durch diese Umstellung auf die Methode des Gruppeninterviews einlassen können. Die eine Person, die trotz der Freiwilligkeit der Anwesenheit und der Teilnahme mit Unverständnis auf die Befragung reagiert hat, wollte dennoch während der Befragung anwesend sein, was alle Beteiligten auch akzeptiert haben¹⁹⁴. Für die Umstellung der Methode habe ich die geplante Chronologie der Fragen, aber auch die Anrede abgeändert. Nach dem Einverständnis der Pflegenden, sie als Gruppe befragen zu dürfen, habe ich die Anwesenden auch hier bestärkt, dass es keine falschen Antworten gibt und ausschließlich ihr eigenes persönliches Erleben von Interesse ist. Der ihnen zugesprochene Expertenstatus hat bei den meisten zu spürbar mehr Akzeptanz und Offenheit geführt. Zudem habe ich einen themati-

¹⁹³ Diese Abänderung folgt einem von Lamnek und Krell (2016: 243) formulierten Paradigma, da die „Methoden [der] qualitative[n] Sozialforschung [offen, A. F.] sind [und, A. F.] sie im Forschungsprozess methodenimmanent abgeändert oder gar insgesamt durch andere, adäquatere ersetzt werden können.“

¹⁹⁴ Hier kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Anwesenheit dieser Person zu einer Verzerrung der Daten geführt hat.

schen, „sanften“ Einstieg in das Gespräch über den Arbeitsalltag der Pflegenden gewählt, bevor ich mit allgemeinen, für die Gesprächspartner leicht zu beantwortenden *Warming-up*-Fragen weitergemacht habe.

„Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass mit den ersten Fragen ein Vertrauensverhältnis zwischen dem Interviewer und der Zielperson aufgebaut wird und zugleich die Befragung von der Zielperson noch nicht als anstrengend empfunden wird. Auf diese Weise kann man verhindern, dass das Interview bereits durch Ermüdung belastet wird“ (Häcker 2015: 232).

Ein weiteres Ziel der *Warming-up*-Fragen ist es gewesen, eine angenehme Gesprächsatmosphäre zu schaffen und dadurch die aufgekommene Skepsis und Spannung zu minimieren (vgl. Häcker 2015: 231). Die anspruchsvollen Fragen, wie die Beschreibung der Atmosphären der Bewohneretage und die ihrer Stimmung, habe ich direkt nach den *Warming-up*-Fragen gestellt, als das Gespräch „im Fluss“ gewesen ist. Bei der Gesprächsführung habe ich darauf geachtet, Erzählimpulse aktiv zu setzen und Redebeiträge von allen Anwesenden einzufordern. Dies habe ich in Form von Nachfragen wie: „Können Sie das genauer/ausführlicher beschreiben?“ und/oder direktem Ansprechen wie: „Wie erging es Ihnen damit? Haben Sie das auch so oder so ähnlich erlebt?“ umgesetzt. Des Weiteren habe ich den Gesprächspartnern trotz der Vorabstrukturierung die Freiheit gewährt, ihre persönlichen und individuellen Sichtweisen des Erlebten in gewünschter Tiefe darzustellen, sodass ich Exkurse jeglicher Art zugelassen habe.

Die Person, die dem Vorhaben von Beginn an mit Skepsis entgegengetreten ist, hat einer Aufzeichnung des Gespräches nicht zugestimmt, weshalb ich das Gruppeninterview während des Gespräches in einem Forschungstagebuch protokolliert habe. Direkt nach dem Interview habe ich alle Eindrücke zusätzlich chronologisch mit Hilfe eines Diktaphons dokumentiert. Diese Methode der Selbstaufzeichnung hat mir eine zeitnahe, detaillierte und verlustarme Beschreibung des Erlebten ermöglicht. Das Gruppeninterview hat insgesamt 97 Minuten gedauert.

5.5 Ethische und rechtliche Implikationen

Die Teilnahme an der Erhebung ist auf freiwilliger Basis erfolgt und konnte bis zum Druck dieser Arbeit jederzeit ohne Angabe von Gründen widerrufen werden. Sämtliche Datenschutzrichtlinien des § 28 BDSG sind bei der Datenerhebung sowie bei deren Erfassung und Auswertung beachtet worden (vgl. BMJV 1990 i. d. F. 28.4.2017). Zudem orientiert sich die Erhebung an der Datenschutzvereinbarung für wissenschaftliche Interviews der Technischen Universität Berlin (vgl. TUB 2017). So dienen die im Rahmen der Befragung erhobenen personenbezogenen Daten ausschließlich diesem Forschungsvorhaben. Alle generierten Daten werden ausschließlich pseudonymisiert ausgewertet und verbreitet. Namens- und Ortsangaben, die Rückschlüsse auf die jeweilige Person zulassen könnten, sind in den Aufzeichnungen und Auswertungen unkenntlich gemacht bzw. verallgemeinert worden. Die Nennung des Namens eines Mitbewohners, der ebenfalls befragt worden ist, ist im Transkript entsprechend der Codierung pseudonymisiert worden. Die personenbezogenen Rohdaten habe ich direkt nach der Pseudonymisierung gelöscht. Aufgrund der Vulnerabilität und des erschwerten Zugangs sind demenziell-erkrankte Bewohner sowie andere vulnerable Personengruppen von den Interviews ausgeschlossen worden. Des Weiteren sind bei der Befragung alle proklamierten forschungsethischen Prinzipien und Forderungen der Deutschen Gesellschaft für Pflegewissenschaft (DGP e.V.) eingehalten worden (vgl. DGP 2016). Art und Inhalt der Erhebung haben keinerlei ethisch relevante positive oder negative Folgen für die Probanden, sodass kein Ethikvotum für das Dissertationsprojekt notwendig gewesen ist (vgl. Schnell/Heinritz 2006: 21–22).

6 Darstellung der Ergebnisse der Untersuchung

6.1 Zur Aufbereitung des Datenmaterials und der Auswertmethode

Qualitative wie quantitative Forschungsdesigns müssen den Gütekriterien der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit und der Regelgeleitetheit folgen (vgl. Lamnek/Krell 2016: 108). Deshalb wird im Weiteren die Vorgehensweise der systematischen Datenanalyse transparent gemacht (vgl. Dörpinghaus 2013: 255; Gebauer/Breuninger 2009: 55–56). Das auszuwertende Material besteht aus den Beobachtungsprotokollen, den Mitschnitten und den schriftlichen Aufzeichnungen der narrativen Interviews sowie dem Gedächtnisprotokoll des Gruppeninterviews, die zueinander in Beziehung gesetzt werden. Um eine strukturierte Herangehensweise zu gewährleisten, ist die Auswertung des Materials mit Hilfe der Vierschrittmethode nach Mayer (2011: 258) in einem explorativen Verfahren durchgeführt worden:

1. Vertrautmachen mit dem Material, Erkennen inhaltlich wichtiger Stellen,
2. Codierung und Bildung von induktiven Kategorien,
3. Synthese aller Interviews in ein Kategorienschema,
4. Herstellen von Zusammenhängen.

Ziel eines jeden deskriptiven, qualitativen Verfahrens ist es, eine möglichst exakte und genaue Beschreibung des Gegenstandes – hier der Atmosphären – zu erreichen. Um dieses Ziel in adäquater Weise erfüllen zu können, habe ich das generierte Datenmaterial vor der Auswertung in einem Zwischenschritt zuerst aufbereiten müssen. Zu diesem Zweck habe ich das Datenmaterial in eine geeignete, verschriftliche Form gebracht (vgl. Mayer 2007: 139). Die Aufzeichnungen, die ich während der teilnehmenden Beobachtungen angefertigt habe, habe ich in das Beobachtungsprotokoll übertragen. Alle Mitschnitte der Interviews¹⁹⁵ habe ich mit Hilfe des kostenlosen Programms *easytranscript* vollständig transkribiert und codiert¹⁹⁶. Für die Dokumentation des Gruppeninterviews habe

¹⁹⁵ Insbesondere beim ersten Interview bin ich von Unsicherheit begleitet worden, was sich im Laufe der Erhebung spürbar verbessert hat. Durch das Wissen über die Erfahrungen von Dörpinghaus (2013: 241) habe ich Sprechpausen bereits beim ersten Interview aushalten können. Den Interviewpartnern habe ich dadurch die Zeit geben können, die passenden Worte für ihre Beschreibung zu finden.

¹⁹⁶ Sprechpausen während der Interviews habe ich pro Sekunde mit einem Punkt in runden Klammern, längere Pausen, ab fünf Sekunden, mit (*Pause*) in kursiver Schrift und in runden Klammern gekennzeichnet. Auffällige Betonungen habe ich **kursiv** und **fett** geschrieben. Beobachtbare Handlungen, Gebärden, Kinästhesien und andere parasprachliche Merkmale habe ich ebenso in runden Klammern und in kursiver Schrift in das Transkript eingefügt. Um eine

ich die Notizen im Forschungstagebuch noch am Tag der Erhebung mit der von mir transkribierten Selbstaufzeichnung zusammengeführt und in Form eines umfangreichen Gedächtnisprotokolls verschriftlicht. Um eine möglichst detaillierte und valide Beschreibung der Atmosphären zu gewährleisten, führe ich mehrere Textstellen an, die das Erleben in möglichst vielen verschiedenen Facetten zeigt. Die verwendeten Textstellen dienen dabei zur Validierung von zuvor theoretisch Hergeleitetem, um so eine größtmögliche Evidenz zu erlangen (vgl. Dörpinghaus 2013: 225).

Detaillierte Vorgehensweise

Die Beobachtungsprotokolle, die Interviews, das Gedächtnisprotokoll und die Tagebucheinträge sind vorerst getrennt voneinander betrachtet worden. Im ersten Schritt sind alle Textstellen in den Transkripten der narrativen Interviews identifiziert worden, die das Erleben im Altenheim qualitativ beschreiben. Den Stimmungs- und Atmosphärenbeschreibungen sowie den Ausführungen zum Wohnen sind dabei besondere Bedeutung zugesprochen worden, da es hier um das unmittelbare Erleben der Bewohner geht. Dabei ist die Materialsammlung, angelehnt an die Methodik nach Dörpinghaus (2013: 259–262), systematisch mit Hilfe folgender Fragestellungen analysiert worden:

Verfälschung der Aussagen zu vermeiden, habe ich die Gesprächspassagen der Interviewpartner weitgehend im jeweiligen Dialekt transkribiert (vgl. Mayer 2011: 257–258).

- Was haben die Befragten von sich aus erzählt, was erst auf Nachfrage?
- Welche Qualitäten des Aufenthalts können identifiziert werden?
- Wie werden die Atmosphären des Altenheims beschrieben?
- Wie wird die derzeitige Lebenssituation in Kontrast zur früheren Wohnsituation erlebt?
- Wie haben sich die Atmosphären des Altenheims seit ihrem Aufenthalt verändert?
- Welche Charaktere der Atmosphäre werden dominant wahrgenommen?
- Welche Gefühle werden in Bezug auf das Erleben beschrieben?
- Bei welchen Schilderungen werden die Befragten erneut ergriffen?
- Wie zeigt sich diese Ergriffenheit?
- Können die Befragten beschreiben wovon bzw. weshalb sie erneut ergriffen werden?
- Welche Situationen werden als besonders positiv/negativ empfunden?
- Wie gehen die Bewohner damit um?
- Wie wirkt das Geschilderte auf mich?
- Wann und wie hat sich die Gesprächsatmosphäre spürbar verändert?
- An welchen Stellen ist mein Erleben mit den Schilderungen der Interviewpartner divergent?
- Wann können die Bewohner ihr Erleben sehr deutlich, wann nur vage beschreiben?
- Welche Kriterien des Wohnens werden direkt benannt?
- Wie bewerten die Bewohner diese Kriterien in Bezug auf ihr Wohnen?
- Welche Verbesserungswünsche/Kritikpunkte werden direkt angesprochen?

Die Sequenzen, die sich anhand dieser Fragen ergeben, habe ich mit Hilfe der Software MAXQDA Vol. 11 farblich markiert und bei vergleichbaren inhaltlichen Angaben nach den Kernaussagen geclustert¹⁹⁷. Dies erleichtert den Zugang zur Thematik und trägt zum besseren Verstehen der Lebenssituationen der Bewohner bei. Die einzelnen Farb-Cluster habe ich anschließend mit aussagekräftigen Überschriften und der Anzahl der Nennungen¹⁹⁸ versehen. Um diese Clusterung valide zu gestalten, habe ich die Zuordnungen aller Interviewpassagen mit jeweils drei Korrekturschleifen versehen, in denen ich die Kategorienzuordnung

¹⁹⁷ Bei der Clusterung ist darauf geachtet worden, dass die Kategorien eine möglichst hohe interne Homogenität und eine externe Heterogenität aufweisen.

¹⁹⁸ Eine zahlenmäßig mehrheitliche Nennung stellt keinen Beweis für die „Richtigkeit“ der Aussage dar. Insbesondere im Kontext der Atmosphärenforschung kann es kein Richtig oder Falsch geben, da es um das individuelle Erleben geht. Dennoch stellt die Anzahl der Nennungen ein Indiz für die Bedeutsamkeit dieses Erlebens dar (vgl. Gebauer/Breuninger 2009: 65).

überprüft habe. Im Anschluss habe ich die kontrollierten Cluster nach der internen Prüfung einer nicht am Prozess beteiligten Pflegepädagogin (B.A.) vorgestellt und mit ihr diskutiert, um sowohl die Kategorisierung als auch eine mögliche Zusammenführung der Cluster mit externer Hilfe zu prüfen. Im darauffolgenden Schritt habe ich die identifizierten Textstellen mit meinem eigenen Erleben während der Beobachtungen abgeglichen, das ich während und nach den Interviews sequenz- und themenbezogen im Forschungstagebuch dokumentiert habe. Insbesondere bei „sozialen Gefühlskontrasten“ (vgl. Schmitz 2009a: 25), also wenn sich das Gesagte des Interviewpartners und mein Gespür voneinander unterschieden, habe ich mein Gespür verwendet, um die Antworten kritisch auf den Faktor der sozialen Erwünschtheit zu prüfen (vgl. Häder 2015: 211–212).

Die empirischen Erkenntnisse habe ich im Anschluss an die theoretischen sowie an die zuvor formulierten Forschungsfragen rückgebunden. Die Durch die hier angewandte strukturierte Analyse der Atmosphären kann gewährleistet werden, „dass das Phänomen rational durchdrungen wird“ (Dörpinghaus 2013: 256). Durch die Beschreibung des Phänomens auf Grundlage sprachlicher Darstellung muss der Anspruch der Ganzheit verlassen werden, da lediglich Teilbereiche exploriert werden können (vgl. Dörpinghaus 2013: 256). Eine Verfälschung durch die eigene Sichtweise kann indes durch diese sequenzielle Vorgehensweise weitgehend ausgeschlossen werden, zumal ich durch dieses Verfahren weitere, zuvor nicht bedachte Aspekte der Atmosphären entdeckt habe. Die Beschreibung der Atmosphären erfolgt somit in Anlehnung an Dörpinghaus (2013) und Timmermann (2007: 3) durch die vergleichende Kontrastierung der erhobenen Daten sowie durch das Rückbinden an theoretische Erkenntnisse. Eine anschließende Validitätsprüfung der Erkenntnisse in Form einer Gruppendiskussion mit den Bewohnern habe ich aufgrund der Ambivalenz des Erlebens verworfen.

6.2 Die atmosphärischen Inseln des Übergangs

Jeder Übergang¹⁹⁹, so auch das Übersiedeln in das Altenheim, kann verkürzt in drei Phasen²⁰⁰ – Dekonstruktion, Transformation, Rekonstruktion (vgl. Turner 2006) – gegliedert werden. Die Dekonstruktionsphase stellt dabei die Trennung vom vorherigen Wohnverhältnis dar, wobei es nur von nachrangiger Bedeutung ist, ob man aus der Wohnung oder dem Haus tatsächlich auszieht²⁰¹. Der Entschluss, ob selbst getroffen oder paternalistisch bestimmt, stellt den Beginn der Dekonstruktion der eigenen Welt dar. Bestehende leibliche sowie kognitive Strukturen und Kategorien verlieren an Gültigkeit, wodurch die potenziellen Bewohner in die Uneindeutigkeit der Transformation eintauchen²⁰². Die neue Umgebung ist ihnen noch fremd, also „im eigentlichen Wortsinn *un-heimlich*“ (Uzarewicz 2016: 30) und es breitet sich Unsicherheit bei ihnen aus. Die Transformation, die auch liminale Phase (lat. *limen* = Schwelle) genannt wird, stellt den Kern der Übergangsphase mit dem höchsten Komplexitätsgrad dar. Auf diese Phase hat Turner (2006; 2005) ein „ethnologische[s] Vergrößerungsglas“ (Bräunlein 2012: 53) gelegt. Es ist die Phase, in der sich Dekonstruktion und Rekonstruktion überschneiden, sodass sich die Bewohner in einem Stadium des „Dazwischen“ mit den Charakteristika des „weder noch“ und des „sowohl als auch“ befinden. Während sie weder an ihrem alten, noch an ihrem neuen Wohnort zu Hause sein können, möchten sie dennoch sowohl die Vorteile des einen, als auch die des anderen Ortes nutzen (vgl. *Der Übergang als diffuser Richtungsraum* in diesem Kap.). Dies wird von den Bewohnern mit einer inneren Unruhe gespürt, und es beginnt eine Suche, bei der die Bewohner oft nicht wissen, was sie suchen. Dies kann als „leibliche Gewissheit über den [zumindest

¹⁹⁹ Das menschliche Leben ist von Übergängen gezeichnet, die von speziellen Riten begleitet werden. Verlobung, Hochzeit, Schwangerschaft, Niederkunft, Tod, aber auch der Übergang vom Siezen zum Duzen oder von der Pubertät zur Adoleszenz sind nur ein paar Beispiele für Übergänge aus dem alltäglichen Leben (vgl. van Gennep 2005).

²⁰⁰ Nach van Gennep (2005) werden Übergänge in Trennungs-, Schwellen- und Angliederungsphase gegliedert und von speziellen Übergangsriten begleitet.

²⁰¹ Fest steht, dass sich für den Betroffenen eine Veränderung des Wohnverhältnisses ergibt, was mit einer emotionalen Trennung einhergeht. Wird aufgrund von Pflegebedürftigkeit das Schlafzimmer des Betroffenen vom ersten Stock in das Erdgeschoss verlegt und dadurch das Wohnzimmer zum Schlafzimmer umfunktioniert, werden die Übergangsphasen ebenso durchlebt, obwohl der Wohnraum nicht aufgelöst wird, sondern eine andere Verwendung – das Bett wird zum Wohnraum – erfährt.

²⁰² Immer dann, wenn altbewährte Kategorien fragwürdig bzw. unbrauchbar werden, lassen sich besonders ausgeprägte Rituale finden, die den Übergang begleiten (vgl. Bräunlein 2012: 52). „Dabei dienen solche Riten nicht nur den direkt Betroffenen [...], sondern sie schützen auch Angehörige und die erweiterte Gemeinschaft vor Krisen und Unordnung“ (Bräunlein 2012: 52).

temporären, A. F.] Verlust der Verortung in der Welt verstanden werden²⁰³“ (Uzarewicz 2016: 39). Umgangssprachlich spricht man auch davon, dass man sich erst einleben²⁰⁴ muss, um sich an einem Ort wohlfühlen zu können. Es benötigt eine Weile um „Unordnung, Krise und Angst [...] in Ordnung, Struktur und Sinn“ (Bräunlein 2012: 52) zu überführen. Die Betroffenen fühlen sich hin- und hergerissen, was sie als Gezogenwerden charakterisieren. Während die Richtung des Gezogenwerdens in der Übergangsphase kontinuierlich zwischen dem neuen und dem alten Wohnort wechselt, bildet sich in der darauf folgenden Rekonstruktionsphase mit der Angliederung an den neuen Ort²⁰⁵ eine klare Richtung aus, sodass ab dann das Hin- und Hergerissenwerden seine Vehemenz verliert²⁰⁶. Während der Übergangsphase verändert sich der Gefühlsraum sehr stark, sodass hier der Ortsraum und der Gefühlsraum in einem disharmonischen Verhältnis zueinander stehen, das erst in der Rekonstruktion ausgeglichen werden kann. Bei dieser knappen Ausführung zu den Übergangsphasen gibt es allerdings zu beachten, dass dieser Prozess in der Realität nicht so linear verläuft, wie er hier beschrieben wird. Des Weiteren „durchlaufen“ nicht alle Bewohner diesen Prozess bis zum Schluss, sodass ich auch Personen identifiziert habe, die sich in einer Übergangsphase dauerhaft eingerichtet haben und dadurch den Übergangsprozess nicht vollenden (vgl. *Der dauerhafte Übergang*; in diesem Kap.).

Wie die empirischen Daten zeigen, können die Bewohner während der Übergangsphasen spezifische Atmosphären spüren, die im Folgenden als atmosphärische Insel bezeichnet werden. Die Abgrenzung²⁰⁷ der einzelnen atmosphärischen Inseln mit Hilfe der Übergangsphasen bietet den Vorteil die spezifischen Atmosphären, trotz ihrer Aktualität und ihrer amorphen Beschaffenheit, strukturiert beschreiben zu können.

²⁰³ Uzarewicz (2016: 39) charakterisiert den „scheinbar ungerichteten Bewegungsdrang [der demenziell erkrankten Menschen als möglichen, A. F.] Ausdruck einer leiblichen Gewissheit über den Verlust der Verortung in der Welt“.

²⁰⁴ Einleben kann hier als Einfügen in die neue Situation gesehen werden.

²⁰⁵ Die Übergangsphase ist ergebnisoffen, sodass es nicht immer zur Angliederung an den neuen Ort kommt.

²⁰⁶ In Anlehnung an van Gennep (2005) und Turner (2006; 2005; 1992) kann die These aufgestellt werden, dass es physiologisch ist, während der Übergangsphasen in die Atmosphäre der Uneindeutigkeit einzutauchen, wenn man diese nach einer gewissen Zeit wieder verlassen kann. Diese These kann u. a. durch quantitative Erhebungen, die das Verhalten der Bewohner ab dem Heimeinzug analysieren, erhärtet werden (vgl. Ackermann 2005; Heinzelmann 2004).

²⁰⁷ Abgrenzung bezieht sich hier ausschließlich auf eine definitorische Abgrenzung, da atmosphärische Inseln keine Demarkationslinien kennen und fließend ineinander überlaufen. Hierzu auch Hasse (2015: 93).

Der Übergang als diffuser Richtungsraum

Durch den Umzug in ein Altenheim werden viele „Verwachsungen“, die sich als Verbindungen zum bisherigen Leben zeigen, gelöst (vgl. Hasse 2009: 134). Die leiblichen Muster werden irritiert, da nicht nur der geografische Ort, sondern auch die Menschen und Atmosphären an dem neuen Ort noch *un-gewohnt* sind. Es müssen erst neue Einleibungspartner gefunden werden. Dies erfahren die Betroffenen zumindest temporär als Entwurzelung (vgl. Uzarewicz 2016: 39; Uzarewicz 2006b: 143). Verwurzelung und Daseinssicherung sind nach Meerwein et al. (2007: 132–133) ebenso grundlegende Bedürfnisse wie der „Wunsch nach Vertrautheit, Geborgenheit, Ruhe und Sicherheit [sowie der, A. F.] Schutz vor Angst“. Diese Bedürfnisse können sich die Bewohner in ihrer neuen Umgebung aber nicht von Beginn an erfüllen. Es dauert, bis man angekommen ist. Bis dahin ist man orientierungslos und befindet sich im diffusen Stadium des „Dazwischen“, was die Aufenthaltsqualität an dem Ort maßgeblich prägt.

- Forscher: (..) Wie war dann so die erste Zeit, die ersten zwei Wochen da herinnen zum Leben #00:04:14-3#
- Hannelore: Na ja, nicht sooo (*senkt die Stimme*). (..) Man ***muss sich halt*** dran gewöhnen, dass man unter so vielen Leuten ist und lauter alte Leute, (..) aber es ist schon gegangen (*senkt die Stimme*). #00:04:26-9#
- Forscher: Können Sie das beschreiben, wie sich das angefühlt hat, am Anfang? #00:04:26-9#
- Hannelore: Also am Anfang war ***das*** muss ich sagen, da bin ich noch mehr in meiner Wohnung gewesen als da. (*lacht*) (..) Das hat gut gut ***über ein Jahr gedauert***, bis ich das ein bissl draußen gehabt hab. (..) Und sind wir halt also dann hat der Schwiegersohn mal g’sagt wir in der Früh gesagt, jetzt fahren wir nochmal nei, weil ich teilweise noch was braucht hab und dann hat er g’sagt, wenn wir jetzt gehen, dann gib’st mir an Schlüssel in die Hand, aber ***weinen*** darfst nicht (*lacht*). (..) Hab auch net g’weint, (*lacht*) (*senkt die Stimme und sieht dem Forscher in die Augen*) aber trotzdem ist es mir schwerg’fallen. #00:05:05-0#

Hannelore hat sich zu dieser Zeit im Altenheim noch nicht zu Hause gefühlt. Sie hat sich erst an die neuen Gegebenheiten gewöhnen, ihren Platz in der neuen Umgebung finden müssen, sodass ersichtlich wird, dass das Pendeln zwischen ihrer Wohnung und dem Altenheim eine Suche nach Vertrautheit, Geborgenheit und Ruhe gewesen ist (vgl. Schmitz 2005a: 220; Kapitel 3.1). Indem sie diese Qualitäten im Altenheim noch nicht gespürt hat, ist sie noch über ein Jahr regelmäßig in ihre alte Wohnung gefahren. Hannelores Wohnsituation ist zu die-

sem Zeitpunkt nicht eindeutig formuliert gewesen, sodass sie sich zwar regelmäßig im Altenheim aufgehalten hat, sich aber von ihrer Wohnung noch nicht trennen konnte. Sie ist immer wieder von dem Drang, den sie als Gezogenwerden charakterisiert, heimgesucht worden, noch einmal in ihre alte Wohnung zu fahren. Sobald sie dort gewesen ist, ist sie von der Angst ergriffen worden, dass sie stürzen und hilflos in der Wohnung liegen könnte, worauf sie sich wieder nach der beschützenden Umgebung des Altenheims geseht hat²⁰⁸. Die Erfüllung der grundlegenden Bedürfnisse, die Meerwein et al. (2007: 132–133) beschreiben, ist zwischen den beiden Orten aufgeteilt gewesen, sodass Hannelore zu diesem Zeitpunkt weder in ihrer Wohnung noch im Altenheim heimisch gewesen ist, aber sowohl das Vertraute ihrer Wohnung als auch die Sicherheit des Altenheims geschätzt hat. Sie beschreibt diese Phase ihres Lebens als Aushandlungsprozess, bei dem rationale Argumente und leibliches Gespür ineinander greifen. Hannelores Erfahrungen des „Dazwischen“ sind typisch für das Erleben einer atmosphärischen Insel des Übergangs (vgl. Turner 2006; 2005; 1992). Aufgrund dieser immanenten Unentschlossenheit, die sowohl leiblich als auch kognitiv bedingt ist, ändert sich ständig die Richtung des Gezogenwerdens, sodass das Verhältnis ein oszillierendes ist. Eine klare Richtung kristallisiert sich erst im Prozess heraus, sodass auch bei ihr das Ergebnis dieser Phase noch offen gewesen ist. Erst als der Schwiegersohn ihr den Schlüssel abgenommen und ihr damit die Möglichkeit verwehrt hat, weiterhin zwischen den beiden Orten zu pendeln, ist Hannelores Wohnsituation wieder eindeutig formuliert gewesen (vgl. Fromm 2012: 91). So kann diese Handlung des Schwiegersohnes als *Initiationsritus* (van Gennep 2005) begriffen werden, der Hannelore geholfen hat, den diffusen Richtungsraum zu verlassen. Denn obwohl es ihr sehr schwer gefallen ist, den Schlüssel an ihren Schwiegersohn abzugeben, führt sie im weiteren Gesprächsverlauf aus, dass es ihr schon kurz darauf besser gegangen ist. Sie hat ihre neue Wohnsituation leichter akzeptieren können und das Hin- und Hergewissenwerden mit dem Drang, in ihre alte Wohnung zu fahren, hat seine Intensität verloren.

Dagmar, die aufgrund einer ärztlichen Entscheidung von einem nahegelegenen Wohnhaus in das Altenheim eingezogen ist, beschreibt ein ähnliches Erleben während des Übersiedelns. Ihr Sohn hat während ihres Krankenhausaufenthalts ihre Wohnung aufgelöst und ihr das Zimmer im Altenheim besorgt, in das sie direkt nach ihrem Krankenhausaufenthalt eingezogen ist. Sowohl das Altenheim als auch das Bewohnerzimmer sind für Dagmar zu Beginn fremde Räume gewesen, da weder die Umfriedungen gesetzt noch der „Ortsraum mit seinen Dingen

²⁰⁸ Hasse (2009: 126–146) entdeckt bei seiner Forschung Ähnliches bei Bewohnern, die in ein Altenheim umziehen.

und Ekstasen mit dem Leib- und Gefühlsraum“ (Uzarewicz 2016: 101) verbunden gewesen ist. Sie hat das Altenheim noch nicht als ihr Zuhause empfunden, sodass die Kriterien des Wohnens noch nicht erfüllt gewesen sind. Vermutlich ist sie deshalb anfangs noch beinahe täglich in ihr altes Wohnhaus gegangen. Sie hat an Bekanntes und Vertrautes anknüpfen wollen, da sie mit den dort lebenden Menschen vor ihrem Umzug über Jahre hinweg in einer gemeinsamen Situation verbunden gewesen war. Die Nachbarn sind für sie zu Einlebungspartnern geworden. Durch den Umzug ist sie aus dieser gemeinsamen Situation herausgerissen worden, was die Verbindung zu ihren ehemaligen Nachbarn nachhaltig verändert hat. Dagmar hat offensichtlich die gewohnten Qualitäten fortan nicht mehr erfahren können. Sie ist während dieser Phase zur „Schwellenperson“, zum „Grenzgänger“ (Turner 2006: 95) geworden, der sich sowohl im Altenheim als auch in ihrer ehemaligen Wohnanlage aufhält, sich aber weder hier noch dort heimisch fühlt. Dabei stellt sie selbst schnell fest, dass sie in ihrer ehemaligen Nachbarschaft „nicht mehr richtig dazu“ gehört.

Dagmar: [...] Aber dann bin ich immer noch rüber gegangen [*in das Haus in dem sich ihre vorherige Wohnung befand*], ich hab mich recht beteiligt, jetzt hab ich mich ein bissl zurückgezogen, ja weil ich hier drin bin (*zeigt mit dem Zeigefinger auf den Fußboden*). (.) Da gehörste nicht mehr ganz dazu (.) also drüben, [*deutet mit dem Kopf in Richtung alter Wohnung*] drüben (.) da [*bezieht sich auf das Altenheim*] gehörste besser dazu. Die [*ehemaligen Nachbarn*] sind noch unter sich. #00:20:04-6#

Forscher: Ok #00:20:04-6#

Dagmar: Ne Frau [Name] und ich, wir zwei sind so alte (..) Bekannte von denen [*den ehemaligen Nachbarn*], aber wir gehören nicht mehr richtig dazu. #00:20:20-3#

Durch ihre Besuche spürt sie, dass ihre Verortung in der Welt ihre Gültigkeit verliert und dass sie sich erst neu verwurzeln muss, um irgendwo zu Hause sein zu können. Den diffusen Richtungsraum, den Dagmar mit innerer Unruhe spürt, beschreibt sie als eine Suche nach etwas Bekanntem in fremder Umgebung²⁰⁹. Erst als sie über ihr Verhalten reflektiert und für sich beschließt, dass sie eigentlich „niemandem zur Last fallen“ will, schwindet bei ihr der Drang, in ihre ehemalige Wohnumgebung zu gehen. Obwohl Dagmar dies als kognitiven Schritt beschreibt, liegt die Vermutung nahe, dass ihr Gespür der Auslöser ihrer Reflexion gewesen ist, da das Zur-Last-Fallen viel mehr durch ein Gefühl, als durch

²⁰⁹ Auch Hasse (2009: 136–137) identifiziert ähnliches Verhalten bei den von ihm beforschten Bewohnern.

einen Denkkakt begründet sein wird. Kurz nach ihrem Reflexionsprozess kann auch sie die Übergangsphase in Richtung des Einwohnens verlassen.

Während Hannelore und Dagmar die atmosphärische Insel des Übergangs aus der Retrospektive beschreiben, geht aus den Ausführungen von Erich hervor, dass er die Uneindeutigkeit der Transformation aktuell erlebt. Erich, der seit vier Monaten im Heim lebt, ist eigentlich nur vorübergehend zur Versorgung seines diabetischen Fußes in das Altenheim eingezogen²¹⁰. Er selbst gibt an, dass sein Einzug in das Altenheim als Überbrückung gedacht gewesen ist, um seine Frau zu Hause zu entlasten. Der Aufenthalt im Altenheim hat für ihn eigentlich nur einen temporären Charakter, sodass sein Aufenthaltsstatus einem Patienten näher ist, als dem eines Bewohners²¹¹. Da die Wunde aber seit mehreren Monaten nicht verheilt, taucht er in eine Übergangsphase ein. Obwohl er – zumindest implizit – weiß, dass er das Heim nicht mehr verlassen wird, kann er sich auf die neue Situation noch nicht einlassen.

Erich: Im Zimmer? Da is nix drinnen von mir privat, bloß was im Schublad`n drinna is, gehört mir. (..) A Zahnbirschdn dabei a Unterhemd dabei #00:14:22-8#

Forscher: Wollen Sie das auch gar nicht so, einrichten und so? #00:14:24-6#

Erich: Na, na was soll ich mich da einrichten. Nur zum Teil kennans Sie`s einrichten (...) da nehmen Sie a feste Partnerschaft an des wird ned anders behandelt als wenn Sie a fester Partner san, aber dann können Sie nimmer weg. #00:14:56-4#

Forscher: Und das wollen Sie nicht, dass das alles schon so fest ist? #00:14:56-4#

Erich: ***Des will i ned!*** #00:15:08-1#

In seinem Gedanken, dass der Aufenthalt nur zeitlich begrenzt ist, liegt vermutlich auch die Tatsache begründet, dass er (noch) keine feste Bindung eingehen will, sich dagegen sträubt und weder sich noch sein Zimmer einrichtet²¹². Mit dem „Nicht-Einrichten-Wollen“ hält er sich die Option offen, das Altenheim wieder schnell verlassen zu können. Erich pendelt oft physisch zwischen dem Altenheim und seinem Wohnhaus, das sich in der Nachbarschaft befindet. Dabei

²¹⁰ Die Behandlung des Fußes ist für ihn und seine Frau in Kombination mit einem ambulanten Pflegedienst zu aufwendig geworden.

²¹¹ Hierzu auch Uzarewicz (2016: 101–118), die sowohl die Raumintentionen von Bewohnerzimmern und Patientenzimmern als auch die Situationserwartungen von Bewohnern und Patienten gegenüberstellt.

²¹² Hierzu auch Uzarewicz (2016: 66).

spürt er, dass beide Wohn- und Lebenssituationen für ihn unbefriedigend sind. „So steht im Mittelpunkt der Vorstellung [seines, A. F.] (idealtypisch) erwünschten Wohnens ein räumlich und situativ oszillierender Gedanke vom Charakter einer Quadratur des Kreises“ (Hasse 2009: 135–136). Er will weder in seinem Haus noch im Altenheim sein. Erich gibt an, sowohl zu Hause bei seiner Frau sein, als auch die Versorgung des Altenheims in Anspruch nehmen zu wollen. Dabei wird ersichtlich, dass sein idealtypisch erwünschtes Wohnen eine Mischung der beiden Wohnsituationen ist. Immer wenn Erich von Heimweh ergriffen wird, relativiert er sein eigenes Wollen mit rationalen Argumenten. Er führt sich die Last vor Augen, die er seiner Frau aufzwingen würde und argumentiert mit Aussagen wie: „Wer soll mich zu Hause versorgen; meine Frau ist auch krank; ich wäre nur alleine zu Hause, eigentlich geht es mir hier besser“ gegen sein eigenes gespürtes Verlangen. Erich beschreibt sein Erleben mit einem Dilemma zwischen Kognition und Spüren, bei dem er zwischen seinen „kognitiven Erkenntnissen und [seinen, A. F.] leiblichen Eindrücken hin- und hergerissen“ (Dörpinghaus 2013: 274) wird.

Zusammenfassend kann in Anlehnung an van Gennep (2005) und Turner (2006; 1992) konstatiert werden, dass es normal ist, wenn der Umzug in ein Altenheim als atmosphärische Insel des Übergangs gespürt wird. Ein Teil der Bewohner charakterisieren die Insel mit einer ziellosen Suche: Sie sind auf der Suche, wenngleich sie nicht wissen, was sie suchen. Charakteristisch für diese Insel sind zudem die diffusen Gegensätze des „Weder-noch“ und des „Sowohl-als-auch“²¹³, die die Ursache für die gespürte innere Unruhe sind, sodass die Bewohner dieser Insel offensichtlich auf der Suche nach Kriterien des Wohnens sind, um sich einen Ort zu schaffen, an dem sie zur Ruhe kommen und wohnen können.

Der Übergang als Gefangensein im Aufenthalt

Alle befragten Bewohner sind in der Phase des Übersiedelns in die atmosphärische Insel des Übergangseingetaucht, wobei der Großteil von ihnen zum Zeitpunkt der Befragung diese bereits durchlebt und wieder verlassen hat. Während Erich sich mitten in dieser Insel befindet und somit das Erleben seiner aktuellen Situation beschreiben kann, muss die Mehrzahl der Bewohner dafür retrospektive Anteile aus ihrer persönlichen Situation mobilisieren. Das Erleben von Anna stellt eine Besonderheit dar. Obwohl sich Anna seit zweieinhalb Jahren im Altenheim aufhält, beschreibt sie noch immer ein liminales Erleben. Sie verwendet bei allen Ausführungen zu ihrer früheren Wohnumgebung die Zeitform des Prä-

²¹³ Diese Gegensätze können zu einem subjektiv sinnvollen Verhalten führen, sodass z. B. Erich, obwohl er weiß, dass er das Altenheim nicht mehr verlassen wird, sich nicht einrichtet.

sens. Sie beschreibt ihr früheres Wohnverhältnis so, als ob sie aktuell dort wohnen würde. Es entsteht der Eindruck, dass sie sich zwar im Altenheim aufhält, aber in ihrer alten Wohnung (zumindest gedanklich) weiterhin wohnt²¹⁴.

- Anna: Ich bin ähm (.) Wir wohnen wie gesagt im [Adresse des früheren Wohnorts] (.) unten, #00:01:50-0#
- Forscher: mhm #00:01:50-0#
- Anna: neben der der Bushaltestelle, da geht der Weg rein. Und der andere der Fußweg, der zum Heim hier führt von dem zweigt also ein (.) paar Meter von der Straße weg (.) zweigt ein weiterer Fußweg ab #00:02:09-5#

Trotz ihres 30-monatigen Aufenthalts im Altenheim fühlt sich Anna dort nicht wohl. Sie kann ihren Aufenthalt bis heute nicht akzeptieren, was sich u. a. auf den Grund ihres Einzugs zurückführen lässt. Anna führt aus, dass ihr Sohn, auf Anraten eines Arztes, für sie den Umzug in das Altenheim beschlossen hat. Obwohl sie selbst von der Notwendigkeit nicht überzeugt gewesen ist, hat sie in das Altenheim übersiedeln müssen. Anna hat keine andere Wahl gehabt. Durch die Entscheidung des Sohnes hat sich ihre Wohnsituation, mit der sie seit 30 Jahren fest verwachsen gewesen ist, geändert. Anna charakterisiert den Umzug als Verlust und beschreibt, dass sie sich oft nach der Aufenthaltsqualität ihrer Wohnung und ihren alten Einleibungspartnern²¹⁵ sehnt. Insbesondere bei diesen Ausführungen beißt sie sich mehrmals auf die Lippen und wischt sich Tränen aus den Augen. Denn obwohl sie begriffen hat, dass das Altenheim nun der Ort ist, an dem sie leben muss, kann sie den Entschluss ihres Sohnes bis heute nicht verstehen. Sie versucht, das Beste aus ihrer Situation zu machen, wenngleich sie ihre leiblichen Regungen nicht dauerhaft missachten oder ignorieren kann.

- Anna: [...] ich ähm (.) versuche immer, den den letzten Teil des Dienstes abzupassen, dass dass ich nicht schon um fünf oder um sechs ins Bett muss, sondern meinetwegen um acht, (.) und aber da sind's dann schon einmal (.) ein wenig sauer, wenn ich sage, wenn ichs verzögere, also gut, füge ich mich dann dann trotzdem ein, [...]

²¹⁴ Hasse (2009: 134-147) hat in seiner empirischen Untersuchung über das Wohnen im Altenheim ein ähnliches Phänomen dokumentiert.

²¹⁵ Die Bewohner stehen nicht nur mit lebendigen, leiblich situierten, sondern auch mit dinglichen Einleibungspartnern in einem besonderen Verhältnis. Es sind Dinge, die mit den Bewohnern verwachsen sind. Sie sind zu einem Teil von ihnen geworden, weshalb sie sich mit diesen Dingen verbunden fühlen. Durch diese enge Verbundenheit können auch dingliche Einleibungspartner die Lebensqualität der Bewohner maßgeblich beeinflussen (vgl. Schmitz 2008a; Uzarewicz/Uzarewicz 2008; Uzarewicz/Uzarewicz 2005: 155–156).

aber sonst muss halt und soll alles nach dem dem Plan laufen (.) und der Plan ist, (..) die einen nehmen den ernst ernster, die anderen enger, die anderen (.) drängen, dass sie heimkommen, was ja auch verständlich ist. Aber wie gesagt, äh so gezwungen werden, (.) abend also (..) abends, zum Essen äh (..) zum Bett ähm zum Fertigmachen ins Bett, dann sitz ich ähh (..) dann, wenn die um acht meinetwegen jetzt fertig sind, (.) dann sitz ich da vorm Fernseher im Bett und versuch (.) Ähm (..) schau äh fernsehen, je nachdem was ist, (.) ähm lesen kann ich (...) ned ich bin nicht gewohnt, im Bett zu lesen – aber auch hier (*zeigt auf den Tisch*) ist es (..) etwas duster, die Beleuchtung ist zu duster zum Lesen (*hat Tränen in den Augen*). #00:10:15-9#

Anna, die Lehrerin gewesen ist und gerne am Abend gelesen hat, ist es nicht gewöhnt, so früh ins Bett zu gehen²¹⁶. Die starren Vorgaben des Altenheims stehen mit ihren Gewohnheiten im Konflikt. Sie fühlt sich durch diese Regularien und durch das Handeln der Pflegenden in ihrer Freiheit²¹⁷ und in der Entfaltung ihrer persönlichen Situation stark eingeschränkt. Zudem kann sie ihr Bett bis zum nächsten Morgen nicht mehr selbstständig verlassen, sodass sie durch das Handeln der Pflegenden ortsfixiert wird²¹⁸. Ihre Bewegungsmöglichkeiten sind dann auf ein Minimum beschränkt (vgl. Uzarewicz 2016: 40; 76; Uzarewicz 2013a: 14–16; Uzarewicz 2013c: 210). Auf Nachfrage beschreibt Anna, dass sie abends im Bett oft nur darauf wartet, dass sie einschlafen kann. Dieses Warten dämpft ihren leiblichen Rhythmus und lockert die Spannung, bis der vitale Antrieb einfriert, was als Langeweile spürbar ist (vgl. Fuchs 2000: 215–217). Insbesondere in dieser Zeit beginnen ihre Gedanken zu kreisen. Sie reflektiert über ihre aktuelle Situation, wobei sie beinahe jedes Mal zu dem Entschluss kommt, dass sie im Heim unglücklich ist und eigentlich „weg“ will. Anna wird regelmäßig von dem Drang heimgesucht, das Altenheim zu verlassen und wieder zu ihrem Ehemann zu ziehen. In Gedanken hat sie diesen Schritt schon öfter durchgespielt. Dafür bringt sie das potenzielle Erleben mit retrospektiven Anteilen ihrer persönlichen Situation in Verbindung, bei denen das Verhältnis zwischen Leib- und Ortsraum deutlich harmonischer gewesen ist (vgl. Uzarewicz 2016: 77). Anna zieht sich in diesen Momenten aus der Gegenwart zurück und taucht in einen Möglichkeitsraum der Zukunft ein. Dabei lenkt sie ihre Gedan-

²¹⁶ Anna führt aus, dass sie zu Hause immer erst gegen 22:00 Uhr oder 23:00 Uhr ins Bett gegangen ist.

²¹⁷ „Die Freiheit des Menschen liegt nicht darin, daß er tun kann, was er will, sondern daß er nicht tun muß, was er nicht will“ (Rousseau in Klausner/Hausar 2009: 127).

²¹⁸ Zur Ortsfixierung Abt-Zegelin (2013: 30) und Abt-Zegelin et al. (2011: 283).

ken in eine Weite eines potenziellen Erlebens um, sodass sie „ein Gefühl des Geborgenseins, der Gemütlichkeit, des einfach So-Dasein-Könnens“ (Uzarewicz 2016: 77) erfahren kann, das die atmosphärische Wirklichkeit entkräftet. So wirkt dieses Schwelgen im Möglichkeitsraum der Zukunft wie eine Kompensation des gestörten Verhältnisses zwischen Orts- und Leibraum²¹⁹. Obwohl sich Anna bewusst ist, dass diese Kompensation keine nachhaltige Lösung ihres Problems ist, findet sie keinen anderen Ausweg, da ihr Sohn einen erneuten Umzug nicht unterstützt.

Anna: [...] aber ich kann's ja nicht ändern, [...] also bleib ich halt, lassen wir es laufen wie es (.) muss ich wohl in Kauf nehmen oder hab ich in Kauf genommen, dass ich (.) hier einigermaßen zu-rechtkomme also einigermaßen zu recht komme, [...]. Ja ähm (.) Manche Leute vermissen, dass ich nur diesen Kalender (*zeigt auf einen Wandkalender von [Discounterkette] mit Bergbildern*) da hab (*lacht*), während wir daheim in der Wohnung haben wir (.) eine ganze Reihe schöner alter Bilder, aber ich bin hier nicht daheim, ich bin im Heim, aber nicht daheim. Und dann hat unser Sohn mir den Kalender gebracht, der ist zwar ned nimmer jetzt ist er aktuell, also weil (.) er (.) als er gebracht hat, da (.) war (..) der (.) Kalender schon passé. [...] #00:34:13-7#

Trotz ihres mehrjährigen Aufenthaltes hat sich Anna im Altenheim nicht eingerichtet, was sie mit „ich bin hier nicht daheim, ich bin im Heim, aber nicht daheim“ ausdrückt. Dabei entsteht der Eindruck, dass das „Nicht-Einrichten“ bei ihr eine bewusste Entscheidung ist²²⁰. Offensichtlich widerstrebt es ihr, sich in die „neue“ Situation einzufügen und im Altenheim zu wohnen. Dies zeigt sich u. a. auch im tristen Erscheinungscharakter ihres Zimmers. Es wirkt steril, kahl und ungemütlich. Die nackten, weißen Wände weisen an manchen Stellen bereits dunkle Verfärbungen auf. Sie fügen sich in die ungemütliche Atmosphäre

²¹⁹ Uzarewicz (2016: 77) beschreibt dieses Kompensationsverhalten für Personen, die retrospektive Anteile ihrer persönlichen Situation mobilisieren, sich dadurch aus der Gegenwart zurückziehen und tief in Vergangenes eintauchen. Die Beschreibungen von Anna zeigen, dass dies auch durch für potenzielles Erleben im Möglichkeitsraum der Zukunft zutrifft.

²²⁰ Anna kann gezielt bestimmte Dinge benennen, die sie benötigen würde, damit es ihr besser ginge, was die o. a. These bestärkt.

Anna: [...] kann man höchstens ein oder zwei Möbelstücke, und sagen (.) wahrscheinlich bloß eins, denn der Schrank, (..) denn wir haben (.) ein paar Schränke, (.) zwei Schränke, (.) die sind mehr barock (.) und dann und Bilder natürlich (.) Wir haben eine ganze Reihe schöner Bilder, (.) also dann würde ich mir zum Beispiel eins aussuchen, (..) aber (.) im Grunde genommen ist es nicht (.) nicht viel nicht viel, ob es mich erfreut es würde mich erfreuen, (*nickt*), (.) noch **noch** was zu haben #00:42:16-7#

des Zimmers ein, das, bis auf den veralteten Kalender aus dem Vorjahr²²¹, lediglich mit dem Standardmobiliar des Altenheims – ein Pflegebett und ein Kleiderschrank in Holzoptik, ein funktionales Metallregal für Wasserkästen sowie ein kleiner runder Holztisch mit zwei Stühlen – eingerichtet ist. Das Zimmer wirkt leblos, als ob niemand dort leben würde²²². Doch offensichtlich sind Anna die Folgen ihres „Nicht-Einrichtens“ bewusst, da sie im weiteren Gespräch ihr Leben im Altenheim als Aufenthalt charakterisiert, dessen Aufenthaltsqualität sie deutlich vom Wohnen trennt.

Forscher: Wo liegt der Unterschied von Wohnen und Aufenthalt?
#00:46:58-0#

Anna: (Pause) Wohnen ist, wenn ähm (..) dass man (..) Interesse hat, dass das so äh bleibt, wie die oder dass man es so einrichtet, wie man es gerne möchte oder wie man es gewohnt ist und äh ähm (beginnt zu Zittern) (Pause) wohn daheim ist, wenn man das um sich hat (beginnt zu weinen), wo äh was man besonders gerne hat. #00:47:48-8#

Anna: (Pause) (weint) Entschuldigung #00:47:48-8#

Forscher: Das ist kein Problem. Sollen wir lieber aufhören? #00:47:50-0#

Anna: (weinend) Nein, es geht schon wieder. (...) Momentan. (Pause) Nur (Pause) Es fällt mir immer wieder schwer, es zu akzeptieren, aber na ja wie gesagt wir haben selber, quasi selber mitverschuldet, wie unser Sohn es so also so sozusagen bezeichnet. #00:48:15-7#

Obwohl sie weiß, was sie zum Wohnen benötigen würde, vollzieht sie diese Schritte nicht. Als Begründung führt Anna an, dass sie sich für die Situation von ihr und ihrem Ehemann verantwortlich fühlt. Sie beschreibt, dass ihr Mann mittlerweile so schwer an Demenz erkrankt ist, dass er „rund um die Uhr“ versorgt werden müsste, sie es sich aber nicht leisten können „zwei Plätze zu bezahlen“. Ihr Sohn, der sie regelmäßig besucht, macht ihr beinahe jedes Mal Vorwürfe, dass sie diese ausweglose Situation selbst verschuldet hat, schließlich haben sie sich zu wenig um ihre Altersvorsorge gekümmert. Anna wird durch die

²²¹ Die Erhebung ist im Dezember 2014 durchgeführt worden. Der Kalender ist aus dem Jahr 2013 gewesen.

²²² „Wohnungen, die so aufgeräumt sind, dass nichts herumliegt, was auf eine aktuelle Verwendung hinweisen könnte, haben keinen Platz für Zuhandenes [Zuhandenes: wenn Dinge des Alltags bereit liegen, zur Hand sind; im Original als Fußnote A. F.]; sie wirken daher leblos. [...] Das spürt man in einer eigentümlich kahlen Atmosphäre“ (Uzarewicz 2016: 90).

Vorwürfe des Sohnes von Scham²²³ ergriffen, was auch während ihrer Schilderungen deutlich spürbar ist. Ihre demütig wirkende, gebückte Haltung und ihre Gebärden sind dabei der körperlich sichtbare Ausdruck ihrer Ergriffenheit (vgl. Hasse 2005: 124; 207; Schmitz 1990: 142). Durch die ständige Aktualisierung des Sich-Schämens erkennt sie auf einer präreflexiven Ebene, dass sie einen Fehler gemacht haben, den sie beheben muss²²⁴. Ihre vergebliche Suche nach einer adäquaten Lösung, wie sie ihrem Mann helfen kann sowie die Vorwürfe des Sohnes vergegenwärtigen ihr ihre ausweglose Situation, die sie mit dem Gefühl der Zerrissenheit beschreibt²²⁵. Dies ist offensichtlich auch der Grund ihrer besonderen Übergangserfahrung, denn einerseits versucht sie die Strukturen im Altenheim so anzupassen, dass Sie dort wohnen kann; offenbar will sie wohnen! Andererseits fühlt sie sich für das Leid ihres Mannes verantwortlich, sodass während des Interviews mehrmals der Eindruck entstanden ist, dass sie sich wohnen selbst nicht zugesteht und das „Nicht-Wohnen“ als bewusste „Strafe“ durchlebt. So hindert sie die Situation ihres Mannes, insbesondere durch die regelmäßigen Vorwürfe ihres Sohnes am Verlassen der atmosphärischen Insel des Übergangs, weshalb sie seit mehr als zwei Jahren im Aufenthalt gefangen ist.

Der dauerhafte Übergang

Der dauerhafte Übergang stellt eine weitere Besonderheit der atmosphärischen Überganginseln dar, da sich hier die Übergangsphasen nach Turner (2006) überproportional häufig zyklisch wiederholen. Die Charakteristik dieser Insel tritt insbesondere aus den Schilderungen von Berta hervor. Durch den Einzug in das Altenheim sind bei Berta, die bettlägerig ist und in einem Doppelzimmer lebt, die Kriterien des Wohnens nicht mehr erfüllt gewesen. Im Vergleich zu Anna, die bewusst auf ihre dinglichen Einleibungspartner verzichtet²²⁶, sind Berta diese durch den Einzug in das Altenheim verloren gegangen, was sie bis heute als schmerzhaften Verlust empfindet.

²²³ „Überflutet die Scham die Umfriedung, dann bricht das Wohnen zusammen“ (Uzarewicz 2016: 75) bzw. wird Wohnen erst gar nicht zugelassen. Anna wird durch die Scham ins Verhältnis zu sich selbst gesetzt (vgl. Blume 2003: 55–56).

²²⁴ Hierzu auch Blume (2003: 55–56; 107).

²²⁵ Durch das Verhalten ihres Sohnes, der zum antagonistischen Einleibungspartner von Anna geworden ist, steigt in ihr eine innere Unruhe auf, die sie als „Handlungsdruck“ beschreibt.

²²⁶ Dass ein bewusstes Zurücklassen der Einleibungspartner nicht immer negativ konnotiert sein muss, geht u. a. aus dem Interview mit Hannelore hervor. Auch sie hat ihre Möbel, die für sie die Charakteristika eines Einleibungspartners erfüllt haben, beim Umzug zurückgelassen. Für sie ist dies aber ein bewusster Initiationsritus für einen Neuanfang im Altenheim gewesen.

- Berta: [...] ich bin [...] in unser Wohnung nimmer neikommen und dann hat mir eben (.) mei mei Freundin, mei Kollegin, hat mir dann de Sach dann a von der Wohnung rüberbracht und hat halt auch nicht alles des mitbracht, was *i* mitg'nommen hätt, wenn i noch neikommen wär. **Mir** also mir wär zum Beispiel des, für mich wär zum Beispiel a Andenken g'wesen, zum Beispiel an Papa sei Führerschein. (..) Da san mir, da Papa und i jahrelang miteinander g'fahren. (.) Ich hab ja nicht fahren können, es hat ja bloß da Papa fahren können und (..) den Führerschein hab i mir immer aufg'hoben g'habt und den hätt i mir auch den hätt *i* mir auch mitg'nommen, wenn ich noch neig'kommen wär. Aber für die Frau [Name] hat des nix bedeutet, die hat des halt wegg'schmissen, gell. Genauso wie mein mein Gebetbüchle, (...) wo ich halt immer g'habt hab, da wo (..) a Sterbbildl drinnen waren und so. (..) Ja (..) Ich hätt des natürlich schon mitg'nommen, (..) aber sie pffff (..) hat's halt wegg'schmissen. #00:17:39-9#
- Forscher: Ja, das ist halt das Problem, dass sie es nicht gewusst hat wahrscheinlich #00:17:44-7#
- Berta: Ja, (...) Ja vielleicht g'wusst, ja i hätt vielleicht denen es sagen müssen, aber dann hätt sie vielleicht g'sagt, mei was wollen'S mit dem alten Führerschein, Sie können ja doch nix damit anfangen. (.) Ja dass des für *mi* (..) **an Wert** g'habt (*Stimme lauter*) hat und dass des für mich ein Erinnerungsstück war, des hätt sie wahrscheinlich nie begriffen. (..) Weil sie hat ja selber fahren können, sie hat selber an Führerschein g'habt [...]. #00:18:34-8#

Berta sieht ein, dass ihre Kollegin, die ihre Wohnung ausgeräumt hat, den persönlichen Wert des Führerscheins nicht erkannt hat, schließlich ist der Führerschein ihres Vaters *ihr* Einleibungspartner gewesen. Diese Dinge sind fest mit dem Menschen verwachsen, sie werden zu einem Teil von ihm und haben oft nur einen ideellen Wert für diese eine Person²²⁷ (vgl. Schmitz 2008a; Uzarewicz/Uzarewicz 2008; Uzarewicz/Uzarewicz 2005: 155–156). Sowohl der Führerschein ihres Vaters als auch die Sterbebilder ihrer Eltern, die sie in ihrem Gebetsbuch aufbewahrt und immer bei sich getragen hat, sind für sie Erinnerungsstücke gewesen. Die von ihr gewählte Bezeichnung „Erinnerungsstücke“ verdeutlicht, die Funktion, die diese Einleibungspartner für sie erfüllt haben. Einerseits sind diese Dinge für sie der Zugang zu bereits Erlebtem, zu „besseren Zeiten“ gewesen. Andererseits sind sie zum Substitut für vergangene gemeinsame

²²⁷ Hierzu auch Hasse (2009: 20–21) und Meisenheimer (2004: 21–22).

Situationen geworden, da sie durch diese Erinnerungsstücke immer einen „Teil ihrer Eltern“ bei sich getragen hat. Auch wenn die Erinnerungen weiterhin in ihren Gedanken existieren, haben diese Einleibungspartner ihr offenbar den immersiven²²⁸ Zugang zu den retrospektiven Anteilen erleichtert. Dabei wird ersichtlich, dass Einleibungspartner, durch die Verwobenheit mit einer Person, helfen können Ich-Evidenz zu gewinnen (vgl. Hasse 2015: 95; Schmitz 2005b; Schmitz 1999: 24–25).

Berta hat sich im Doppelzimmer eingerichtet. Sie hat gelernt, sich durch immaterielle, aber spürbare Umfriedungen abzugrenzen, wenngleich es ihr nicht immer gelingt diese aufrecht zu erhalten²²⁹ (vgl. Uzarewicz 2016: 38; Uzarewicz 2009: 12–13; 16; Hasse 2008: 115–116; Schmitz 2005a). Obwohl sie angibt, keinen privaten Bereich zu haben, beschreibt sie diesen in ihren Ausführungen²³⁰. In ihren Beschreibungen bezeichnet Berta ihr Bett, das mit seiner linken Seite an der Wand steht²³¹ und den direkten Bereich um das Bett als ihren Raum, der sich sowohl visuell, als auch spürbar vom Rest des Raums abgrenzt. Während die Wände um Bertas Bett mit vielen religiösen Bildern und Figuren dekoriert sind, ist der Bereich der Nachbarin mit weltlichen Symbolen gestaltet. Berta hat sich eingerichtet und ihrem Gefühlsraum im Ortsraum Ausdruck verliehen. Offenbar ist es ihr dadurch gelungen, zwei spürbare Sphären, zwei Privatbereiche, in einem Raum zu kultivieren. Sie hat ihre eigene persönliche Atmosphäre kultiviert, in der sie sich wohl fühlt. Berta behauptet zwar, dass sie sich an ihre besondere Lebenssituation mittlerweile gewöhnt hat – aus ihren Ausführungen geht jedoch hervor, dass sie sich insbesondere durch ihre aktuelle Mitbewohnerin stark eingeschränkt fühlt. Sie kann ihr Leben nicht so führen, wie sie es gerne führen würde, sodass Berta durch das Verhalten der Mitbewohnerin ein dauerhaftes Wohnen verwehrt wird²³².

²²⁸ Zur Ästhetik der Immersion Bieger (2007).

²²⁹ Uzarewicz (2009: 1) konstatiert, dass Wohnen gelernt werden kann, was den Rückschluss zulässt, dass man Wohnen auch durch neue Gegebenheiten neu erlernen kann bzw. muss. Hierzu auch Zaborowski (2008: 184–186).

²³⁰ Offensichtlich bezeichnet sie mit ihrer Alltagssprache einen abgegrenzten, euklidischen Raum, in dem sie ungestört ist und sie keiner sehen kann als Privatbereich.

²³¹ „Mit der Links-Mitte-Rechts-Achse ist die Richtung in die Breite beschrieben. Durch Sprache und kulturelle Zuschreibungen werden Wertungen mit den Richtungen verbunden. [...] So wäre bei einem bettlägerigen Menschen zu beachten, dass das Bett mit seiner linken Seite an die Wand gestellt wird. Damit werden der Schutzaspekt (links) und das Freiheitsgefühl (rechts) gleichermaßen unterstützt. Wird der [Bewohner, A. F.] hingegen mit seiner rechten Seite an der Wand platziert, erhöht sich das Engegefühl, eingesperrt oder unbeweglich zu sein“ (vgl. Uzarewicz 2016: 47).

Berta: [...] Aber ich mein grad mit'm fernsehen. Manchmal möchert i'mir ganz gern am Abend was anschauen, aber ich schau's mir eben nicht an, weil ich weiß, sie mag an Fernseher ned und und ich muss ihn ein bissl lauter haben, sonst hör i's net. (...) Also koane Kopfhörer mag ich ned, weil des einfach a so a Ding ist und i'sag mir halt, jetzt bin ich 12 Jahr in dem Zimmer und jetzt kam sie und tat sie anschaffen, was ihrer passt und i derfert ned mal mei Volksmusik in der Früh aufmacha, wenns hoch kommt. Ja, soweit darf's noch nicht gehn. A bissl was (...) oder i mag's zum Beispiel auch, die (.) die Serie Sturm der Liebe, des mag ich halt und aber des kann man jetzt als Schmarrn finden oder ned, also des jedem sei Ding und sie sagt natürlich des ist a Schmarrn, aber ich hab die Serie von Anfang an g'sehn, mir g'fällt des und ich schau mir des halt an. Aber na ja, (.) des (..) mei (*Pause*) und dann mach i auch auf und ob sie des mag oder ned und wenn die Serie aus ist, mach ich's wieder aus, (..) mach dann erst wieder auf wenn bei Bayern (..) Bayern 3 die Abendschau und des kommt und dann die Nachrichten, (.) die Rundschau um drei-viertl sieben und na ja und wenn dann nix mehr ist, was mich interessiert, (..) dann mach i sowieso wieder aus und später äh sagen wir mal, mach i, es war schon oft, (.) jetzt zum Beispiel war der Don Camillo, den kenn ich ja schon in und auswendig (*lacht*), (*spricht sehr leise und bedächtig*) den hab ich ja schon ein paarmal g'sehen, der wär jetzt wieder, aber spät, da mach i überhaupt ned auf (*Stimme zittert*). #00:05:54-0#

Der Entfaltungsraum von Berta wird durch die Mitbewohnerin auf ein Minimum beschränkt. Zudem sieht sie ihre Umfriedungen zeitweise in Gefahr, da ihre Mitbewohnerin diese nicht immer respektiert. Selbst ihr Bett verliert gelegentlich den Charakter eines Privatbereichs. Insbesondere in diesen Zeitkorridoren ist wohnen für Berta unmöglich, da intakte Umfriedungen die Grundvoraussetzung des Wohnens sind (vgl. Hasse 2009: 150–152). Die unvorhersehbaren, spontanen Ein- und Übergriffe in ihren Privatbereich werden als Verletzung des Leibraums empfunden. Sie führen dazu, dass u. a. das Kriterium der intakten und beschützend wirkenden Umfriedung für Berta nicht erfüllt ist und ihr Wohnen temporär unterbrochen wird. Dies kann örtliche, aber auch zeitliche Verwirrtheit zur Folge haben (vgl. Uzarewicz 2016: 41; Meisenheimer 2004: 105). Um dieser Verwirrtheit zu entkommen, muss Berta ihren Privatbereich verteidigen und ihre Umfriedungen mit ihrer Mitbewohnerin immer wieder neu verhandeln (vgl. Uzarewicz 2016: 24–26; Schmitz 2007: 227; Schmitz 2005a: 220; 227).

Insbesondere Bertas Ausführungen zu ihrer ersten Mitbewohnerin zeigen aber, dass das Leben im Doppelzimmer nicht zwangsweise mit temporärem Wohnen verbunden sein muss. Offensichtlich hat zwischen diesen beiden Frauen von Beginn an eine leibliche Passfähigkeit bestanden, die von Berta als Sympathie gespürt worden ist. Sie haben das Doppelzimmer nicht als geteilte Bereiche, sondern als gemeinsame Wohnung empfunden. Die Bewohnerinnen haben zwei Sphären mit tendenziell gleich gerichteter atmosphärischer Wirkung gestaltet, die im Gemeinschaftsbereich des Doppelzimmers stimmig ineinander verlaufen sind. Die Betten haben das jeweilige Zentrum der Privatheit gebildet, von denen aus sie die Gestimmtheit des Raums in leiblicher Symbiose kultiviert haben. Während der Gemeinschaftsbereich als Privatbereich zweiter Ordnung begriffen werden kann, können die Betten als Privatbereich erster Ordnung bezeichnet werden. Die Privatbereiche der beiden Frauen, mit dem Bett als Mittelpunkt, sind dabei ineinander verwoben gewesen und ohne Grenzen ineinander überge-
laufen. Selbst wenn in dem Privatbereich zweiter Ordnung ein Raum erster Ordnung verortet ist, wird das Eindringen in den Gemeinschaftsbereich weiterhin als Verletzung der Privatheit empfunden, wenn dem Eindringenden das Eindringen nicht gestattet ist. Die gegenseitige Akzeptanz mit der Respektierung der privaten Bereiche erster Ordnung und der Erlaubnis, den Privatbereich der zweiten Ordnung zu betreten, bildet deshalb auch die Grundvoraussetzung, in einem Doppelzimmer gemeinsam wohnen zu können.

Ferner zeigt sich in der Überlappung der Privatbereiche auch die Diskontinuität des Lebens im Doppelzimmer, da durch jeden Bewohnerwechsel zumindest der Privatbereich zweiter Ordnung verändert und das Wohnen des Verbleibenden unterbrochen wird (vgl. Uzarewicz 2009: 17). Die Personen müssen sich erst wieder aneinander gewöhnen. Wohnen muss neu geordnet werden. Die Bewohner müssen die Umfriedungen ihres Gegenübers erst erkennen und respektieren lernen, sodass insbesondere in dieser Phase Übergriffe in den fremden Privatraum gehäuft vorkommen. Wohnen ist in dieser Zeit unmöglich, denn auch wenn Schmitz (2009a: 77) bezweifelt, dass man alleine wohnen kann, knüpft er dies an die Bedingung, frei über die Atmosphären im umfriedeten Raum verfügen zu können (vgl. Schmitz 2007: 277; Schmitz 2005a: 220). Aus dem Gespräch geht hervor, dass Berta seit dem Tod ihrer ersten Mitbewohnerin nur noch sequenziell gewohnt hat. Offensichtlich haben sie ihre anderen Mitbewohnerinnen zu stark eingeschränkt. Sie haben ihr die Möglichkeit genommen, frei über die Atmosphären zu verfügen, was insbesondere durch ihre Ausführungen über das Zusammenleben mit ihrer aktuellen Mitbewohnerin deutlich wird. Dennoch scheint es, als ob Berta auch mit ihrer derzeitigen Mitbewohnerin verwachsen ist. Auf Nachfrage, weshalb Berta nicht umzieht bzw. nicht um eine

neue Mitbewohnerin bittet, führt sie die Angst vor dem Ungewissen²³³ an, schließlich würde sie nicht wissen, wer bzw. wie ihre neue Mitbewohnerin wäre. Sie versucht, Kontinuität in ihr Leben zu bringen und durch permanentes Neu-ausrichten ihrer Umfriedungen zu wohnen. Sie versucht, sich bestmöglich an die Situationen anzupassen, um selbst zur Ruhe finden zu können. Zudem ist die derzeitige Mitbewohnerin für Berta zum antagonistischen Einleibungspartner geworden, sodass sie den Streit als sozialen Gefühlskontrast wahrnimmt, der für spürbare Abwechslung in ihrem Leben sorgt (vgl. Schmitz 2009a: 25). Der Streit kann somit auch als vitalisierendes Angebot an Bertas leibliche Ökonomie begriffen werden, durch das es ihr gelingt, die paralyisierende Macht des Heimalltags zumindest zeitweise zu entkräften (vgl. Sloterdijk 2009: 640).

In Situationen, in denen sich der Streit aufschauelt und die Spannung unerträglich wird, hat Berta während ihres 12-jährigen Aufenthalts mehrere Kompensationsstrategien entwickelt. Sie dreht sich z. B. um und schließt die Augen. Dabei umfriedet sie sich auf einer sehr engen Ebene (vgl. Schmitz 2005b: 207–210). Berta wendet sich ihrem Inneren zu und blendet die Außenwelt mit ihrer Mitbewohnerin weitgehend aus. Durch die Macht ihrer Gedanken²³⁴ gelingt es ihr, in eine erinnerte Weite einzutauchen, bis sie gelegentlich in die privative Weite des Schlafes gleitet (vgl. Uzarewicz 2016: 77; Schmitz 2005b: 208). Neben dieser Kompensationsstrategie hilft ihr ihre zufriedene Grundgestimmtheit, die sich aufgrund des bestimmenden Charakters als Haltung, als Lebenseinstellung zeigt (vgl. Heidegger 1967: 340). Sie hilft ihr, sich mit dem Leben im Altenheim zu arrangieren. Berta beschreibt sich als einen grundlegend fröhlichen und zufriedenen Menschen, der gerne lacht – schließlich „kann man ned immer traurig sein“. Die Zufriedenheit ist zur implantierenden Situation²³⁵ und somit zum immer vorhandenen „tragende[n] Untergrund allen seelischen Lebens“ (Bollnow 2009: 109) geworden (vgl. Fuchs 2000a: 21; Schmitz 1999: 26; Heidegger 1967: 340). Wie in Kapitel 2.4 bereits beschrieben, sind die beiden Grundgestimmtheiten obligate, wenn auch noch ungerichtete Vorstufen, auf denen ten-

²³³ Das Un-gewisse führt zum Un-heimlichen.

²³⁴ „So kann man auch verstehen, dass bei alten Menschen, die sich selbst kaum mehr fortbewegen können, die Gedanken auf Wanderschaft gehen; meist zurück in die früheren Zeiten, in die Kindheit. Dieses Nacherleben hat ebenfalls verjüngenden Charakter - zumindest leiblich gespürt für kurze Momente, wenn doch der alternde Körper dem allmählichen Verfall anheimgegeben ist, was von den betreffenden Menschen natürlich sehr deutlich wahrgenommen und erlebt wird“ (Uzarewicz 2016: 40).

²³⁵ Implantierende Situationen sind „Situationen, in denen die persönliche Situation so tiefe Wurzeln schlägt, daß sie nicht leicht und, wenn überhaupt, nur allmählich und mit erheblichen Wunden herausgerissen werden kann. Dazu gehören Situationen, aus denen die Persönlichkeit (persönliche Situation) durch Tradition und frühe Sozialisation hervorwächst, und solche, in die sie hineinwächst, z. B. durch Gemeinschaft mit einem Lebenspartner“ (Schmitz 1999: 24).

denziell gleichgerichtete Gefühle aufsatteln können (vgl. Hasse 2012a: 19; Schmitz 2009a: 58–59). Sicherlich können Stimmungen, die durch die Atmosphäre an den Menschen herangetragen werden, auch in die Grundgestimmtheit des Menschen eingreifen. Einerseits setzt dies aber einen hohen stimmungsmotischen Druck der herangetragenen Stimmung voraus, andererseits kann diese, wie auch aus dem Gespräch mit Berta hervorgeht, nur temporäre Macht über ihren Gefühlsraum ergreifen. Wenn die Zufriedenheit zur implantierenden Lebenseinstellung geworden ist, wird sie sich selbst bei einer Verstimmung²³⁶ nach geraumer Zeit erneut in ihrem Gefühlsraum ausbreiten können. So werden Bewohner mit einer zufriedenen Lebenseinstellung trotz neuer Gegebenheiten, die zu Irritationen der leiblichen Muster führen können (z. B. Verhalten der Mitbewohnerin, Rahmenbedingungen des Altenheims), zu ihrer Zufriedenheit zurückfinden. Sie arrangieren sich mit ihrer Umwelt, passen sich an, wobei ihnen die Zufriedenheit hilft, ihre neue Umgebung zu akzeptieren²³⁷ (vgl. Clavairolly 2013: 33; Ciesinger/Cohnen/Klatt 2011: 204–207; Link 2000: 30–31). So relativiert Berta ihre negativen Erlebnisse, mit ihrer zufriedenen Haltung und dem Rückgriff auf Erfahrungswerte.

Berta: (..) Ach (*schnauft aus*), (*Pause*) des kommt drauf an, also ich sag Ihnen ja, ich bin ganz gerne da herinnen. (.) Natürlich es gibt auch manchmal Situationen, (.) wo man sich eben ein bissl ärgert, (.) aber das gibt es überall. #00:21:30-9#

Für sie ist klar, dass es die perfekte Aufenthaltsqualität nicht gibt, sodass sie versucht, sich in ähnlich relativierender und gelassener Weise mit den Einschränkungen, die ihr durch das Pflegepersonal widerfahren, zu arrangieren.

Berta: (....) Na sag ich [zu der Pflegenden], warum sind Sie denn so böse zu mir. Ich hab Ihnen doch gar nix getan. (..) Sie hat dann nix g'sagt und (.) is gegangen. [...] #00:23:01-6#

Forscher: Da hat halt scheinbar irgendwas nicht gepasst #00:23:01-6#

²³⁶ Heidegger (1967: 136) bezeichnet den Stimmungswechsel der Grundgestimmtheiten als Verstimmung.

²³⁷ Diese Akzeptanz ist keine kognitive, vielmehr haben sich die Bewohner an die „Wirkmächte der [neuen, A. F.] Umgebung“ (Schmitz 2005a: 220) gewöhnt (vgl. Uzarewicz 2016: 35–41). Sie gibt ihnen ein Gefühl von Sicherheit, wodurch sie die von Crämer (1995: 39) beschriebene Souveränität erfahren können. Hierzu auch das Adaptionsniveau nach Lawton (1982).

- Berta: Da hat's vielleicht (.) vorher mit irgendjemand Ärger g'habt oder so untenrunter Ärger geben, das weiß man ja a ned. (.) Alles kriegt man ja auch nicht mit (.) und dann brauchen's an Blitzableiter #00:23:22-3#
- Forscher: Und das waren dann Sie #00:23:22-3#
- Berta: Ja. Aber es regelt sich alles #00:23:29-2#

Berta bezeichnet sich selbst als „Blitzableiter“ oder „Prellbock“, was Umschreibungen für stark engende leibliche Regungen sind, die dem Wohlbefinden des Wohnens entgegenstehen. „Enge geht immer mit einer Beengung, Behinderung der freien Bewegung einher“ (Uzarewicz 2016: 40), was folglich auch das Verhältnis der umkehrbaren und unumkehrbaren Richtungen stört (vgl. Uzarewicz 2016: 38). Berta reflektiert und beschreibt, dass sich nach ihrem Empfinden der Zeitdruck der Pflegenden in den Jahren ihres Aufenthalts deutlich erhöht hat, was sich folglich auch in der Versorgung der Bewohner abzeichnen muss.

- Forscher: Wie würden Sie die Stimmung auf der Station beschreiben, auf dem Wohnbereich²³⁸ beschreiben #00:23:48-8#
- Berta: Da (.) hmm (.) ja (.) Also, (.) da ja, das tat ich eigentlich als (.) gut beschreiben, ja, tat ich schon. Ich sag ja, (..) die Schwestern und die Pfleger, (..) die wir haben, de tun **wirklich** was können, (.) mehr **geht halt nicht**. (.) Und jetzt (.) kommt noch dazu, dass sie jetzt auch noch abspülen müssen #00:24:19-4#

Berta passt sich auch hier an und fügt sich in die aktuelle Situation ein. Sie setzt ihren eigenen Versorgungsanspruch mit dem empathischen Nachempfinden in Relation, sodass sie nicht die absolute Versorgungsqualität, sondern das Verhältnis von Erwartung und Möglichkeit bewertet. Offenbar wird damit das gestörte Verhältnis der Richtungen relativiert, was ihr – in Kombination mit ihrer zufriedenen Haltung – hilft, wieder aus der Enge des Leibes herausfinden. Auch wenn sie während ihres Aufenthalts zahlreiche Kompensationsformen und die Kompetenz erworben hat, sich schnell in neue Situationen einzufügen, machen die permanente Neuausrichtung der Umfriedungen und das gleichzeitige Erleben von unvorhersehbaren Übergriffigkeiten dauerhaftes Wohnen für sie unmöglich, sodass sie sich in der Insel des zyklischen Übergangs eingerichtet hat.

Obwohl die atmosphärische Insel des dauerhaften Übergangs beim Leben im Doppelzimmer am deutlichsten in Erscheinung tritt, lassen sich auch weitere

²³⁸ Während der Interviews habe ich bewusst auf die Bezeichnung „Wohnbereich“ zurückgegriffen, um Verwirrungen zu vermeiden.

Facetten explorieren. Felix, der in einem Einzelzimmer lebt, beschreibt eine ähnliche Aufenthaltsqualität. Betrachtet man sein Leben dezidiert, ist festzustellen, dass auch sein Wohnen mehrmals unterbrochen worden ist, was bei ihm schon lange vor dem Einzug in das Altenheim begonnen hat. Auf die Frage, ob das Altenheim nun sein Zuhause, seine Heimat ist, entgegnet er mit einem biografischen Abriss.

Felix²³⁹: [...] wissen Sie, ich bin von Rumänien vertrieben worden, dann war ich in Ungarn und dann sind wir von Ungarn vertrieben worden. (..) Dann Tschechoslowakei, dann (..) Österreich (..) hierher nach Deutschland. (*Pause*) Hier kann ich bleiben. (...) (*mit gedämpfter, leiser Stimme*) Heimat (..) eine Heimat habe ich nicht. (...) (*Stimmung wird wieder normal*) Aber mein Zimmer ist jetzt mein Zuhause (*lächelt*).

Das Vertriebenwerden hat sich fest in sein Leibgedächtnis eingebrannt, sodass diese Erfahrungen auch nach all den Jahren noch immer präsent sind. Er ist mit punktuellen Ausnahmen sein Leben lang gewandert, was seine „Wohnbiografie“ (Selle 1993: 27) nachhaltig verändert hat. Wohnen und Wandern stehen zwar in einem festen Verhältnis zueinander, wenngleich „Wandern ohne Wohnen voller Unruhe ist“ (Guzzoni 1999: 13). Im Fortgehen „vergewissert sich unser Selbstverständnis eines Ortes, an dem es zuhause sein kann“ (Guzzoni 1999: 11). Ist dem Betroffenen dieser Ort z. B. durch das Vertriebenwerden genommen worden, kann sich das Selbstverständnis folglich nicht mehr vergewissern. Dies kann als „Verlust der Verortung in der Welt verstanden werden“ (Uzarewicz 2016: 39). Selbst wenn sich Felix nach dem Vertriebenwerden mit der Zeit an dem neuen Ort wohlfühlt hat, mit ihm verwachsen ist, ist er mit jedem gewaltsam induzierten Umzug erneut entwurzelt worden. Bereits in der Trennungsphase sind die Kriterien des Wohnens nicht mehr erfüllt und die eingelebten Muster verlieren an Gültigkeit, sodass der Ortsraum mit dem Gefühlsraum desynchronisiert wird (vgl. Meisenheimer 2004: 105; Uzarewicz 2013c: 212). Das Leben wird von Übergangsphasen durchzogen, bis man sich an einem neuen Ort eingerichtet hat und zu wohnen beginnt. Durch das mehrmalige Vertriebenwerden, was als gewaltsamer Übergriff in den Leibraum zu werten ist, hat auch Felix seine Umfriedungen immer wieder neu ausrichten müssen. Offensichtlich hat er dadurch die Fähigkeit ausgeprägt, sich schnell in neue Situationen einzufügen, sich zu orientieren und dort seinen Platz zu finden. Dies zeigt sich insbesondere

²³⁹ Da das Interview mit Felix nicht aufgezeichnet werden konnte, stellen wörtliche Zitate Gesprächseinheiten dar, die im Forschungstagebuch dokumentiert wurden, weshalb hinter diesen Zitaten auch keine Zeit angegeben werden kann.

in der Gestaltung seines Zimmers, das mit einer Eckbank aus Fichtenholz und einer dazu passenden Schrankwand eingerichtet ist. Felix erzählt beiläufig, dass er alle Möbel vom „Vormieter“ übernommen hat. Der Umzug in das Altenheim weist somit Parallelen zu seinen früheren Vertreibungen auf. Auch diesmal hat er sich von seinem „alten Leben“ – bis auf ein Foto von seiner Schwester – getrennt, sodass der Umzug einem Neuanfang gleicht. Zwar gibt Felix an, bereits nach ca. drei bis vier Wochen im Altenheim zu Hause gewesen zu sein, was sich im Detail seiner Ausführungen jedoch deutlich zu den anderen Bewohnern unterscheidet. So ist bei mir während des Gespräches mehrmals der Eindruck entstanden, dass er sich nicht vollständig auf das Einwohnen bzw. das Wohnen im Altenheim einlassen kann. Offensichtlich ist der Begriff „Zuhausesein“ bei ihm qualitativ anders besetzt. Dies wird deutlich, als er sein Gefühl zu Hause zu sein mit dem Nicht-vertrieben-Werden begründet. Offensichtlich stellt für ihn das „Hier-bleiben-Können“ die Basis des Zuhauseseins dar. . Wird Zuhausesein als Totalverbundenheit mit einem Ort verstanden, stellt das „Hier-bleiben-Können“ für alle Menschen gleichermaßen die Grundvoraussetzung dar, um sich zu Hause fühlen zu können, wenngleich es für die anderen der befragten Bewohner offenbar eine nicht nennenswerte Selbstverständlichkeit ist. So kann hier die These aufgestellt werden, dass sich seine Adaptionfähigkeit²⁴⁰ mit der Einleibung der Umgebung durch das Vertriebenwerden verstärkt ausgeprägt hat, weshalb ihm das „Hier-bleiben-Können“ für das Gefühl zu Hause zu sein ausreicht. Er passt sich an die neuen Gegebenheiten an, verwurzelt sich aber nicht (mehr) am neuen Ort. Dies zeigt sich u. a. auch an seinem leiblichen Ausdruck. Er wirkt etwas rastlos, als ob er „auf der Hut“ wäre. Sicherlich ermöglicht ihm diese Kompetenz einerseits, sich schon nach kurzer Zeit an einem Ort einzurichten, ohne dabei den Ortsraum maßgeblich anpassen zu müssen. Andererseits hindert ihn das Nicht-Verwurzeln aber auch daran, dass er sich vollständig auf den Ort einlassen und dort zur Ruhe kommen kann. So kann diese Fähigkeit als Schutzfunktion verstanden werden, die es ihm ermöglicht sich schneller und leichter von Orten zu trennen, da er sich während seines Aufenthalts weder an den Ort noch an die materiellen Dinge des Ortes bindet. Er nimmt sein „Habitat“ (van der Leeuwen 1984: 13) bei jedem Ortswechsel mit, sodass er zwar eine sehr starke Bindung zu seinen Einleibungspartner hat, aber nicht zu dem Ort an dem er lebt. Dies zeigt sich u. a. in seiner Antwort auf meine Frage, wie sich sein derzeitiges im Vergleich zu seinem früheren Wohnverhältnis unterscheidet:

²⁴⁰ Zur Adaptionfähigkeit auch Schmitz (2009a: 29–54)

Felix: „(Pause) Jetzt ist besser. Das Zimmer hat die gleiche Größe aber ich muss nichts kochen. (lacht) Das Essen ist gut. (..) Die Schwestern sind nett. (Pause) Also es ist wie früher nur ohne Kochen (lacht).

Er sieht durch den Einzug in das Altenheim eine Steigerung seiner Lebensqualität, da Kochen für ihn nur eine lästige Pflicht gewesen ist. Zudem entsteht hier der Eindruck, dass Felix keine emotionale Verbindung zu seiner vorherigen Wohnung hat, was einerseits die These des „Nicht-Verwurzelns“ stärkt und andererseits zeigt, dass auch er sich in der Insel des dauerhaften Übergangs eingerichtet hat²⁴¹.

6.3 Die atmosphärische Insel des Einwohnens

Der Wechsel zwischen der Insel des Übergangs und der des Einwohnens ist fließend. In dieser Zeit verblässen das Hin- und Hergerissenwerden und die innere Unruhe kontinuierlich, bis der gespürte, liminale Aushandlungsprozess abgeschlossen ist. Gerda, die durch mehrere aufeinanderfolgende Erkrankungen aus ihrer Wohnumgebung herausgerissen worden ist, hat das letzte Jahr „*zehn Mal*“ ihren Aufenthaltsort – Krankenhäuser, Rehabilitationskliniken – wechseln müssen.

Forscher: Und wie war das am Anfang, wie Sie das erste Mal da herinnen waren, hat Ihnen das gefallen? #00:08:44-6#

Gerda: **Ja**, (..) des is ich sag ja, weil ich die letzte Zeit *so oft wo anders war*, immer in Reha **und immer wieder** und alles war irgendwie war mir das (*charr* – *Winkt ab*) bissl einfach wurscht, muss ich ehrlich sagen [...]. #00:09:46-9#

Gerda ist zu lange umgezogen (worden). Durch die lange Disharmonie von Ortsraum und Leibraum hat sie zum Schluss schon an sich selbst gezweifelt und nicht mehr gewusst, wo sie gerade ist. Gerda war zu dieser Zeit in einem dauerhaften Übergang verhaftet. Ihre örtliche Verwirrtheit ist dabei ein Zeichen des Verlustes der Verortung in der Welt gewesen (vgl. Uzarewicz 2016: 39; Meisenheimer 2004: 105). Erst durch den Einzug in das Altenheim ist ihre Wohnsituation wieder eindeutig formuliert gewesen, sodass sie die Phase des dauerhaften Übergangs verlassen hat. Gerda, die sich bereits vor ihren Erkrankungen

²⁴¹ Felix könnte aufgrund seiner Aufenthaltsqualität auch der Insel des Einwohnens zugeordnet werden. Da seine Be- und Umschreibungen jedoch besser zum dauerhaften Übergang passen, habe ich mich entschlossen sein Erleben dieser Insel zuzuordnen.

über das Leben in einem Altenheim informiert hat, hat es satt gehabt, ständig umzuziehen, sodass sie während ihrer kontinuierlich wechselnden Aufenthalte in verschiedenen Institutionen selbst den Entschluss gefasst hat, in ein Altenheim zu ziehen. Offensichtlich stellt dieser kognitiv hergeleitete Entschluss²⁴² in Kombination mit dem gespürten Drang nach innerer Ruhe und Verwurzelung den Grund dar, weshalb sie die Übergangsphase bereits drei Monate nach dem Einzug in Richtung des Einwohnens verlassen hat.

Die Insel des Einwohnens, die metaphorisch als die Insel des „Nestbaus“ bezeichnet werden kann, ist fest mit der Rekonstruktionsphase nach Turner (2006; 2005) verbunden. Sie bildet das Fundament des Wohnens, da im Einwohnen sukzessive immer mehr Kriterien des Wohnens in Erscheinung treten und somit das Wohnen vorbereitet wird. Umfriedungen werden gesetzt, um das Unheimliche, das Ergreifende, das Abgründige einzusammeln und zusammenzufassen, sodass man ihm nicht mehr ausgeliefert ist (vgl. Schmitz 2005a: 223). Ferner werden in dieser Phase „mannigfaltige Beziehungen zu Menschen, Dingen, Orten und Räumen auf eine in der Regel nicht reflexive Weise aufgebaut. Da das eigene Wohnen aber auch Dinge, Kräfte, Verpflichtungen, Gefühle etc. aus der nicht eigenen Welt beanspruchen muss, hat es sich im Verhältnis zu seiner Mitwelt schonend zu entfalten. Mit anderen Worten: Es stellt sich als rechtfertigungsbedürftig dar, sodass es der nach-denkenden und nach- wie *voraussinnenden* Reflexion seiner mannigfaltigen Beziehungen bedarf. Leitlinie dieser kritischen Revision spricht Heidegger in der Metapher des ‚Gevierts‘ an“ (Hasse 2009: 37).

Die Bewohner richten ihre neue Umgebung schonend ein und kultivieren eine persönliche, intime Atmosphäre, in der sie sich wohl fühlen²⁴³ (vgl. Uzarewicz 2013b: 143; Benad 2010: 6–7). Gerda lässt z. B. Regale anbringen, die sie mit Fotos von ihren Verwandten und Freunden bestückt. Sie gestaltet einen Programmraum des Wohnens, indem sie das Bewohnerzimmer mit Erinnerungsstücken einrichtet. Sie adaptiert bzw. imitiert Atmosphären, die sie von zu Hause kennt. Gerda drückt ihr Leben in der Gestaltung ihrer Umgebung aus²⁴⁴,

²⁴² Der Übergang von der atmosphärischen Insel des Übergangs zu der des Einwohnens kann zwar nicht bewusst gesteuert, aber dennoch beeinflusst werden (vgl. Kap. 6.4).

²⁴³ Nach Hasse (2012a: 179) kultiviert der Mensch intuitiv eine Wohnraumatmosphäre, „um sich von ihrem Anmutungscharakter affektiv bemächtigen zu lassen“.

²⁴⁴ Da die Gestaltung des Raumes stark mit dem eigenen Leben verbunden ist, ist die Gestaltung zwar subjektiv, was aber nicht mit beliebig und unvergleichbar gleichzusetzen ist. Schließlich konstituiert „sich Subjektivität [...] auf zwei dialektisch ineinander verwobene Ebenen: zum einen entsteht sie auf dem biografischen Hintergrund persönlicher Erfahrungen und Prägungen, hat also einen im engeren Sinne individuellen Rahmen. Zum anderen steht

wodurch die Wohnraumatmosphäre der Spiegel ihrer persönlichen Situation ist. Ähnliches zeigt sich auch bei den anderen Bewohnern, die in ihren Beschreibungen auf die atmosphärische Insel des Einwohnens Bezug nehmen. In der Orchestrierung der Ekstasen greifen „intendiertes Herstellen und zufälliges Geschehen [ebenso ineinander, A. F.] wie Verstand und Gefühl“ (Hasse 2013: 6). Deshalb ist es nicht untypisch, wenn in dieser Insel Möbel und weitere Dinge noch mehrmals umgestellt werden, bis die Atmosphäre vom jeweiligen Bewohner als stimmig²⁴⁵ empfunden wird (vgl. Böhme 2006: 110–111). Dabei wird ersichtlich, dass die Insel des Einwohnens zumindest zu Beginn noch von vielen Veränderungsprozessen durchzogen und einem kontinuierlichen Wandel unterworfen ist, worin auch ein bedeutendes Unterscheidungsmerkmal zur Insel des Wohnens liegt²⁴⁶.

Einwohnen ist die Phase, in der der Mensch mit dem Raum durch das wechselseitige Verhältnis von Einrichten und Sich-Einrichten verwächst. Einerseits verleihen die Bewohner, in Rückgriff auf ihre subjektive Wohnbiografie, ihrer Umgebung eine persönliche Note. Andererseits leiben sie sich den neuen Raum mit seinen ortsräumlichen Richtungen und Gestimmtheiten ein (vgl. Schmitz 2009a: 25; Schmitz 2007: 227; Schmitz 2005a: 220; 227; Heidegger 1951: 337–338). Die Insel des Einwohnens ist auch die Insel, in der neue Einleibungspartner gefunden werden. Zudem weicht die Fremdheit eines Ortes sukzessive der Vertrautheit, bis der neue Wohnraum zu einem Teil von dem dort lebenden Bewohner geworden ist, was zugleich den Übergang zur Insel des Wohnens darstellt (vgl. Uzarewicz 2006b: 143).

dieser aber nie außerhalb der Gesellschaft, ist vielmehr durch sie bedingt. Sozialisation vollzieht sich in kollektiven Mustern, die durch die Normen und Werte soziokultureller Gruppen strukturiert werden. So schwingen auch im Erleben und Verstehen von Atmosphären stets bestimmte soziokulturell differenzierte Relevanzsysteme in Gestalt von Gefühlsregimen und Deutungsmustern mit“ (Hasse 2012a: 27).

²⁴⁵ Stimmigkeit bezieht sich hier auf das Verhältnis von Gefühlsraum und Ortsraum. Sind diese im Leibraum synchronisiert, wird dies als stimmig empfunden (vgl. Uzarewicz 2016: 26; Schmitz 2009a: 25).

²⁴⁶ Zur Kontinuität des Wohnens Uzarewicz (2016: 24), Schmitz (2007: 227) und Schmitz (2005a: 220; 227).

6.4 Die atmosphärische Insel des Wohnens

Intakte Umfriedungen des Wohnraums

Sowohl im SSZ als auch im SuP können Personen²⁴⁷ identifiziert werden, die sich während ihres Aufenthalts im Altenheim eine atmosphärische Insel des Wohnens geschaffen haben. Bei ihnen treten die Kriterien des Wohnens in Erscheinung, die sie zum Wohnen benötigen. Offensichtlich ist das Erleben eines umfriedeten Raums bei den Befragten als implantierende Situation in ihre persönliche Situation eingewachsen, sodass hier das theoretisch hergeleitete – eine intakte Umfriedung ist ein unumstößlicher Bedingungsfaktor des Wohnens – bestätigt wird (vgl. Kapitel 3.1).

„Die Umfriedung organisiert die Beziehung zwischen Drinnen und Draußen, indem sie eingrenzt, was zusammengehören soll und ausgrenzt, was sich der Ordnung des Drinnen nicht fügt. Solches Umfriedeten setzt pathisches Wissen um die soziale Zumutbarkeit atmosphärisch kommunizierter Ausschlüsse voraus“ (Hasse 2009: 28).

Eine intakte Umfriedung wird zur Basis des Wohnens (vgl. Hasse 2009: 150–152). Schließlich will man fremden Menschen seinen Rückzugsort nicht sofort preisgeben. Der umfriedete Bereich wird so zum eigenen Refugium, in dem eine persönliche Atmosphäre mit einem intimen Charakter kultiviert werden kann (vgl. Uzarewicz 2016: 23; 32; 74; Hasse 2014: 157; Uzarewicz 2013b: 143; van der Leeuwen 1984: 13; Heidegger 1951: 338–340).

Christoph, Dagmar und Hannelore beschreiben ihr Bewohnerzimmer als einen privaten und umfriedeten Rückzugsort, den sie als beschützend wahrnehmen. Es wird zu dem Ort, an dem man „auch mal alleine“ sein und zur Ruhe finden kann. Dagmar beschreibt, dass es hier im Altenheim „nicht so intim²⁴⁸“ ist und nicht „immerzu jemand [in ihr Bewohnerzimmer, A. F.] kommt, das hab ich dick²⁴⁹“. Sie klopfen ja auch immer noch, aber du darfst ja nicht mal absperren, also ich finde die Atmosphäre gut. Die wissen genau, ich bin nicht so narrisch, dass sie sich hersetzen und mit mir erzählen, nein, nein, da bin ich nicht, hab meistens immer was zu lesen oder so. (.) Die kennen das schon. Die kommen nur rein, klopfen sogar oft, was ich liebe, wenn mit einem Mal die Tür auf, da

²⁴⁷ Christoph, SuP; Dagmar, SuP; Hannelore, SSZ.

²⁴⁸ Aus dem Kontext des Gespräches geht hervor, dass Dagmar das Beziehungsverhältnis zwischen Bewohner und Pflegenden als intim bezeichnet, wenn die Pflegenden versuchen, durch regelmäßige Besuche einen „engen Kontakt“ zu den Bewohnern aufzubauen.

²⁴⁹ Aus dem Kontext ergibt sich, dass sie es „dick hätte“, wenn immerzu jemand reinkommen würde.

erschrickste direkt, gell [...]“. Obwohl Dagmar im Gespräch zwar bemängelt, dass sie ihr Zimmer nicht absperren kann, wird aus ihren Ausführungen deutlich, dass das Personal ihre Umfriedungen respektiert und sie sich von dem halböffentlichen Bereich der Bewohneretage abgrenzen kann. Ähnliches zeigt sich auch bei den anderen Bewohnern.

Forscher: Das wusste ich gar nicht, dass Sie keinen Schlüssel haben. (*Pause*) Das heißt, Sie hätten gerne einen Schlüssel, dass man mal ein bisschen Ruhe hat? #00:49:03-0#

Christoph: Ja freilich. (..) Sie geben keinen Schlüssel mehr her, weil sie immer verloren gegangen sind, (..) die wo einen Schlüssel haben, behalten ihn noch, (..) bis sie ihn auch verlieren (*lacht*). #00:49:21-5#

Die Türe stellt eine persönliche Grenze dar, die nicht jeder einfach durchdringen soll (vgl. Dürckheim 2005: 93–94). Unbefugtes Betreten des eigenen Refugiums wird als Verletzung des Leibraums empfunden (vgl. Uzarewicz 2009: 10–13). So ist es nicht verwunderlich, dass Christoph, wie er im weiteren Gespräch ausführt, nach seinem Umzug in das Altenheim die Heimleitung mehrmals angesprochen hat, dass er gerne einen Schlüssel für sein Zimmer hätte. Durch das Einfordern eines Zimmerschlüssels hat er seine Umfriedungen festigen wollen, indem er auf bekannte Muster des Schutzes zurückgreift. Offensichtlich ist in Christophs „Wohnbiografie“ (Selle 1993: 27) das Wohnen-Können fest mit der Schlüsselgewalt verbunden und in seinem Leibgedächtnis verankert. Er hat das Wohnen im Altenheim erst neu erlernen müssen. Bekannte Strukturen sind dabei in seiner Wohnbiografie neu codiert und aktualisiert worden. Insbesondere in Altenheimen, in denen öffentliche, halböffentliche und private Bereiche häufig verschwimmen, gewinnt das Bedürfnis nach einem sicherheitsspendenden Refugium weiter an Bedeutung (vgl. Meerwein et al. 2007: 132–133). Obwohl auch Christoph auf Nachfrage ausführt, dass die Pflegenden eigentlich „nicht reinkommen“ und seinen Privatbereich respektieren, hat er zusätzliche Alternativen und verschiedene Strategien des Schutzes entwickelt. Er beginnt jeden Tag mit Morgengymnastik, bevor er sein Bett macht und sich anschließend in sein Bad begibt. Auf Nachfrage führt er aus, dass er sich anschließend ohne fremde Hilfe anzieht, selbst für das Aus- und Anziehen der Schuhe benötigt er keine Hilfe. „So viel ich kann, mach ich alles selber“. Christoph möchte so lange es geht selbstständig bleiben. Er sieht seine Selbstständigkeit zugleich als Schutz seiner Privatheit, denn wenn er alles „selbst macht“, haben andere „keinen

Grund“ seinen Privatraum zu betreten²⁵⁰. Sicherlich umfasst der Wunsch nach Selbstständigkeit mehr als den Schutz der Privatheit, wenngleich dies für Christoph offensichtlich ein essenzieller Teil ist. Zudem hat er eine geschnitzte Figur als Wächter mit einem Gewehr auf seinem Fensterbrett positioniert, der sein Refugium beschützen soll.

Forscher: [...] Sind sie auch Jäger, weil da so eine Jägerfigur (*zeigt auf eine Jäger-Schnitzfigur auf dem Fensterbrett*) steht? #00:46:43-1#

Christoph: Nein. (..) Den hab ich zufällig bei der Firma [Name], beim [Name] unten, die haben so eine Ecke g'habt mit Schnitzereisachen und da waren auch die Bilder her (*zeigt auf Bilder, die an der Wand hängen*). Des andere ist ja eine Funkuhr, (..) da hab ich keine Arbeit damit. (..) Und da hab ich den auch noch gesehen, der ist Holz geschnitzt. Der ist schwer. Da ist ein Wapperl dort. #00:47:32-8#

Forscher: Da steht aber nur Massivholz geschnitzt drauf #00:47:34-8#

Christoph: Der muss immer da rausschauen (*zeigt auf die Türe*), wenn einer reingeht, dass er gleich schießen kann (*lacht*). #00:47:36-8#

Obwohl Christoph nach seiner Ausführung zu lachen beginnt, ist zu spüren, wie ernst es ihm mit dem Schutz seiner Umfriedungen ist. Er spürt, dass intakte Umfriedungen die Basis sind, um in seinem Zimmer sein zu können, ohne dass „das potentielle Preisgegebensein an das Draußen wie ein Damoklesschwert“ (Uzarewicz 2016: 76) über ihm schwebt und die freie Entfaltung seiner Identität einschränkt.

Sich-Erinnern als leibliche Richtungsumkehr

Ist der Wohnraum eines Bewohners umfriedet, kann er sich dorthin zurückziehen und sich seiner selbst gewahr werden. Dagmar beschreibt, dass sie in der Ruhe ihres Zimmers des Öfteren in ihre Gedanken versinkt²⁵¹. Sie denkt über Erlebtes nach, mobilisiert retrospektive Anteile²⁵² aus ihrer persönlichen Situation und spürt diesen nach. Dagmar reflektiert über ihre Kindheit, ihre Eltern und ihre beiden Ehen, taucht dabei tief in bereits Erlebtes ein, wobei sie immer wieder erneut ergriffen und zufrieden wird.

²⁵⁰ Ähnliches zeigt sich auch bei Dagmar: Dagmar: [...] Die wollen immer, die brauchen gar nicht, schauen sie ich habe jetzt gelüftet, jetzt mache ich die Betten, [...] aber nett sind sie. (.)#00:18:43-5#

²⁵¹ Ähnliches zeigt sich auch bei Christoph, wenn er beschreibt, dass sein Gehirn „noch gut funktioniert“ und auch er regelmäßig an vergangene Tage zurück erinnert wird.

²⁵² Hierzu auch Schmitz (1999: 24).

Dagmar: [...] Das war ne Tanzstunde, da haben wir ja Geld zahlen müssen. Meine Eltern waren einmalig da, muss ich sagen, die haben mir, waren Arbeiter, aber die haben mir alles erlaubt. Auch von der Schule oft so Reisen, das war ja für Kleinstadt, wenn ich nach [Ort] hochkam, das war herrlich. Ich hatte alles mitmachen dürfen. (..) Das war nett. Und die waren auch nur Arbeiter, (..) haben auch sparen müssen. Aber ich hatte liebe Eltern muss ich sagen, die mir alles gegönnt haben. Schöne Konfirmation, so nett und meine Verlobung und meine Hochzeit. In [Ort], der Kleinstadt Hochzeit weiße Braut. (..) Jeder kannte mich ja, weil in der Hauptstadt äh in der Hauptstraße rechts war ja das Geschäft, wo ich war. (..) Jeder kannte mich, Hochzeit am Samstag, waren nur Samstag die Hochzeiten. (..) Schön, die Jugend, das ist was Schönes. Wenn ich dann, da sitze ich oft und denke dran. (.) Und glücklich war ich mit meinem Mann. Na ja #00:39:48-1#

Dagmar schwärmt von ihrer Kindheit und erzählt stolz von ihrer Hochzeit in der Kleinstadt. Durch ihre euphorische biografische Ausführung wird sie von Zufriedenheit ergriffen. Ihre Gestimmtheit verändert die Atmosphäre und sie lädt den Ortsraum mit Erlebnisqualitäten auf, sodass der freudige, warme, tragende Charakter der Zufriedenheit deutlich in der Interviewatmosphäre spürbar wird. Das „Schwelgen in Erinnerung“ kann, wie Uzarewicz (2016: 75–79) zeigt, auch auf ein gestörtes Verhältnis zwischen umkehrbaren und unumkehrbaren Richtungen hindeuten, durch das die leibliche Ökonomie irritiert wird. Diese Irritation wird als diffuse Unruhe mit dem Impuls des „Weg-wollens“²⁵³ gespürt. Das Erinnern wird hier zur Kompensation eines stark eingeschränkten Bewegungsradius, der aufgrund der Kleinheit der Zimmer entstehen kann. Durch das Schließen der Augen umfrieden sich die Menschen auf einer sehr engen Ebene und blenden die Umgebung weitgehend aus (vgl. Schmitz 2005b: 207–210). Sie lenken ihre Blickrichtung um, sodass „die Unumkehrbarkeit der leiblichen Richtung nicht mehr körperlich ausgedrückt (expressiv), sondern als Erinnerungsderivat mobilisiert“ (Uzarewicz 2016: 77–78) wird. Dagmar mobilisiert zwar Erinnerungsderivate aus ihrem Leibgedächtnis, was bei ihr jedoch kein bewusster Prozess ist. Vielmehr wird sie von den Erinnerungen heimgesucht, wobei sie sich aus der Gegenwart zurückzieht und in die Vergangenheit eintaucht.

²⁵³ Das Weg-wollen bezieht sich hier nicht auf den Ort, sondern auf die Situation (vgl. Uzarewicz 2016: 75).

Dagmar: Ja, ja. Wenn man so nachdenkt. Ich sitze hier und denke so nach. Ich will's gar nicht. Aber ich denke gerne an meine Eltern und meine Schwester. Leider (..) wir waren *so gut* zusammen und die erkältet sich, hatte auch ein Geschäft und wir waren zwei so Geschäftemacherinnen und die stirbt, stell dir das vor, und die lebt gar nicht mehr, nur ich noch. #01:13:14-3#

Sie führt mehrmals im Gespräch aus, dass sie oft an verstorbene Einleibungspartner (z. B. erster Ehemann, Eltern, Schwestern etc.) zurück erinnert wird und die Trauer ihres Verlustes erneut durchlebt. Die Trauer empfindet sie dabei als engenden Gürtel. Dabei wird zwar ersichtlich, dass ihre Wohnzufriedenheit gelegentlich von dem widersprüchlichen Gefühl der Trauer überschattet wird, wenngleich ihr Wohnen dadurch nicht nachhaltig aus den Fugen gerät²⁵⁴. Selbstkritisch beschreibt Dagmar, dass sie „zu viel denkt“, was nicht gut für sie sei, „weil man selber manchmal dumme Gedanken hat. Ja (.)“. Direkt im Anschluss führt sie an: „Nun hab ich Ihnen eigentlich alles erzählt.“. Es wirkt so, als ob sie über ihre Offenheit selbst verwundert ist und deshalb versucht, das Gespräch zu beenden. Erst nach einer weiteren halben Stunde, gegen Ende des Gespräches, thematisiert sie diesen „dummen Gedanken“ genauer, indem sie angibt, dass ihr unterstellt wird, Selbstmord begehen zu wollen. Dies ist auch der Grund, weshalb sie nicht einmal eine Schere oder eine Nadel ausgehändigt bekommt. Das passive Erinnert-Werden empfindet sie, im Gegensatz zum bewussten Sich-Erinnern, oft als Belastung, sodass die Richtung zumindest bei diesen Erinnerungen nicht in eine „erinnerte Weite“ (Uzarewicz 2016: 77) umgelenkt wird. Dabei wird ersichtlich, dass die Hypothese von Uzarewicz weiter differenziert werden muss. Das Erinnern als Kompensation für ein gestörtes Verhältnis der Richtungen ist nur im aktiven Sich-Erinnern zielgerichtet möglich. Während die Unumkehrbarkeit der leiblichen Richtung im Sich-Erinnern bewusst gesteuert werden kann, indem die Bewohner ihre Gedanken auf schöne, weitende Erlebnisse lenken, ist dies im Erinnert-Werden reiner Zufall, da sie von Erinnerungen heimgesucht werden, die sie vorab nicht selektieren können.

Neben dem bewussten Sich-Erinnern hat Dagmar auch mit der Gestaltung ihres Zimmers auf die Umkehrbarkeit der Richtungen eingewirkt. Ihr Sohn hat ihr Bewohnerzimmer direkt nach dem Einzug für sie eingerichtet, das sie jedoch Wochen später nochmal angepasst hat. Sie hat während des Einwohnens einige Möbel, „wie noch nen Sessel“, aus ihrem Zimmer entfernen lassen, um „mehr Platz“ zu haben, wodurch ihr Zimmer trotz der Kleinheit einen freien Raum bekommt und geräumig wirkt.

²⁵⁴ Hierzu auch Hasse (2009: 136).

Dagmar: [...] Manche haben alles voll, weißt du, dafür bin ich nicht so. Muss ja auch ein bisschen Platz sein. Die Frau (..) [Vorname], die (.) Frau [Nachname], die hat einen Kasten am anderen. (*lacht und winkt ab*)
#00:04:30-1#

Dieser freie Raum harmonisiert das Verhältnis von unumkehrbaren und umkehrbaren Richtungen, da sich die Bewegungsoptionen und dementsprechend auch die Möglichkeit zur freien Entfaltung ihrer leiblichen Richtung erhöhen (vgl. Meisenheimer 2004: 35).

„Das Verhältnis von umkehrbaren Richtungen im Ortsraum und unumkehrbaren Richtungen im Leibraum ist eine Grundvoraussetzung, um sich heimisch zu fühlen, um wohnen, letztlich um die Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum pflegen zu können“ (Uzarewicz 2016: 38).

Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass sich bei allen Bewohnern, die sich eine Insel des Wohnens geschaffen haben, ein gewisser „Freiraum“ in ihren Bewohnerzimmern finden lässt, wodurch auch das zweite, aus der Literatur hergeleitete Kriterium des Wohnens – ein harmonisches Verhältnis der Richtungen – empirisch fundiert werden kann²⁵⁵. Auch Christoph spürt offensichtlich, dass dieser Raum für sein Wohnen-Können von besonderer Bedeutung ist. Insbesondere im Vergleich mit anderen Bewohnerzimmern, führt er seine Zufriedenheit auf diesen freien Raum zurück.

Christoph: Ja. Das [sein Zimmer] ist eines der schönsten. Wenn ich oft wo vorbeigegangen bin und hab da einen Blick reing'schmissen, dann denk ich mir, da möchte ich auch nicht wohnen, so verschachtelt und des (.) Ich hab auch da so (*zeigt auf den freien Raum im Zimmer*), dass da nicht alles im Wege steht ge. Zuerst hab ich mich noch mit dem Gedanken getragen am Anfang, an der Wand (*zeigt auf die linke Wand neben dem Fenster*) hin eine kleine Couch, dass ich mich Mittag ausruhen kann, aber des dann ist der Tisch da vorne (*zeigt auf die Mitte des Zimmers*) und dann ist das nicht mehr so. Na dann kann ich mir vorstellen, dann ist es nicht mehr so. Mir ist es so am liebsten. (.) Auch ein kleiner Kühlschrank den haben auch die wenigsten. #00:29:22-6#

²⁵⁵ Hierzu auch Schmitz (2008a: 32).

Christoph, hat sich in seinem Bewohnerzimmer so eingerichtet, dass er sich wohlfühlt, dass er dort wohnen kann. Seine Gestaltung überprüft er mit den Blick in andere Zimmer, denn auch wenn er nicht weiß, wie es sich anfühlt, dort in diesem „Chaos“ zu leben, reicht offensichtlich seine Vorstellungskraft aus, um Spürbares am Leib zu regen. Dieses Gespür bestätigt seine, sich kognitiv erschlossene, ablehnende Haltung²⁵⁶.

Die Synchronisation von Gefühlsraum und Ortsraum als Basis des Zuhause-seins

Obwohl Christoph beschreibt, dass er im Vergleich zu früher nur wenig Platz und Gestaltungsfreiraum hat, wird er von Stolz ergriffen, als er mir sein Zimmer präsentiert. Es wirkt wie ein gemütlich eingerichtetes Appartement, in dem er sich eine persönliche Atmosphäre geschaffen hat. Die kultivierte Gestimmtheit des Raums wird zur Basis für das Leben im Raum (vgl. Hasse 2012a: 27; Hasse 2003: 180). Die Atmosphäre bekommt durch den personalisierten, ortsräumlichen Ausdruck einen intimen Charakter. Der Raum ist zum Identifikationsraum geworden, der akzeptiert wird (vgl. Dürckheim 2005: 92). Diese Akzeptanz ist ein prägender Faktor für die affektive Beziehung zum Leben an diesem Ort – man ist „angekommen“. Der Bewohner ist mit dem Ort verwachsen, spürt wo er hingehört, dass er dort zu Hause ist.

Das digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS 2017) dokumentiert eine etymologische Begriffsverwandtschaft zwischen „wachsen“ und „sich entwickeln“. Beide Begriffe beschreiben Veränderungsprozesse in einer gewissen Zeitspanne, sodass das Verwachsen mit einem Raum die Spanne beschreibt, in dem das Bewohnerzimmer (wieder) zum Wohnraum gestaltet oder entwickelt wird (vgl. Uzarewicz 2013b: 143). Es ist die Zeitspanne²⁵⁷, in der der Gefühlsraum mit dem Ortsraum im Leibraum synchronisiert wird (vgl. Uzarewicz 2016: 26). Im Prozess des Verwachsens kultiviert und gewöhnt man sich an die Wirkmächte der Umgebung, sodass man durch das Gewöhnen in das *Ge-wohnte* gelangt (vgl. Uzarewicz 2016: 46; Schmitz 2009a: 25). Wie lange man sich in der atmosphärischen Insel des Einwohnens befindet, ist subjektiv, da nicht operationalisiert werden kann, nach wie vielen Monaten oder Jahren der Mensch mit dem Raum verwachsen ist. Dies verdeutlichen auch die Aussagen der Bewohner. Einerseits hat jeder Bewohner die Dauer der Zeitspanne anders erlebt, andererseits haben sie unterschiedlich lange gebraucht, um in das Gewohnte überzugehen und sich in die neue Situation einzufügen²⁵⁸. Das Einfügen in die

²⁵⁶ Hierzu auch Hasse (2009: 128).

²⁵⁷ Hierzu Kapitel 3.1 drittes Kriterium.

²⁵⁸ Hierzu auch Uzarewicz (2009: 2; 16).

neue Situation ist dabei kein Zeichen von „ohnmächtiger Unterwerfung, sondern [...] Ausdruck ihrer Lebendigkeit, deren kommunikative Basis nicht im intelligiblen Sprechen aufgeht, sondern die Dimension des Leiblichen und damit des Intuitiven einschließt“ (Hasse 2015: 104). Obwohl Christoph sein Zimmer mit seiner Tochter direkt am Tag des Einzugs eingerichtet hat, hat er noch ca. ein Jahr warten hat müssen, bis er im Altenheim zu Hause gewesen ist. Ähnliches zeigt sich auch bei Hannelore, die ihr Bewohnerzimmer schon innerhalb der ersten paar Monate „fertig“ eingerichtet hat. Dennoch hat es auch bei ihr noch „gut **über ein Jahr gedauert**“ bis sie im Altenheim zu Hause gewesen ist. Dagmar gibt an, dass es bei ihr nach dem Umzug noch „lange, lange. Paar Monate [gedauert hat, A. F.], ehe ich hier richtig zu Hause war“. Sie vergleicht ihre aktuelle Aufenthaltsqualität mit der, die sie direkt nach dem Einzug gespürt hat und betont mit erhobenem Zeigefinger, dass sie erst „**jetzt**“ zufrieden und angekommen ist. Bei der Ausführung richtet sie sich in ihrem Sessel auf und sieht mir direkt in die Augen, wodurch sie ihrer Aussage Nachdruck verleiht. Ihr ist klar geworden, dass sie nur dort wohnen kann, wo sie sich auch zu Hause fühlt. Vermutlich hat sie sich auch deshalb zum Zuhause sein überreden wollen. Sie hat zu sich selbst immer wieder gesagt: „Quatsch, du hast es doch schön hier“, sich teilweise sogar zur Zufriedenheit ermahnt, wenngleich ihre Versuche nicht zum gewünschten Ergebnis geführt haben. Sie hat das Gefühl des Zuhause seins nicht erzwingen können.

Forscher: (..) Ist das dann eher so eine Akzeptanz, die man hat [*bezieht sich auf die vorherige Frage: „Spürt man das, ob man zu Hause ist?“*]?
#01:18:34-6#

Dagmar: **Ja ja**, wie Sie sagen, ja, (...) (*senkt die Stimme*) hat lange gedauert.
(..) #01:18:59-6#

Ihre Argumente, mit denen sie sich selbst überreden wollte, haben zwar zu einer kognitiven Einsicht geführt, dass das Leben im Altenheim für sie eine gute Alternative zur privaten Wohnung ist, wenngleich sie zu dieser Zeit im Altenheim noch nicht zu Hause gewesen ist. Ihr Zimmer ist aufgeräumt, wirkt wohnlich und ist mit Möbeln und Ölgemälden eingerichtet. Es steht im direkten Kontrast zum puristischen Milieu²⁵⁹ des Altenheims, weshalb der Wechsel zwischen den Atmosphären des halböffentlichen und privaten Bereichs deutlich spürbar ist. Offensichtlich hat sich Dagmar zuerst eine Enklave mit ihrem eigenen atmosphärischen Milieu schaffen müssen, bevor sie ihr Bewohnerzimmer als ein Zuhause akzeptieren konnte. Hasse (2015: 95) konstatiert, dass sich die Angehöri-

²⁵⁹ Ein Milieu ist eine „(selbst-) organisierte und (selbst-) koordinierte Rollen- und Verhaltensstruktur [, die, A. F.] (temporär) auf spezifische Räume bezogen“ (Hasse 2012a: 25) ist.

gen einer Milieugruppe einerseits die spezifischen Orte und andererseits die spezifischen Dinge der Orte einleiben, wodurch eine affektive Beziehung zu einem milieuspezifischen Ort im Allgemeinen aufgebaut wird. Die Räume verschmelzen mit deren Artefakten, aber auch mit den sich dort aufhaltenden Menschen, was im Leibgedächtnis als milieuspezifische Totalverbundenheit abgespeichert wird. Diese gespürte Totalverbundenheit ist zugleich ein Referenzwert, mit dem die Milieuzugehörigkeit eines Raums präreflexiv bestimmt wird. Wird der milieuspezifische Abgleich zwischen Mensch und Raum als stimmig empfunden, handelt es sich um einen Ort der eigenen Milieugruppe, wodurch Milieus zu „habituelle[n] Medien der Selbstzuschreibung von Identität“ (Hasse 2012a: 25) werden. Diese milieuspezifische Identität, die von Normen und Verhaltenscodices²⁶⁰ begleitet wird, zeigt sich zudem in einer soziokulturell relativen Homogenität²⁶¹. Es ist das eigene Milieu, in dem man sich wohlfühlt, Ich-Evidenz gewinnen kann und das durch die soziokulturelle Prägung die persönliche Atmosphäre eines Wohnraumes maßgeblich beeinflusst (vgl. Hasse 2009: 134–135).

Auch wenn sich fast alle Ausführungen der Bewohner zu ihrem Zuhausesein auf ihre Bewohnerzimmer konzentrieren, stellt dies nur den Verdichtungsbereich des Gefühls dar. Eine atmosphärische Insel ist ein atmosphärischer Raum, der keine klaren Demarkationslinien kennt und demnach auch nicht an den Mauern des Bewohnerzimmers endet (vgl. Hasse 2015: 91–93; Hasse 2014: 235; Hasse 2012a: 18; Hasse 2009: 130). Dies tritt besonders deutlich durch Hannelores Beschreibungen hervor. Sie gibt an, dass sie sich erst an ihre Mitbewohner und an die Strukturen des Altenheims, also an ihre neue Wohnumgebung gewöhnen musste, bevor sie zu Hause gewesen ist. Zudem bringt sie sich auch aktiv in die Gestaltung der Bewohneretage mit ein. Sie hat dem Altenheim u. a. ein altes japanisches Teeservice vermacht, das sie selbst in einer Vitrine der Bewohneretage ausgestellt hat. Ferner gestaltet sie mit Hilfe von Pflegenden Fotowände von besonderen Ereignissen und dekoriert ihre Etage sowie den Eingangsbereich mit Blumen. Sie verleiht ihrem Wohnraum, auch außerhalb ihres Zimmers, eine persönliche Note und verschmilzt immer mehr mit diesem²⁶². So wie die Menschen nicht nur ihr Haus oder ihre Wohnung, sondern das Wohnquartier bzw. eine ganze Stadt bewohnen, bewohnt Hannelore neben ihrem Zimmer ebenso die

²⁶⁰ Dagmar ist während der Beobachtungen stets mit Bluse, Sakko, Brosche, die Mitbewohner mit bequemer Kleidung – Jogginghose etc. – anzutreffen gewesen. Zudem erinnert der Habitus von Dagmar, die sich noch immer als Geschäftsfrau bezeichnet, an eine Dame.

²⁶¹ U. a. bezogen auf die Gestaltung.

²⁶² „Ihre Lebenszufriedenheit wird zum einen durch die hohe Aufenthaltsqualität im Domizil bestimmt (gehobener Stil der Inneneinrichtung und komfortable Ausstattung des Hauses), zum anderen aber auch durch eine Organisationsstruktur, die der individuellen Gestaltbarkeit ihres täglichen Lebens wenig Grenzen setzt“ (Hasse 2009: 133).

Bewohneretage bzw. das ganze Altenheim (vgl. Uzarewicz 2016: 24; Hasse 2012a: 17; Hasse 2012b; Bollnow 2010: 45–48; Hasse 2009: 13; 21; Hasse 2008: 126). So ist es nicht verwunderlich, dass Hannelore ihre atmosphärische Insel als konzentrische Kreise²⁶³ empfindet. Das Bewohnerzimmer bildet dabei das Zentrum, an dem die Intensität des Zuhause-seins am höchsten ist (nach außen hin wird die Intensität schwächer). Dies kann auf die quasi-objektive Gestaltung und die Umfriedungen des Zimmers zurückgeführt werden. Sie hat sich ein kleines Appartement gestaltet, in dem sie sich wohl fühlt. Durch die emotionale Verbundenheit der zur Einrichtung verwendeten Artefakte ist sie mit dem Ort verwachsen. Er wird zu einem Teil von ihr. Zudem lagert sie dort ihre Erinnerungsstücke (Fotoalben, Briefe etc.), die ihr helfen, sich zu erinnern. Jedes Mal wenn sie sie durchblättert, kann sie in die erinnerte Weite des Sich-Erinnerns eintauchen und in ihren Gedanken versinken, wodurch dieser Ort für sie zu einem besonderen unter vielen wird. Bereits beim Betreten des Raums spürt sie, dass sie in einer Weise „drinnen“ ist, wie sie es in keinem anderen Raum spüren kann. Es ist das Gefühl, zu Hause zu sein, das sich um das Bewohnerzimmer zusammenzieht und sich über den gesamten Wohnraum ergießt²⁶⁴ (vgl. Dürckheim 2005: 92).

Der Wohnraum als Möglichkeitsraum²⁶⁵

Wohnen ist ein Prozess, der nie endet (vgl. Schmitz 2005a: 220). Es ist der qualitative Ausdruck des Lebens, in dem die ortsräumliche Gestaltung der Bewohnerzimmer sowohl optisch als auch spürbar mit dem Bewohnern verbunden sind (vgl. vgl. Hasse 2009: 21–22; Meisenheimer 2008: 40–44). Hannelore, die seit 48 Monaten im Altenheim lebt, kultiviert ihre atmosphärische Insel des Wohnens immer weiter. Sie nimmt an vielen Beschäftigungsmöglichkeiten des Altenheims teil und dekoriert ihr Zimmer mit selbst Gebasteltem oder mit den gewonnenen „Trophäen“.

²⁶³ Dies zeigt sich auch in der Kategorisierung eines Altenheims in öffentliche, halböffentliche und private Bereiche. Hasse (2009: 129) verwendet zur metaphorischen Illustration eine russische Babuschka „(innen sein Appartement, in einem *Zwischen* nachbarschaftliche Appartements und *außen* die gemeinschaftlich genutzten Räume)“. Diese Analogie kann im Erleben von Hannelore um weitere Schichten wie z. B. „der Raum Altenheim“ nach außen erweitert werden.

²⁶⁴ So wie sich das Gefühl, zu Hause zu sein, über ein Stadtviertel ergießen kann und in der eigenen Wohnung zusammenzieht, endet das Zuhause-sein der Bewohner nicht an der Tür ihres Bewohnerzimmers; es ergießt sich über ihren gesamten Wohnraum.

²⁶⁵ Möglichkeitsraum wird hier als Freiraum, als Raum zur freien Gestaltung in Abgrenzung zur „totalen Institution“ (Goffman 1973) und „pseudo-totale Institution“ (Heinzelmann 2004) bestimmt.

- Forscher: Und was wird da gebastelt? #00:19:19-3#
- Hannelore: **Ja ganz verschieden**, jetzt haben wir so Sträuße gemacht für Ostern, ned so große, so (*zeigt die Größe mit den Händen*) und (..) was machen wir no? (...) alles Mögliche haben wir schon gemacht. **Da** hinten (*dreht sich um und zeigt auf einen Schrank hinter sich*) hab ich auch schon mehrere, was wir bastelt haben (*zeigt auf diverse selbstgebastelte Gegenstände*). #00:19:45-8#
- Forscher: (..) Das ist ja doch sehr vielseitig, was Sie machen #00:19:45-8#
- Hannelore: **Ja**. (..) Dann tun wir kegeln (*zeigt auf ihre Urkunden in demselben Schrank*). #00:19:53-7#
- Forscher: Ja, ich hab es gerade gesehen, da sind Kegelurkunden #00:19:53-7#
- Hannelore: Ja, des ist ein Kegel und dann (..) wie die Sachen haben wir auch gebastelt (*zeigt auf diverse Dekorationsartikel*), bloß in Rot, in **roter Farbe**, wie gesagt, (..) (*mit ruhiger und gedämpfter Stimme*) aber auf jeden Fall, mir g'fallts ganz gut. #00:20:12-2#

Ähnlich wie Christoph und Dagmar ist auch sie stolz und zufrieden, als sie mir ihr Bewohnerzimmer präsentiert. Während sie beschreibt, dass es ihr im Altenheim gut geht und dass sie sich hier wohl fühlt, lädt sie die Gesprächsatmosphäre mit ihrer Zufriedenheit auf, sodass ihre Aussagen authentisch wirken. Sie beschreibt das Altenheim als einen Möglichkeitsraum, der ihr hinreichend „Spielraum persönlicher Freiheit zur ‚wohnenden‘ Entfaltung des eigenen Lebens“ (Hasse 2009: 43) bietet. Hannelore genießt die vielfältigen Möglichkeiten, die ihr das Leben im Altenheim angenehm gestalten. Die selbst gebastelten Gegenstände sowie die Kegelurkunde, die ihr den ersten Platz in einem Turnier bescheinigt, sind Zeugen von ihren Aktivitäten. Sie hat die Urkunde in einen silber-glänzenden Rahmen gefasst und in ihrem Glasvitrinen-Schrank dekorativ aufgestellt. Der Rahmen verleiht der Urkunde eine erhöhte atmosphärische Dominanz²⁶⁶, sodass sie aus der Sammlung von Photographien und Bildern hervortritt. Auch eine gerahmte Urkunde einer Ballonfahrt, die sie während der Zeit im Altenheim gemacht hat, hängt mit einem Foto von ihr gegenüber der Eingangstür ihres Zimmers deutlich sichtbar über einem runden Tisch.

²⁶⁶ Hierzu auch Tritthart (2013: 14) und Hauskeller (1995: 42).

- Forscher: [...] (..) Und beim **Ballonfahren** (*eine Urkunde über die Ballonfahrt hängt eingerahmt mit Fotos im Zimmer*) waren Sie? #00:14:16-3#
- Hannelore: **Ja**, mit meinem älteren Enkel, (..) das war auch ein Geburtstagsgeschenk. (*lacht*) #00:14:23-8#
- Forscher: Hat es Ihnen gefallen? #00:14:23-8#
- Hannelore: **Ja** (*macht die Augen weit auf*), **aber runterschaun** hab ich nicht dürfen #00:14:26-8#
- Forscher: Haben Sie Höhenangst? #00:14:27-3#
- Hannelore: Ja, alles so kloa (..) Ja, die Kirch, alles war so klein (*zeigt die Größe mit Daumen- und Zeigefinger*), aber wenn ich runterg'schaut hab, ist mir ein bissl schwindlig (*hebt den Zeigefinger und dreht diesen*) worden, des ist doch **ganz schön** hoch. #00:14:44-9#

Hannelore versucht, besondere Lebensereignisse durch Dinge, deren Ekstasen sie mit immersiver Macht spürt, zu konservieren. Die Artefakte, die mit ihren Erinnerungen aufgeladen sind, laden den Ortsraum mit Gefühlen auf, die sie in der Atmosphäre spüren kann. Die emotional verbundenen Dinge vergegenwärtigen Hannelore die Teilhabe am öffentlichen und sozialen Leben sowie die Verbundenheit zum Raum, in dem sie lebt. Hannelore verlässt ihr Bewohnerzimmer, nimmt an dem vielfältigen Angebotsprogramm des Altenheims teil. Neben den üblichen Bastel- und Rätselgruppen werden jahreszeitbezogene Feste, Geburtstagsfeiern, Konzerte, Ausstellungen, Kegel- und Spieleturniere (Schach; Halma, Mensch-ärgere-dich-nicht etc.), aber auch Ausflüge auf eine Pferdekoppel oder auf den lokalen Markt angeboten. Des Weiteren kooperiert das Altenheim mit der angrenzenden Mittelschule. In speziellen Programmen bringen Schüler den Bewohnern den Umgang mit dem Internet näher, zeigen ihnen, wie man E-Mails versendet oder das Chat-Programm Skype benutzt. Die Schüler bieten zudem spezifische Sprachkurse an, die sie im Rahmen des Unterrichts vorbereiten. Im Gegenzug helfen die älteren Menschen den Schülern in Fächern wie Geschichte oder Sozialkunde. Die Bewohner erzählen über ihre Erlebnisse und betreiben Biografiearbeit. Sie bekommen die Rolle der Experten zugesprochen, was mit einem erhebenden Gefühl, gebraucht zu werden erfahren wird. Während die Schüler die Bewohner durch ihre spürbare Präsenz und durch die Gespräche an ihrem Leben teilhaben lassen, vergewissern sich die älteren Menschen immer wieder ihrer eigenen Biografie und Identität (vgl. Hasse 2014: 158). Ferner darf dabei die affizierende Macht der Vitalität der Schüler nicht unterschätzt werden, was von den Bewohnern als belebender sozialer Gefühlskontrast gespürt werden kann (vgl. Schmitz 2009a: 25). Aus den Gesprächen sowohl mit dem Personal als auch mit den Bewohnern geht hervor, dass die leibliche Kommunikation in

diesen besonderen gemeinsamen Situationen eine Sogwirkung hat, die die Bewohner zur Teilnahme motiviert und sie sprichwörtlich „aus den Zimmern zieht“²⁶⁷. Neben den Angeboten des Altenheims besucht Hannelore regelmäßig ihre Kinder und Enkelkinder und verweilt dort bis zu zwei Wochen, was sie mit einem Lächeln als Urlaub bezeichnet.

Hannelore: [...] **Ostern** wird er [*der Sohn*] mich wahrscheinlich abholen für ein paar Tage wieder. Weil die sind beide schon operiert ah pensioniert, **aber** die gehen noch in die Arbeit in einem **Verlag**, da brauchens glaub ich nur **zwei Tag** arbeiten #00:17:32-2#

Forscher: Ist doch auch schön, wenn man mal wieder rauskommt #00:17:35-5#

Hannelore: **Ja**. Aber es ist halt umständlich, weil da müssens erst fast bis [Ort] fahren und dann wieder rauf, das sind ja (.) fast **150 km, ist doch ein bissl viel**. Aber wenns kommen, dann kommens, **wenns da sind, sinds da** (*lacht*). #00:17:53-0#

Sie bricht aus den Routinen ihres Altenheimalltags aus, die sonst womöglich negative Macht entfalten könnten (vgl. Sloterdijk 2009: 640). Dieses Fortgehen um Zurückzukehren ist ein besonderes Angebot an ihre leibliche Ökonomie. Die atmosphärische Abwechslung, die das Ungewohnte, manchmal auch das Ungewöhnliche²⁶⁸ offenbart, ist notwendig um der Lethargie des Alltäglichen zu entkommen (vgl. Guzzoni 1999: 12). Später kehrt sie wieder in ihr Zuhause zurück. Sie taucht in ihre persönliche, intime Atmosphäre ein. Das Heimkommen ist zugleich ein Ankommen bei sich selbst, da sie sich im Fortgehen auch vergewissert, ob sie an einem Ort zu Hause sein kann (vgl. Uzarewicz 2016: 39–40; Guzzoni 1999: 11; van der Leeuwen 1984: 13). Uzarewicz charakterisiert diese Pendelbewegung „als Wesensbestimmung des Menschseins[, da sie das, A. F.] leibliche Verhältnis von Enge, Weite und Richtung“ (Uzarewicz: 2016: 39) in eine körperliche Bewegung überführt²⁶⁹. Wohnen bedeutet also auch, die Wohnung zu verlassen um wiederkehren zu können²⁷⁰ (vgl. Uzarewicz 2016: 38; Bollnow

²⁶⁷ Hierzu auch Hasse (2009: 132), der in dem von ihm untersuchten Altenheim ebenso eine Verbindung zwischen dem abwechslungsreichen Veranstaltungsangebot und der Zufriedenheit der Bewohner dokumentiert.

²⁶⁸ Hierzu auch die Ballonfahrt, die Hannelore mit ihren Engeln gemacht hat (vgl. Der Wohnraum als Möglichkeitsraum).

²⁶⁹ „Das ist auch die zentrale Bewegungsrichtung der berufstätigen Bevölkerung: morgens aus der Wohnung gehen, um abends zurückzukehren“ (Uzarewicz 2016: 38).

²⁷⁰ „Ein Wohnen ohne Wandern ist unbeweglich, ein Wandern ohne Wohnen voller Unruhe. Sie brauchen einander wie Einatmen und Ausatmen, wie Licht und Dunkelheit, wie Innen und Außen. Sie bestehen nicht bloß neben- und nacheinander, sondern ineinander, so daß das

2010: 104; Guzzoni 1999; van der Leeuwen 1984: 13). Ein ähnliches Verhalten ist auch bei Dagmar zu erkennen. Sie verlässt, wie Hannelore, nicht nur die Bewohneretage, sondern gelegentlich auch das Gelände des Altenheims. Dann geht sie in ihr altes Wohnhaus, das sich in unmittelbarer Nähe des Altenheims befindet und besucht ihre ehemaligen Nachbarn.

Dagmar: [...] Und da [in ihrem alten Wohnhaus] bin ich noch und da ist eigentlich, gleich sagen sie, ich gehe ja nur, wenn mal jemand sagt, komm, komm und dann würste gleich nett aufgenommen und dann saßte hier. Und das ist (..) Aber es sind ja auch nicht mehr viele, die sind jetzt auch viel unterwegs, ich weiß nicht wo. Aber das tut einem ja noch gut, kann man irgendwo sitzen, da sagt jeder, ach kommen Sie doch her und das beruhigt mich eigentlich. #00:53:25-4#

Dagmar führt weiter aus, dass sie zu ihren alten Nachbarn geht, um „unter Menschen“ zu sein und dass sie es genießt, mit ihnen „gute Gespräche zu führen“. Obwohl sie am Anfang des Gesprächs selbstkritisch erzählt, dass sie nicht mehr richtig dazugehört, empfindet sie in dem Augenblick, in dem sie in die Atmosphäre eintaucht, eine leiblichen Gewissheit²⁷¹ über ihre eigene Milieuzuschreibung und damit über ihre Verortung in der Welt²⁷², was sie beruhigt.

Die Rolle der Einleibungspartner für das Wohnen-Können

Allen drei Bewohnern – Christoph, Dagmar, und Hannelore – ist gemein, dass sie das Bewohnerzimmer verlassen, um „unter Menschen“ zu sein und um „gute Gespräche“ zu führen. Sie treten mit Einleibungspartnern in Kontakt und tauchen mit ihnen in wechselseitiger Einleibung in eine gemeinsame Situation²⁷³ bzw. in eine gemeinschaftliche²⁷⁴ Atmosphäre ein (vgl. Schmitz 2011a; 2009a;

Wohnen selbst ein wanderndes, das Wandern ein wohnendes ist. Diese Doppelbestimmung gibt dem Leben auf der Erde die Leichtigkeit und die Schwere, deren es bedarf, um wissentlich-willentlich gelebt zu werden“ (Guzzoni 1999: 13).

²⁷¹ Sie empfindet ihre Spürensensitivität in Rückgriff auf das Leibgedächtnis als „eine gelungene, gleichsam [...] gültige Operationalisierung“ (Tessin 2008: 19).

²⁷² Hierzu auch Uzarewicz (2016: 39–40) und Tessin (2008: 19).

²⁷³ Zur gemeinsamen Situation Schmitz (1994: 75–76).

²⁷⁴ Die gemeinschaftliche Atmosphäre lässt sich in drei Facetten des Erlebens – mit der Familie, mit Freunden, mit sozialen Bekanntschaften – gliedern, was hier als Erfahrungspartner-schaft bezeichnet wird. Auch wenn sich alle Facetten durch ihre Erlebnisqualitäten und -

1994: 75–76). Christoph kann aufgrund seiner körperlichen Verfassung das Gelände des Altenheims nicht mehr verlassen, dennoch durchbricht er seine alltäglichen Routinen und taucht in unterschiedliche Atmosphären ein, wenn er seine Mitbewohner in ihren Zimmern besucht oder mit seinen Geschwistern und Freunden in Kontakt tritt.

Christoph: [...]. Drei Schwestern hab ich in Amerika #00:43:32-7#

Forscher: Ja, haben Sie zu denen noch Kontakt? #00:43:32-7#

Christoph: Ja, ja, die rufen schon alle an. Schreiben zum Geburtstag. Und eine Schwester, die sind auch schon, wenn's schauen, neun Kinder, ich bin der Älteste mit 90 Jahren, die Jüngste (..) ist (..) 70 jetzt. In der Spanne von 20 Jahren sind die neun Kinder. (..) Ich war noch nicht drüben, ich geh in keinen Flieger rein. Auch mit keinem Schiff auf dem Meer. #00:44:10-2#

Christoph führt aus, dass er mit seinen Schwestern, die in Amerika leben, mit sicherheitsspendender Regelmäßigkeit telefoniert, was sich durch den Einzug in das Altenheim nicht verändert hat. Neben der Kontinuität des Erlebnismodus²⁷⁵ zeichnet sich ab, dass für das Erleben einer gemeinschaftlichen Situation nicht zwangsweise eine physische Anwesenheit aller Parteien nötig ist. Auch wenn sich die Erlebnisqualitäten in den verschiedenen Erlebnismodi – mit und ohne physischen Kontakt – zweifelsfrei unterscheiden, kann Christoph durch das Telefonieren mit seinen Schwestern in eine gemeinschaftliche Atmosphäre eintauchen. Er hat sich über die Jahre daran gewöhnt, dass er keinen physischen Kontakt zu einem Teil seiner Geschwister hat, sodass er durch die Telefonate die Erfahrung des „Wanderns“ externalisieren kann. Zudem bekommt Christoph von seinen noch in Deutschland lebenden fünf Geschwistern, von seiner Tochter sowie von einem Freund regelmäßig Besuch, sodass er auch gegenwärtige Einlebungspartner hat. Christoph ist stolz, als er von dem Freund erzählt, der ihn in allen Lebenslagen unterstützt, was sich bei ihm durch seinen körperlichen Aus-

intensität differenzieren lassen, ist allen eine gewisse Anziehungs- und Bindungskraft inhärent. Zudem können hier Ähnlichkeiten zu Tönnies (1991) gefunden werden, der Gemeinschaft in drei Formen – Gemeinschaftsform des Blutes (Verwandtschaft), des Ortes (Nachbarschaft), des Geistes (Freunde) – untergliedert.

²⁷⁵ Der Erlebnismodus charakterisiert die Art des Kontaktes (physisch, telefonisch etc.).

druck zeigt: Christoph, der an einer posturalen Kyphose²⁷⁶ leidet, richtet sich auf, sieht mir in die Augen und hebt den Zeigefinger der rechten Hand, als er ausführt, dass sein Freund sich regelmäßig um ihn kümmert²⁷⁷.

Christoph: *So einen Freund* gibt's nicht mehr. Der besorgt mir *alles*. Wenn ich sag, du ich brauch des und des, dann geht er an Ort und Stelle rüber zum [Name eines Einkaufszentrums] und besorgt mir das und bringt's. (.) Der sagt nicht, ich bring dir's dann morgen, der bringt mir's heut noch. (..) Ja. Den wenn ich nicht hätt, dann wär ich (.) ging's mir schlechter, dann tät mir viel fehlen, weil ich aber auch die ganzen Jahre auch wieder da wem kenn, wenn der nimmer kommt oder kommen kann, dann bin ich traurig, das muss ich sagen. Das dauert eine Zeit, bis ich das überwunden hab. #00:33:04-1#

Forscher: (Pause) Sie kennen den ja schon lang. #00:33:5-5#

Christoph: Ja freilich, 20 bis 25 Jahr schon. #00:33:9-0#

Aus diesem Auszug wird der implantierende Charakter mit der Anziehungs- und Bindungskraft der gemeinsamen Situation, die er seit über 20 Jahren mit seinem Freund erlebt, ersichtlich. Einerseits präsentiert er seinen Stolz, einen solchen Freund zu haben, andererseits beschreibt er, dass er lange Zeit benötigen würde, um den Verlust zu überwinden. Christoph und sein Freund sind über die Jahre zu einem leiblichen Geflecht verwachsen, was er als tiefe Verbundenheit empfindet (vgl. Fuchs 2000: 78–79). Würde der Freund nicht mehr kommen, würde ein Teil aus seiner persönlichen Situation herausgerissen werden; ihm würde ein Teil seines Selbst fehlen. Dieses Geflecht bildet bei Christoph seit über 20 Jahren eine Konstante in seinem Leben – und es hat trotz des Einzugs in das Altenheim weiterhin Bestand. Auch wenn er den Grund des Verbundenseins auf das Besorgen von Dingen beschränkt, ist es vielmehr das Geflecht einer wechselseitigen Einleibung im Umsorgt-Werden und das „Für-einander-da-Sein“, was den gemeinschaftsbildenden, zufriedenen, tragenden Anteil der affizierenden Macht dieser Atmosphäre bildet.

Auch Hannelore²⁷⁸ und Dagmar bekommen regelmäßig Besuch von ihren Verwandten und Freunden, wenngleich sich bei Dagmar noch eine Besonderheit in

²⁷⁶ Eine posturale Kyphose ist eine nach außen gewölbte Krümmung des Rückens (im Volksmund „Buckel“).

²⁷⁷ Hier wird eine Überschneidung von der Atmosphäre der Zufriedenheit und der gemeinschaftlichen Atmosphäre im Umsorgt-Werden durch den Freund ersichtlich.

²⁷⁸ Hannelores „Tochter kommt [z. B. , A. F.] einmal in der Woche, manchmal auch zweimal (..) *zum Haar machen*, weil die hat Friseur g'lernt (*lacht*).“

ihren Einleibungspartnerschaften zeigt. Wie im Unterkapitel „Die Synchronisation von Gefühlsraum und Ortsraum als Basis des Zuhause-seins“ ausgeführt, fühlt sich Dagmar offensichtlich einem anderen atmosphärischen Milieu zugehörig. Dieses wird auch durch ihr Verhalten während und nach dem Essen deutlich, wenn sie anwesende Personen am Tisch in Gespräche verwickeln möchte. Offensichtlich kann sie dabei ihre Erwartung häufig nicht erfüllen, sodass sie zwar angibt, dass sie es genießt, nach dem Essen „noch immer ein bisschen zu sitzen und zu reden“, was sie kurz darauf aber selbst entkräftet.

Dagmar: [...] Wenn man alt wird, man will gar nicht so viel Quatscherei, was hier gequatscht wird, was denken sie. (..) Kann ich nicht mehr hören, auch am Tisch nicht. Ich hör gar nicht hin dann.
#00:58:47-7#

Aus dem Kontext des Gespräches geht hervor, dass sie seit Beginn ihres Aufenthalts immer wieder auf der Suche nach den „passenden“ Einleibungspartnern ist, mit denen sie in eine gemeinschaftliche Atmosphäre eintauchen kann²⁷⁹. Offensichtlich findet sie aber mit ihren Tischnachbarn nicht die passenden Gesprächsthemen und kann ihre Situationserwartung nicht erfüllen, was ihr zugleich ihre eigene Milieuzugehörigkeit²⁸⁰ vergegenwärtigt. Mit dem Ausbleiben der gewünschten Affizierung und der Vergegenwärtigung ihrer „Andersartigkeit“ schwindet bei ihr auch die Lust am Gespräch. Ihr wird bewusst, dass derzeit keiner ihrer direkten Tischnachbarn ein passender Einleibungspartner ist, sodass sie während der Beobachtungen das Tischgespräch teilweise abrupt beendet und den Raum in Richtung ihres Zimmers verlässt. Sie geht „unvermittelt und spontan in affektive Distanz, weil ihr atmosphärischer Ausdruck von abweisender Erlebnisqualität [für sie, A. F.] ist“ (Hasse 2012a: 11). Dagmar beschreibt weiter, dass sie auch keine Bewohner mehr zu sich einlädt und sie „auf einmal auch gerne alleine“ ist. Obwohl sie viel über den Grund nachdenkt, kann sie es sich selbst nicht erklären, weshalb sie sich diesen gemeinsamen Situationen entzieht. Sie stellt lediglich fest, dass sie auf einmal gerne alleine ist, was sie mit einem nachdenklich wirkenden „komisch“ kommentiert²⁸¹. Weil sie unter

²⁷⁹ Hierzu auch Hasse (2009: 137–144).

²⁸⁰ Die Veränderung der eigenen Milieuzuschreibung benötigt aufgrund der soziokulturellen Verankerung viel Zeit (vgl. Hasse 2012a: 25–26).

²⁸¹ Dieses Verhalten kann erneut als Ausdruck der unterschiedlichen Milieuzugehörigkeit und der damit verbundenen abweisenden Erlebnisqualität gewertet werden. Indem sie sich damit selbst ausgrenzt, kann dies aber auch als Beginn des Übergangs vom Wohnen zum Entwohnen (Uzarewicz 2016; 2013c; 2012a) gesehen werden, denn „Sterben als Prozess des Entwohnens beinhaltet neben dem Konzept des physischen Todes, auch das sozial-

den Bewohnern keinen passenden Einleibungspartner findet, hat sie sich, neben ihren Ausflügen in ihr ehemaliges Wohnhaus, weitere Alternativen mit einer besseren milieuspezifischen Passfähigkeit geschaffen²⁸².

- Forscher: (...) Ist das ein Problem, wenn hin und wieder mal die Schwestern reinkommen. Stört sie das? #00:52:32-1#
- Dagmar: Nicht wenn eine kommt, die setzt sich immer da hin (*zeigt auf die Couch*) und dann sitzt sie wenn ich fernsehe und dann schaut sie ein bisschen und dann geht sie. Die ist zehn Jahre hier, aber die kann nicht richtig Deutsch lesen weißt du. Na ja, (.) ich sage immer, setzen sie sich nur, dann ruht sie sich hier so ein bisschen aus, denn so *fleißig*. Ich meine die sind fleißig, aber so sind sie ja auch nicht, dass sie so (*unverständlich*) (*lacht*) (...) Das ist das Leben.“

Sicherlich ist das leibliche Geflecht von Dagmar und der Altenpflegerin nicht mit der langjährigen Freundschaft von Christoph und seinem Freund zu vergleichen, wenngleich sie sich dadurch eine Möglichkeit zur Partizipation an einer gemeinsamen Situation geschaffen hat. Dabei wird ersichtlich, dass die Festigkeit des Geflechts zwischen den Einleibungspartnern als Kontinuum gesehen werden kann. Während das relativ lose Verhältnis von Dagmar und der Altenpflegerin den einen Pol mit mäßiger Festigkeit bildet, kann die Beziehungen von Dagmar und Christoph zu ihren Kindern als der andere Pol mit hoher Festigkeit identifiziert werden. Diese starke Verbindung zeigt sich u. a. auch in der Ersteinrichtung der Bewohnerzimmer. Sowohl bei Dagmar als auch bei Christopher haben die Kinder das Bewohnerzimmer für ihren Elternteil intuitiv zielgerichtet eingerichtet.

psychologische Konzept des sozialen Todes, als ausgegrenzt sein aus einer Gesellschaft“ (Uzarewicz 2013c: 206).

²⁸² Ähnliches zeigt sich, als sie die Interviewatmosphäre charakterisiert: „Ich fühle mich am wohlsten, wenn ich so sitze und mich mit Ihnen unterhalte, das ist herrlich. (*lacht*)“.

Dagmar: [...] ich weiß es direkt noch, wie ich hierher kam, wie ich sagte, was du hast ja schon alles da, meinen Fernseher, genauso wie es jetzt steht. Was ich nicht brauchte, wie noch nen Sessel und wissen sie schon, das hat er irgendwo hingegeben, **die** haben **die Wohnung** geräumt. Ich kam **nie mehr** in meine Wohnung (.) und und hab gleich so gehabt. Ich war so überrascht und erstaunt [...] #00:19:34-0#

Obwohl sie sich „zuerst nicht richtig“ zu Hause gefühlt hat, hat ihr Sohn offensichtlich durch ihre „tiefe Verbundenheit“²⁸³ weitgehend ihren Geschmack getroffen. Er hat ihr mit der Einrichtung einen Spielraum geschaffen, in dem sie ihre persönliche Atmosphäre kultivieren kann. Sie fühlt sich dort wohl, sodass Dagmar nach dem Einzug die Gestaltung ihres Zimmers kaum verändert hat. Es könnte aber auch eine Art von *leiblicher Projektion* sein, sodass sie in der orts-räumlichen Gestaltung die Aura ihres Sohnes spüren kann²⁸⁴. Die Gestaltung durch ihren Sohn wird zum Substitut für ihre gemeinsame Situation, sodass ein Teil der gemeinschaftlichen Atmosphären, die sie mit ihrem Sohn erlebt hat, immer in ihrer Nähe ist. Ähnliches zeigt sich bei Christoph. Sein Zimmer ist von seiner Tochter eingerichtet worden, die sich dafür vorab das Einverständnis ihres Vaters eingeholt hat. Auch Christoph hat sich von Anfang an in seinem Bewohnerzimmer wohl gefühlt, sodass auch er seine Möbel seit dem Einzug nicht mehr verrückt hat. Er hat die Atmosphäre lediglich noch mit weiteren dinglichen Einlebungspartnern komplettiert.

Forscher: Haben sie dann die Möbel selber ausgesucht, welche sie mitnehmen wollen. #00:29:27-6#
Christoph: Na #00:29:28-2#
Forscher: Hat das die Tochter gemacht oder wer hat das gemacht? #00:29:31-3#
Christoph: Von daheim? Möbel? (.) Hab ich ja keine #00:29:36-4#
Forscher: Aber Sie haben gesagt, der Schrank da hinten #00:29:36-4#
Christoph: Ja, der schon, des ist von daheim.
Forscher: Und haben Sie das selbst ausgesucht?

²⁸³ Dagmar hat, bevor sie in das Altenheim eingezogen ist, sehr lange mit ihrem Sohn, ihrem „Ein und Alles“ zusammen gewohnt. Sie hat ihn alleine „groß gezogen“ und fühlt sich ihm sehr verbunden. Dagmar beschreibt ihre Beziehung als eine implantierende Situation, was auf ein sehr starkes leibliches Geflecht hindeutet.

²⁸⁴ Hierzu auch Hasse (2009: 137), der konstatiert: „Der Raum der Wohnung samt der sich in ihm befindlichen Dinge gewinnt an mnemosynischem Gewicht und wird als Speicher der Erinnerungen eines gelebten Lebens erlebt“.

- Christoph: Das war das letzte, da hab ich gesagt, das *muss* her. Kann's sein, wie's will (*Wischt mit dem Zeigefinder seiner rechten Hand hin und her*). Hat mir noch der Hausmeister (.) mit seinem Auto, (.) wo er hinten einen kleinen Kofferding hat, wie soll ich sagen, (..) hat er mir das noch hergebracht. #00:30:07-7#
- Forscher: Und was ist das Besondere an dieser Kommode? #00:30:07-7#
- Christoph: Na ja, die Kommode nicht, aber der Musikschränk, da hab ich nur den Sender Salzburg (.) und da Bayern 1. (..) Und Radio Salzburg hat immer schöne Sachen. #00:30:34-6#

Christoph präsentiert mir stolz seine Kommode, in der ein altes Radiogerät eingebaut ist, zu dem er in besonderer Beziehung steht. Aufgrund einer Augenerkrankung ist er fast erblindet, sodass er weder Zeitung lesen noch fernsehen kann. Das Radiohören ist nach seiner Aussage die einzige Möglichkeit, Kontakt zur Außenwelt zu halten²⁸⁵. Dass für ihn nicht nur das Radiohören eine besondere Bedeutung hat, sondern die Kommode mit dem eingebauten Radiogerät ein Einleibungspartner ist, zeigt seine Reaktion als ich ihn auf das Möbelstück angesprochen habe. Während er mit einem anderen Radiogerät ebenso Bayern 1 und Radio Salzburg empfangen könnte, ist es ihm sehr wichtig gewesen, *dieses* eine Möbelstück mitzunehmen. Während ihm die anderen Dinge „nicht so wichtig“ gewesen sind, hat er bei dieser Kommode insistiert. Er will und kann sich von ihr nicht trennen. Ihm ist von Anfang an bewusst gewesen, dass er diese Kommode bei sich haben muss, um sich wohl fühlen zu können. Des Weiteren bekommt Christoph seit seinem Einzug für 50 Euro im Monat Blumen von seiner Schwestern aus Amerika geschickt, die er auf seinem Nachtkästchen in einer Vase stehen hat. Während die Möbel auch bei ihm offensichtlich ein Substitut für die gemeinsame Situation mit seiner Tochter darstellen, fühlt er sich durch die Blumen seiner Schwester nahe. Dabei wird ersichtlich, dass sowohl lebendige, leibliche als auch dingliche Einleibungspartner für das Wohnen eine besondere Rolle einnehmen. Sie prägen maßgeblich die Aufenthaltsqualität eines Raums und somit auch die affektive Beziehung zum Leben an einem Ort.

Auffällig ist zudem, dass das Wohnen bei allen drei Bewohnern offenbar durch einen *Initiationsritus* (van Gennep 2005) von Einleibungspartnern unterstützt worden ist. Die Einleibungspartner haben den Bewohnern geholfen sich an ihrem neuen Wohnort wohl zu fühlen. Während die Tochter von Christoph bei ihm offensichtlich das Einwohnen initiiert hat, hat Dagmars Sohn, indem er durch das Auflösen ihrer Wohnung und das Einrichten ihres Bewohnerzimmers Tatsachen geschaffen hat, den Ausgang der Übergangsphase beeinflusst. Auch

²⁸⁵ Dies kann auch als eine besondere Form des externalisierten Wanderns gesehen werden.

Hannelores Schwiegersohn hat ihr in der gespürten Aushandlung eine Richtung geben. Er hat ihr den Schlüssel ihrer alten Wohnung und somit auch die Entscheidung, wo sie zukünftig leben wird, abgenommen. Sie hat dadurch schon bald in ein Sich-Einrichten übergehen können, und das Hin- und Hergerissenwerden des Übergangs hat seine Intensität verloren.

Persönliche Situation

Auch die Auswirkung der persönlichen Situation der Bewohner auf das Wohnen, kann mit den vorliegenden Daten empirischen fundiert werden. Es stellt das Kriterium mit dem höchsten Komplexitätsgrad dar, da alle anderen Kriterien aufgrund der lebenslangen Veränderungen (z. B. Wohnbiografie) dieses maßgeblich beeinflussen. Wie in der Theorie hergeleitet, zeigt sich auch in den Interviews, dass u. a. die Lebenseinstellung der Bewohner für das Wohnen von besonderer Bedeutung ist²⁸⁶. Alle drei Bewohner geben an, „überhaupt zufriedene“ Menschen zu sein. Bei ihnen ist die Zufriedenheit zur Lebenseinstellung geworden, sodass sich die erfüllte Weite über die Jahre dominant in ihren Gefühlsraum eingenistet hat. Die Zufriedenheit ist zur Grundgestimmtheit, zum tragenden Untergrund, zum Bestimmenden ihres Lebens geworden (vgl. Bollnow 2009: 109; Fuchs 2000a: 21; Schmitz 1999: 26; Heidegger 1967: 340). Sowohl bei Dagmar als auch bei Hannelore wird der Einfluss ihrer zufriedenen Lebenseinstellung in Bezug auf ihr Wohnen besonders deutlich, da es beiden Frauen gelingt, das Verhältnis von Lebenseinstellung und Aufenthaltsqualität zu reflektieren und konkret in Worte zu fassen.

Hannelore: [...] *ich bin zufrieden*, ich bin ein Mensch, der überhaupt zufrieden ist, *also ich muss mich nicht selbst loben*, aber ich bin selber ein richtig friedlicher Mensch. #00:34:50-6#

Hannelore charakterisiert sich zudem als einen Mensch, der viel lacht und sich gut in neue Situationen einfügen kann. Sie hat die präreflexive Kompetenz erworben, ihre Situationserwartungen zügig umzucodieren. Ähnliches zeigt sich auch bei Dagmar, die sich ebenso als „grundsätzlich zufriedenen Menschen“ beschreibt. Im Gesprächsverlauf erwähnen beide Frauen, dass die Zufriedenheit zu ihrem täglichen Begleiter geworden ist, der ihnen das Leben nach eigenen Angaben im Altenheim deutlich erleichtert. Sie sind „richtig friedliche Men-

²⁸⁶ Ryff (1989), die die Umweltkontrolle älterer Menschen erforscht, erzielt ähnliche Ergebnisse. Zum Verhältnis zwischen Lebenseinstellung und Angliederung an eine neue Umgebung vgl. auch Clavairolly (2013: 31–39), Kahana (1982), Lawton (1982).

schen²⁸⁷“, die Konflikten aus dem Weg gehen. Lieber lernen sie mit den neuen Gegebenheiten zu leben, sodass deutlich wird, dass sie zudem die Fähigkeit entwickelt haben, sich anzupassen, ihre neue Umwelt einzuleben und in die Situation einzufügen. Obwohl auch sie Momente beschreiben, die ihnen „nicht passen“ und manche Pflegende „schon ekelhaft“ sind, konzentrieren sich beide Frauen auf die positiven Dinge, die ihnen widerfahren. Dagmar beschreibt, dass sie „**jetzt** sehr zufrieden“ ist. Sie wägt ab, wo sie denn sonst hin solle und kommt dabei zum Schluss, dass das Leben im Altenheim für sie die beste Option ist. Ungeachtet dieser Einschätzung stellt sie selbstkritisch fest, dass in ihrer neuen Wohnumgebung nicht alles perfekt ist und sie auch „zu meckern“ hat. Dennoch versucht auch sie, das Beste aus ihrer Situation zu machen.

Dagmar: Damit Sie das wissen, also hier, es ist jetzt nicht Getue. Die sind hier furchtbar gerecht und (.) nett. Wenn de mal was tust, denn sagen Sie's dir, dass du es nicht wieder tust, aber sind nie nachtragend oder so, dass de, wenn sie reinkommen, sie sind immer nett, muss ich sagen. Das ist nicht Getue, nicht dass ich angebe. Es ist wirklich so. Wer da schimpft, der ist selber schuld, der ist selber schuld, der benimmt sich so, dass man sagen kann, du bist selber schuld. Denn ich muss die Mädels bewundern oft, wie sie angeschnauzt werden und so, wissen Se. (..) Na, ich bin zufrieden jetzt. #00:47:30-3#

Dagmar relativiert negative Widerfahrnisse, indem sie diese mit ihrer Lebenserfahrung in Verbindung bringt²⁸⁸. Sie versucht sich bewusst in die Pflegenden hineinzuversetzen, setzt das Verhalten der Pflegekräfte mit dem Fehlverhalten anderer Bewohner in Beziehung, was sie einerseits als Rechtfertigung, andererseits zur Relativierung des Erlebten anführt. Des Weiteren führt sie aus, dass die Pflegenden „so fleißig“ sind und „immer mehr machen“ müssen. Es hat den Anschein, als ob sie sich für den Arbeitsaufwand der Pflegenden mitverantwortlich fühlt und versucht, diesen zu minimieren, indem sie ihre eigenen Ansprüche an die jeweilige Situation adaptiert, schließlich will sie „niemanden zur Last fallen. (lächelt)“. Auch wenn sie nicht weiß, wie es sich anfühlt im Altenheim zu arbeiten, weiß sie, mit welchen leiblichen Regungen Stress und Hektik verbunden sind, was offensichtlich der Schlüssel zu ihrem Verständnis und ihrer Akzeptanz für das Verhalten der Pflegenden ist. Neben dem nachspürenden, empathischen

²⁸⁷ Hierzu auch die etymologische Verbindung von Frieden und Zufriedenheit (Vgl. DWDS 2017).

²⁸⁸ Hierzu auch Hasse (2009: 144–147).

Zugang mit Rückgriff auf vergleichbare bereits erlebte Situationen²⁸⁹ macht sich Dagmar bewusst, dass sie selbst nicht der Auslöser für das Verhalten des Personals ist. Auffällig ist, wenn sie negative Widerfahrnisse beschreibt, dass sie diese sofort im Nachsatz mit „aber das gibt es ja überall“, „das liegt aber am Alter“ oder „dann ist man selbst Schuld“ und einem Lächeln relativiert. Hannelore und Christoph zeigen ein ähnliches Verhalten. Auch sie lenken ihre Aufmerksamkeit auf die positiven Erlebnisse und relativieren damit die negativen. Dadurch haben offensichtlich alle drei Bewohner die Kompetenz entwickelt, die Dominanz der Zufriedenheit in ihrem Gefühlsraum so zu festigen, dass negative Widerfahrnisse dort keine tiefgreifenden Veränderungen hinterlassen können.

Während die beiden Frauen ihre aktuellen Erlebnisse hauptsächlich durch frühere, oft alltägliche Ereignisse relativieren, kontrastiert Christoph seine Negativerlebnisse während des Interviews ausschließlich mit seinen Erfahrungen, die er während seines Aufenthalts in der Kurzzeitpflege gemacht hat²⁹⁰. Anscheinend hat diese Zeit einen tiefen Einschnitt in seiner Wohnbiografie hinterlassen, deren gespürte Qualität er noch immer als retrospektive Anteile aus seiner persönlichen Situation mobilisiert.

- Christoph: [...] Dann haben'S gesagt, da bietet sich das an (..) und muss am Anfang in die Kurzzeitpflege. #00:06:56-2#
- Forscher: (.) Weil kein Zimmer frei war? #00:06:56-2#
- Christoph: **Na, mei**, das war ein Horror, mit noch einem Kollegen da drin. (...) Na (..) **Furchtbar**, (..) da bin ich da im Himmel #00:07:10-0#

Die Aufenthaltsqualität, die er während der Kurzzeitpflege erlebt hat, hat sich in sein Leibgedächtnis eingebrannt und seine Wohnbiografie nachhaltig verändert, sodass diese Erlebnisse für Christoph seit fast viereinhalb Jahren als teils reflexives, teils präreflexives Korrektiv dienen. Im weiteren Gesprächsverlauf betont er immer wieder, dass er sich „hier gut aufgehoben“ fühlt. Um diese Aussage zu festigen, führt er einen Exkurs über sein Leben in den Räumlichkeiten der Kurzzeitpflege an, den er mit dem Resümee „und ich war [als ich hier in das Bewohnerzimmer eingezogen bin, A. F.] wie im Himmel, wie im Himmel“ beendet. Während seines Exkurses wird er spürbar unruhig und beginnt mit seinen Fingern zu spielen; offenbar durchlebt er während seiner Ausführungen die vergan-

²⁸⁹ Sie vergegenwärtigt sich, wie es sich anfühlt, „angeschnauzt [zu, A. F.] werden“ und wie sie darauf reagieren würde.

²⁹⁰ Da zum Zeitpunkt des Umzuges noch kein Bewohnerzimmer im Altenheim frei gewesen ist, ist Christoph zuerst in die Räumlichkeiten der Kurzzeitpflege eingezogen.

genen Situationen erneut. In Momenten der Unzufriedenheit mobilisieren sich genau diese Erinnerungen, die das Erleben der aktuellen Situation relativieren. Dabei wird ersichtlich, dass die hier beschriebene erworbene Kompetenz ein präreflexiver „Schutzmechanismus“ ist, um die eigene „*Wohnzufriedenheit*“ (Hasse 2009: 130) zu bewahren.

7 Die Transformation der atmosphärischen Inseln

Die empirischen Daten bestätigen, dass der Umzug in ein Altenheim von den Bewohnern als ein tiefer Einschnitt in ihre Lebensbiografie empfunden wird, bei dem Wohnen zumindest temporär unterbrochen wird. Mit dem Wissen um den baldigen Umzug beginnt für die Bewohner die Transformation der atmosphärischen Inseln²⁹¹ (vgl. Abbildung 3: Transformation der atmosphärischen Inseln). Die gewohnte Atmosphäre verändert sich, was zu einer Entfremdung des *Gewohnten* führt. Im Ungewissen können die Kriterien des Wohnens nicht mehr erfüllt werden, wodurch die Stabilität des Wohnens kontinuierlich schwindet, bis das Wohnen aus den Fugen gerät. In Anlehnung an van Gennep (2005) tauchen die Bewohner an dieser Stelle in die Trennungsphase ein, die fließend zur atmosphärischen Insel des Übergangs mit ihren unterschiedlichen Ausprägungen führt. Das *Un-heimliche* der Zukunft wirkt in die Gegenwart hinein. Gefühlsraum und Ortsraum werden desynchronisiert, sodass die Bewohner in die Welt des „Dazwischen“ eintauchen. Sie beginnen sich nicht nur mit der Veränderung des aktuellen Wohnortes zu beschäftigen, sondern auch – zumindest gedanklich – mit ihrem neuen Wohnort. Durch diese Vermischung entsteht eine eigene Atmosphäre der Uneindeutigkeit, die mit innerer Unruhe, teilweise sogar mit einer inneren Zerrissenheit²⁹² gespürt wird. Insbesondere hier können die manifestierten Vorurteile²⁹³ über die Lebenswelt Altenheim mit ihren leiblichen Regungen ihre Macht entfalten (vgl. Heinzelmann 2004: 44).

Obwohl nach dem physischen Umzug am neuen Aufenthaltsort vereinzelt Kriterien des Wohnens erfüllt werden können, sind die Bewohner weiterhin mit ihrem alten Wohnverhältnis verwachsen. Dabei ist es irrelevant, ob dieses überhaupt noch existiert (vgl. *Der Übergang als diffuser Richtungsraum*; Kap. 0). Gleicht das Hin- und Hergerissenwerden der Übergangsphase noch einer ziellosen Suche, kristallisiert sich in der atmosphärischen Insel des Einwohnens eine

²⁹¹ Dies wird üblicherweise die Insel des Wohnens sein.

²⁹² Während das Altenheim der Ort ist, an dem sie (bald) leben müssen, stellt ihr vorheriges Wohnverhältnis den Ort dar, an dem sie (bald) nicht mehr sein können.

²⁹³ Hierzu Kapitel 3.2. In den Interviews ist der Eindruck entstanden, dass beim Übergang von einem privaten Wohnverhältnis in ein Altenheim die Charakteristik der atmosphärischen Insel des Übergangs besonders deutlich gespürt wird, was offensichtlich sowohl in den gesellschaftlich vermittelten Vorurteilen als auch in der Unterschiedlichkeit der verbundenen Wohnverhältnisse begründet liegt. Während der teilnehmenden Beobachtungen habe ich dies in beiden Altenheimen u. a. durch einen deutlich gedämpften Rhythmus im Vergleich zur Außenwelt gespürt. Weil in einem Altenheim überproportional viele alte Menschen mit gedämpftem vitalen Antrieb leben, prägt dies auch maßgeblich den spürbaren Rhythmus des Heimes. Die gebückte Haltung und der langsame, oft schlurfende Gang der Bewohner sind nur exemplarische Ausdrücke dieser entschleunigten Dynamik.

klare Richtung heraus, sodass auch dies ein fließender Wechsel ohne klare Grenzen ist. Umfriedungen werden am neuen Aufenthaltsort gesetzt, um das zukünftige Wohnen zu begrenzen (vgl. Uzarewicz 2016: 29; Schmitz 2005a: 223). Einrichten und Sich-Einrichten greifen ineinander. Der neue Ort wird zur Wohnung gestaltet, sodass kontinuierlich mehr Kriterien des Wohnens erfüllt werden können und das Hin- und Hergerissenwerden verblasst. Der Gefühlsraum wird mit dem Orts- im Leibraum synchronisiert und es bilden sich *Ge-wohn*-heiten heraus. Mit der Anzahl der erfüllten Kriterien steigen auch das Wohlbefinden und die gespürte Akzeptanz zum Leben an diesem Ort. Die Bewohner beginnen sich zu verwurzeln. Sie verwachsen immer mehr mit dem neuen Ort, bis dieser zu ihrem neuen Zuhause wird. So wie sich die Insel des Übergangs im Idealfall immer mehr zum Einwohnen entwickelt, entwickelt sich das Einwohnen kontinuierlich in Richtung des Wohnens weiter. Obwohl sich, im Vergleich zum Einwohnen, die offensichtlichen Veränderungen des Ortsraums in der atmosphärischen Insel des Wohnens stark reduzieren, bleibt Wohnen weiterhin ein Prozess²⁹⁴. Der Übergang zwischen den Inseln ist immer subjektiv, da der Programmraum des Wohnens durch die individuelle Wohnbiografie geprägt und als leibliche Disposition in der persönlichen Situation gespeichert ist (vgl. Gugutzer 2017: 159). So sind in der persönlichen Situation die subjektive Bedeutung und Gewichtung der unterschiedlichen Kriterien gespeichert. Dennoch können Kriterien identifiziert werden, die für das Wohnen von besonderer Bedeutung sind. Ziel des Wohnens ist es, einen beschützenden Ort zu haben, an dem man sich wohlfühlt, zur Ruhe kommen und sich entspannen kann – kurz: an dem man zu Hause ist. Indem ein Ort nur durch intakte Umfriedungen beschützend wirken kann, stellen Umfriedungen die Grundvoraussetzung dar, ohne die Wohnen nicht möglich ist. Während das ortsräumliche Verhältnis der Richtungen u. a. durch gezieltes Sich-Erinnern „kompensiert“ werden kann, stellt die subjektive Zeitspanne, die zum Verwachsen mit dem Raum benötigt wird, ein weiteres Kriterium mit besonderer Bedeutung für das Wohnen dar. Niemand kann in einen neuen Raum umziehen und mit der ersten Stunde zu wohnen beginnen. Man muss sich erst an die neue Umgebung gewöhnen, sich mit ihr vertraut machen, sie einleiben und eine persönliche Atmosphäre kultivieren. Die Fähigkeit, sich Räume einzuleiben und den Ortsraum mit einer persönlichen Atmosphäre aufzuladen, ermöglicht es einigen Menschen, auch in eine möblier-

²⁹⁴ „Raum hängt mit Rodung zusammen, mit Lichtung schlagen, um Platz zu haben für Menschen, um zu wohnen, und das heißt, existieren zu können. Wird die Rodung (Wohnung) nicht gepflegt – ein lebenslanger Lernprozess – bricht die Wildnis, das Chaos, das Abgründige ein. Eine gerodete Waldlichtung wuchert wieder zu, bis man von der Lichtung (dem Leben) nichts mehr sieht“ (Uzarewicz 2013c: 219). Dieses kontinuierliche Kultivieren zeigt sich u. a. bei Christoph, der sein Zimmer regelmäßig mit frischen Schnittblumen dekoriert. Auch Hannelore dekoriert ihr Zimmer regelmäßig mit neuen Fotos und Selbstgebasteltem.

te Wohnung zu ziehen und ohne große ortsräumliche Veränderungen dort heimisch zu werden²⁹⁵ (vgl. *Der dauerhafte Übergang*; Kap. 0). Sicherlich erleichtern Einleibungspartner, die in den neuen Wohnraum mitgenommen werden, das Eingewöhnen und das Kultivieren einer persönlichen Atmosphäre, wenngleich auch hier die subjektive Zeitspanne des Verwachsens das unabdingbare Kriterium des Wohnens darstellt. Während es möglich ist, neue Einleibungspartner zu finden, lässt sich die benötigte Zeitspanne nicht kompensieren (vgl. Uzarewicz 2006b: 143). So wird deutlich, dass die subjektive Zeitspanne für das Wohnen ebenso obligatorisch und nicht „kompensierbar“ ist.

Zusammenfassend lässt sich die Transformation der atmosphärischen Inseln wie folgt verknüpft darstellen: Während die erfüllbaren Kriterien des Wohnens in der Trennungsphase kontinuierlich weniger werden, stellt die Insel des Übergangs eine Neuorientierung dar. Bereits in dieser Insel, insbesondere aber in der Insel des Einwohnens, treten Kriterien des Wohnens wieder vermehrt in Erscheinung, bis in der Insel des Wohnens die benötigten Kriterien des Wohnens vorhanden sind (vgl. Abbildung 3: Transformation der atmosphärischen Inseln). Der Transformationskreislauf wird allerdings bei einem Umzug üblicherweise nicht so linear durchlaufen, wie er hier beschrieben wird. Dies zeigen u. a. die Beschreibungen von Anna (vgl. *Der Übergang als Gefangensein im Aufenthalt*; Kap. 0), aber auch von Berta und Felix (vgl. *Der dauerhafte Übergang*; Kap. 0). So kann der Kreislauf ins Stocken geraten, wenn man z. B. in einer Insel „festhängt“ oder sich in der Insel des Übergangs dauerhaft einrichtet. Ebenso ist eine Richtungsumkehr denkbar, sodass ein Bewohner z. B. von der Insel des Einwohnens wieder in die des Übergangs eintaucht (vgl. Abbildung 3: Transformation der atmosphärischen Inseln).

²⁹⁵ Selbst wenn der Gefühlsraum nicht offensichtlich im Ortsraum ausgedrückt wird, kann die ortsräumliche Atmosphäre mit der Zeit zu einer persönlichen aufgeladen werden, die den Raum zu einem Identifikationsraum werden lässt.

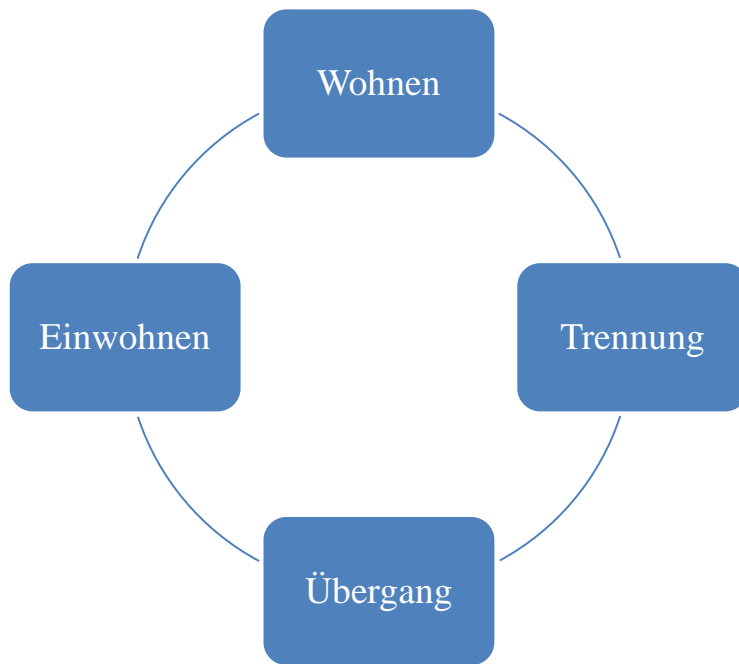


Abbildung 3: Transformation der atmosphärischen Inseln (eigene Darstellung)

8 Atmosphärische Inseln in Abhängigkeit von den Rahmenbedingungen und resultierende Implikationen für die Praxis

Angelehnt an Hasse (2014: 235; 2012a: 18) sind Atmosphären Erlebnisqualitäten, welche kleinräumliche Orte umweben, einhüllen und sie zu situativ besonderen Orten machen²⁹⁶. Es sind Orte, an denen sich das „Leben performativ ereignet“ (Hasse 2012a: 11), weshalb Atmosphären auch „dem situativen Wandel unterworfen“ (Hasse 2015: 85) sind. Es sind Erlebniswirklichkeiten, die sich sowohl zeitlich als auch räumlich verändern. Sie werden zum spürbaren Spiegel der Situation im Raum, da sie dem Spürenden die gelebte Seite des Altenheims vergegenwärtigen. Dabei wird ersichtlich, dass neben der räumlichen Gestaltung auch die Menschen, die den Ort mit Leben erfüllen²⁹⁷, das Altenheim zu einem polyatmosphärisch gestimmten Raum machen²⁹⁸ (vgl. Hasse 2015: 84; 105; Hasse 2012a: 27).

8.1 Die Wohnraumatmosphäre der Bewohner in Abhängigkeit vom Personal

Ein Altenheim beherbergt zwei ineinander verwobene und verschmolzene und eigentlich unvereinbare atmosphärische Welten – die Welt der Bewohner und die der dort arbeitenden Personen. In der ortsräumlichen Überlappung der Welten prallt der gedämpfte vitale Antrieb der betagten Bewohner auf den agilen der Angestellten, was ich während der teilnehmenden Beobachtungen selbst als auffälligen Kontrast erfahren habe. Dem Pflegepersonal kommt dabei die Rolle von Grenzgängern zu, die zwar in der Welt der Angestellten beheimatet sind, aber während des Bewohnerkontakts in deren Welt eintauchen und ihr eigenes Handeln an den zu Pflegenden anpassen.

²⁹⁶ Hasse (2015), der den „Leib der Stadt“ ergründet, definiert spezielle Orte der Stadt aufgrund ihrer Erlebnisqualitäten als Leibesinseln im Leib der Stadt. Dabei differenziert er den tragenden von dem erscheinenden Leib und folgt somit der leibphänomenologischen Differenzierung nach Zutt (vgl. Hasse 2015: 81–82). Der erscheinende Leib ist das, was sichtbar ist, übertragen auf mein Thema wäre das das Altenheim, während der tragende Leib durch die sinnliche Präsenz, durch die atmosphärischen Inseln erfahren wird.

²⁹⁷ Deshalb ist die Gestaltung eines Raumes auch nur quasi-objektiv, da z. B. ein beruhigender Raum von Unruhe erfüllt sein kann, wenn die sich dort aufhaltenden Menschen Hektik in diesem verbreiten. Ebenso kann man von einer Atmosphäre der Ruhe und Gelassenheit in hektischer Umgebung ergriffen werden (vgl. Dörpinghaus 2013: 266–269; Schmitz 2011a: 47; Böhme 2001a: 46–47; 89).

²⁹⁸ „Sie [die Atmosphären, A. F.] drängen sich der Wahrnehmung [...] auf, wenn sie in ihrer Evidenz kontrastierend aus einem Herum hervortreten. [...] Dennoch entziehen sich atmosphärische Wechsel oft der Aufmerksamkeit, weil [das Altenheim, A. F.] a priori ein Raum wechselnder Situationen ist, ein Raum des Vielen und Heterogenen“ (Hasse 2015: 103).

„Von den Rhythmen des Sich-Bewegens sind jene des Sich-selbst-Bewegens zu unterscheiden. Eilig vorübergehende Menschen vermitteln der Wahrnehmung einen anderen Eindruck als schlendernde, „shoppende“ oder flanierende. Der eilig Selbst-Gehende ist dagegen im Rhythmus seines So-Gehens nicht nur Ausdruck für andere, sondern sich selbst befindlicher Spiegel seiner persönlichen Situation. [...] Im subjektiven Erleben verwischt die Grenze zwischen der Bewegung des Körpers im physischen Raum und dem leiblichen Gefühl vitalen Sich-selbst-Bewegens“ (Hasse 2012a: 23–24).

Die Pflegenden beschreiben im Gruppeninterview, dass sie unter Zeitdruck stehen und sich oft gehetzt fühlen, was sie durch ihren körperlich-leiblichen Ausdruck in der Atmosphäre präsentieren. Sie vergleichen ihre aktuelle Arbeitssituation mit der, wie sie noch vor einigen Jahren gewesen ist. Ihr Gehetztsein machen sie einerseits an dem reduzierten Personalschlüssel, andererseits an dem gesteigerten Tätigkeitsaufwand fest. Die Pflegenden beschreiben, dass sie sich gerne anders, intensiver um die Bewohner kümmern würden und dass die Möglichkeiten, mit den Bewohnern in eine gemeinschaftliche Atmosphäre einzutauschen, nur noch sehr selten gegeben sind. Dies hat zur Folge, dass sich bei einigen von ihnen zumindest temporär Unzufriedenheit in ihren Gefühlsraum einnisten kann. Ihr Arbeiten ist ein Aushandlungsprozess zwischen ihrer intrinsischen Motivation und den gegebenen Rahmenbedingungen im Altenheim, wenngleich sie dadurch ihren Beruf nicht in Frage stellen. Während der subjektiv empfundene Mehraufwand im Vergleich zu den vergangenen Jahren von allen anwesenden Pflegenden bestätigt worden ist, wird die Mehrbelastung divergent empfunden. Karoline (P²⁹⁹) gibt an, dass immer „schwerere Bewohner“³⁰⁰ in das Altenheim einziehen und „alle immer mehr Pflege leisten müssen“, so dass die Arbeitsbelastung spürbar mehr wird. Dennoch empfindet sie die gesteigerte Arbeitsintensität nicht als belastend. Begründet sieht sie dies in der besseren Kompatibilität mit ihrem Familienkonzept das, wie sie selbst angibt, soziokulturell geprägt ist. Auf Nachfrage führt sie aus, dass die Einweisung von „schwereren Bewohnern“ für sie bedeutet, dass Menschen wieder länger zu Hause bei ihren Familien bleiben können, weshalb sie den Mehraufwand gerne akzeptiert.

²⁹⁹ Weil in diesem Kapitel sowohl Ausführungen der Bewohner als auch Beschreibungen der Pflegenden enthalten sind, habe ich zur besseren Differenzierung hinter den Namen ein (B) für Bewohner und ein (P) für Pflegenden eingefügt.

³⁰⁰ Aus dem Zusammenhang geht hervor, dass sich „schwere Bewohner“ nicht auf das Gewicht der Bewohner bezieht, sondern auf den Schweregrad der Pflegebedürftigkeit.

Offensichtlich trägt neben ihrer intrinsischen Motivation auch das Zusammengehörigkeitsgefühl der Pflegenden, das sie selbst als gemeinschaftliche Atmosphäre beschreiben, dazu bei, dass sich die gelegentlich aufkommende Unzufriedenheit nicht dauerhaft in den Gefühlsraum der Pflegenden einnisten kann. Aus den Erzählungen der Pflegenden geht hervor, dass die gemeinschaftliche Atmosphäre nicht an den Grenzen des Altenheims endet. Berufs- und Privatleben verschwimmen miteinander, sodass die Teilhabe an dieser Atmosphäre weit über die dienstlichen Angelegenheiten hinaus besteht. Während der Beobachtungen ist bei mir der Eindruck entstanden, dass insbesondere im SuP das Team eine freundschaftliche, beinahe familienähnliche Konstellation aufweist, was auch durch das Gespräch mit der Heimleitung und das Gruppeninterview bestätigt wird. So beschreibt z. B. Karoline (P) die Teamkonstellation mit „Wir sind wie eine Familie“, was Inga (P), Maria (P) und Jochen (P) nickend bestätigen. Inga (P) führt zusätzlich aus, dass sie bereits auf dem Weg zur Arbeitsstelle zufrieden wird, was sie u. a. auf diese besondere Teamkonstellation zurückführt.

Inga³⁰¹ (P): Das Team ist einmalig und aus Kollegen sind Freunde geworden und aus Freunden Kollegen. [...] Hier können Sie sehen (*zeigt auf Fotos an dem Schrank*), einmal im Monat treffen wir uns auch außerhalb, wir gehen essen, wir reden, wir lachen, wir machen Spaß, wir machen Witze, wir kennen uns alle sehr gut und es sind richtig gute Freundschaften.

Karoline (P) bestärkt ihre Darlegung und führt an, dass eine Kollegin sogar ihre Trauzeugin geworden ist. Das Team ist durch die gemeinschaftliche Atmosphäre zu einem starken leiblichen Geflecht verwachsen, das die Teammitglieder beschützen. Offensichtlich besteht die Angst, dass Fremde den familiären Charakter des Geflechts verwässern bzw. die gemeinschaftliche Atmosphäre zum Einsturz bringen könnten.

Das Zugehörigkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühl stellt den bindenden Kern des Gefüges dar. Nach dem Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS 2017) bedeutet Zugehörigkeit auch „das was sich gehört“, sodass es nicht verwunderlich ist, dass es für die Teilhaber dieses Geflechts auch eigene (Verhaltens-)Regeln und Normen zu beachten gilt. Vermutlich stellt dies auch einen Grund dar, weshalb mir – dem „Eindringling“ – zu Beginn der teilnehmenden Beobachtungen deutlich spürbare Skepsis entgegengebracht worden ist.

³⁰¹ Da ich das Gruppeninterview nicht aufzeichnen durfte, stellen wörtliche Zitate Gesprächseinheiten dar, die ich im Forschungstagebuch dokumentiert habe, weshalb hinter diesen Zitaten auch keine Zeit angegeben werden kann.

Erst die Offenlegung meiner eigenen Pflegesozialisation, die Beschreibung meiner eigenen Erfahrungen aus dem Bereich der Altenpflege und das Bestehen fachlicher und persönlicher Prüfungen hat die spürbare Skepsis abgeschwächt³⁰², wenngleich dies nicht bedeuten soll, dass ich in der relativ kurzen Zeit der empirischen Phase zum vollwertigen Mitglied ernannt worden wäre.

Während im SuP die Pflegekräfte, die Pflegedienstleitung³⁰³ und die Heimleitung an dem Teamgeflecht teilhaben dürfen, scheinen im SSZ alle dort lebenden und arbeitenden Personen in einem gemeinschaftlichen³⁰⁴ Geflecht verbunden zu sein, wobei es aber unterschiedliche Intensitäten der Bindung gibt. Im Vergleich zum SuP zeigt sich die Besonderheit, dass im SSZ der Schutz des leiblichen Geflechts zur „Chefsache“ deklariert worden ist. Die Heimleitung beschreibt, dass sie bei der Einstellung neuer Mitarbeiter nicht nur auf die fachliche, sondern auch auf die „soziale Eignung“ achtet, damit diese auch „in das bestehende Team passen“. Aufgrund ihrer weiteren Ausführungen zeigt sich, dass sie die „soziale Eignung“ mit Hilfe ihres Gespürs prüft, bevor dies von den zukünftigen Kollegen erneut kontrolliert wird. Dies kann u. a. durch die Gespräche mit den Bewohnern verifiziert werden.

Gerda (B): ***Ja die Schwestern sind sehr nett***, die wo ich nicht mögen hab, die war bloß drei Wochen da. Ich weiß nicht, (.) glaub die hat bloß Probe g’habt oder was weiß ich. (..) (*spricht leise*) Aber da waren die Schwestern auch froh, wie die wieder g’gangen ist.
#00:43:56-2#

In einem Gespräch mit einer Mitarbeiterin, die ohne Nachfrage auf dieselbe Situation Bezug nimmt, wird die Selektion noch deutlicher beschrieben.

³⁰² Lediglich Jochen (P), der seine ablehnende Haltung gegenüber dem Forschungsvorhaben von Beginn an mehrmals deutlich artikuliert hat, hat seine Skepsis während des gesamten Erhebungsprozesses nicht ablegen können und insbesondere bei Fragen zur Teamkonstellation interveniert.

³⁰³ Die Pflegedienstleitung hat im SuP eine Doppelrolle, sodass sie oft als Pflegekraft aushilft. Es hat den Anschein, dass auch die Heimleitung an dem Geflecht partizipiert, obwohl sie eine Sonderrolle einnimmt.

³⁰⁴ Da im SSZ das Geflecht über das Team hinausreicht und auch „Nichtpflegeteammitglieder“ an dem Geflecht partizipieren, habe ich eine begriffliche Differenzierung (Teamgeflecht zu gemeinschaftlichen Geflecht) eingefügt.

- Mitarbeiterin³⁰⁵ (SSZ): Ja die Pflegerinnen passen hier auch alle gut zusammen, da passt die Heimleitung schon auf. Weil, wenn *die* schlecht gelaunt sind, dann merken das die Bewohner auch.
- Forscher: (...) Und was passiert, wenn mal jemand kommt, der immer griesgrämig ist?
- Mitarbeiterin (SSZ): hmm (...) Na ja (.) Also es war vor kurzem eine Schwester da, die immer genörgelt hat. (...)
- Forscher: Und was ist mit der passiert?
- Mitarbeiterin (SSZ): Na ja (.) die war nur ganz kurz da. Also die ist jetzt nicht mehr da. (...) *Aber das finde ich richtig*. Stellen Sie sich vor, Sie sollen hier wohnen und da ist jemand der immer nur meckert. Das geht doch nicht.

Die Mitarbeiterin führt die Beeinflussung der Atmosphären durch die persönliche Situation des Menschen als Legitimation für die Selektion der Pflegenden an, sodass sie offensichtlich weiß, dass der atmosphärische Ausdruck des Personals die atmosphärischen Inseln der Bewohner beeinflusst. Zudem geht aus dem weiteren Gespräch hervor, dass das Personal häufig bewusst auf die Kriterien des Wohnens einwirkt und die Bewohner dabei unterstützt, diese erfüllen zu können. So beschreibt die Mitarbeiterin, dass die Privatsphäre der Bewohner sehr wichtig sei, schließlich hätten sie nur ihr Bewohnerzimmer, in das sie sich zurückziehen können. Ferner gibt sie an, dass sich z. B. die Mitarbeiter des Altenheims um die Gestaltung des Hauses³⁰⁶ kümmern und diese, soweit es möglich ist, „selbst in die Hand nehmen“³⁰⁷. Die Mitarbeiterin führt mit einem Lächeln an, dass „die Dekoration reiner Eigennutz“ ist, da sie auch lieber in „schöner Umgebung“ arbeitet „und vor allem merken das die Bewohner, denen geht es auch besser, wenn man denen mal Blumen in ihr Zimmer bringt, ein bisschen Farbe“, was u. a. durch das Interview von Hannelore (B) bestätigt wird:

³⁰⁵ Diese Passage stammt aus einem ethnografischen Interview, das ich im Forschungstagebuch dokumentiert habe, weshalb ich hier keine Zeitsequenzen und kein codierter Name anführen kann.

³⁰⁶ Die Bewohneretage im SSZ ist mit Böden in Holzoptik oder mit Teppichböden ausgestattet, Pflanzen untergliedern den langen Flur und entkräften so die Sogwirkung. Neben den Fenstern, von Pflanzen gerahmt, sind Stühle platziert, die von den Bewohnern zum Ausruhen genutzt werden können. Im Pflegebad finden sich kleine Dekorationsartikel – Seesterne, Binsen, bemalte Fliesen etc., wodurch das Bad freundlicher wirkt und der Türanschrift „Wellnessbad“ tatsächlich nahe kommt. Ein angenehm frischer, fruchtiger Duft komplettiert die Gestaltung des Raumes.

³⁰⁷ Auch im SuP wird die Bewohneretage von den Pflegenden gestaltet, wenngleich sie durch die architektonischen Gegebenheiten stark eingeschränkt sind.

Forscher: Wie würden Sie die Stimmung in dem Wohnbereich beschreiben? #00:43:06-6#

Hannelore (B): Ach ja, im Großen und Ganzen schon gut, (..) die Schwestern sind alle so nett, die hat mir heute den **Strauß** gebracht (*zeigt auf einen Blumenstrauß*³⁰⁸ *mit bunten Schnittblumen auf ihrem Tisch*), eine, sag ich, [*Name der Altenpflegerin*] den zahl ich aber, **na, na, den schenk ich dir**, hat's g'sagt und jetzt hat mir der Enkel auch noch was gebracht (*lacht*) #00:43:28-9#

Die Pflegenden kultivieren atmosphärische Wirklichkeiten des alltäglichen Lebens mit freundlichen, farbenfrohen, wohnlichen Gestimmtheiten, die die Bewohner unterstützen, sich dort wohl zu fühlen. Sie offerieren den Bewohnern Angebote, um die Atmosphäre ihres Privatraums „aufzufrischen“, zu aktualisieren und somit den Prozess des Wohnens am Laufen zu halten. Zugleich werden die Pflegenden zu umsorgenden Einlebungspartnern, die den Bewohnern Freude bereiten. Der Blumenstrauß ist dabei nur ein Ausdruck ihrer Fürsorge, der Hannelore (B) hilft, sich weiterhin an der Fürsorge der Pflegenden zu erfreuen. Diese Freude nistet sich dann in den Gefühlsraum der Bewohner ein, wo sie ihren weitenden und tragenden Charakter entfaltet, der die Bewohner begleitet. Die Pflegenden erkennen dabei in ihrem Handeln eine Win-Win-Situation für sich und die Bewohner, was die Mitarbeiterin lächelnd mit: „Wenn die Bewohner glücklich sind, haben wir auch weniger Arbeit“ zusammenfasst.

8.2 Die Wohnraumatmosfera der Bewohner in Abhängigkeit vom architektonischen Raum am Beispiel der Speise- und Aufenthaltsräume

Böhme (2006: 110) weist explizit auf die Rolle der Architektur in Bezug auf die Erlebnisqualitäten der einzelnen Orte hin. Die räumliche Situation und die quasi-objektive Gestimmtheit eines Raums stehen in einem festen Verhältnis zueinander, das die Aufenthaltsqualitäten stark beeinflusst (vgl. Uzarewicz 2013b: 143–160; Hauskeller 1995: 42). Deshalb lässt sich die Forderung ableiten, dass ein Raum, wenn dieser wie in Altenheimen üblich, unterschiedlich genutzt werden soll³⁰⁹, auch gemäß der Nutzung spürbar transferiert³¹⁰ werden

³⁰⁸ Da es sich bei den Blumen um jahreszeitspezifische Gestecke handelt, tragen diese zugleich zur Rhythmisierung und zeitlichen Orientierung bei.

³⁰⁹ Der Speiseraum soll zugleich ein Aufenthaltsraum sein; das Bewohnerzimmer muss ein Wohn- und Arbeitsplatz sein.

³¹⁰ Ähnliche Transformationen sind auch aus dem täglichen Leben bekannt, wenn man z. B. die eigene Wohnung „herrichtet“, um dort mit Freunden Zeit zu verbringen.

muss. Die Raumintention³¹¹ und die intendierte Raumnutzung, also der Programmraum und Sachverhaltsraum müssen dabei stets stimmig ineinandergreifen, da anderenfalls eine uneindeutig formulierte Raumsituation entsteht, die zu einer leiblichen Verwirrung führen kann³¹².

Während der teilnehmenden Beobachtungen hat sich herausgestellt, dass die räumliche und atmosphärische Gestaltung der Ess- und Aufenthaltsbereiche sehr divergent sind. So lassen sich deren Auswirkung auf die Atmosphären und das Wohnen am Beispiel dieser Räumlichkeiten besonders deutlich zeigen, weshalb diese nun exemplarisch analysiert und beschrieben werden.

Ein Speise- und Aufenthaltsraum mit uneindeutig formulierter Raumsituation

Der Ess- und Aufenthaltsbereich des SuP ist ein rechteckiger Raum, der den Mittelpunkt der Bewohneretage bildet und in den die Tür des Treppenhauses, zwei Aufzüge und die Tür der Personalküche münden. Zudem stellt dieser Raum das Verbindungselement von zwei Fluren dar, sodass sich sowohl am oberen als auch am unteren Ende des Aufenthaltsraums jeweils ein fast quadratischer Raum bildet (vgl. Abbildung 4: Skizze des Wohnbereiches im 2. OG, SuP).

³¹² Dabei werden zugleich die Grenzen der ästhetischen Gestaltung deutlich, da akzeptiert werden muss, dass nicht jeder Raum beliebig genutzt und transformiert werden kann. So ist vor der Transformation eines Raumes eine Raumanalyse unerlässlich, die die Vereinbarkeit von intendierter Raumnutzungen und Raumintention überprüft. Zur Methodik der Raumanalyse (vgl. Uzarewicz 2013b: 143–160).

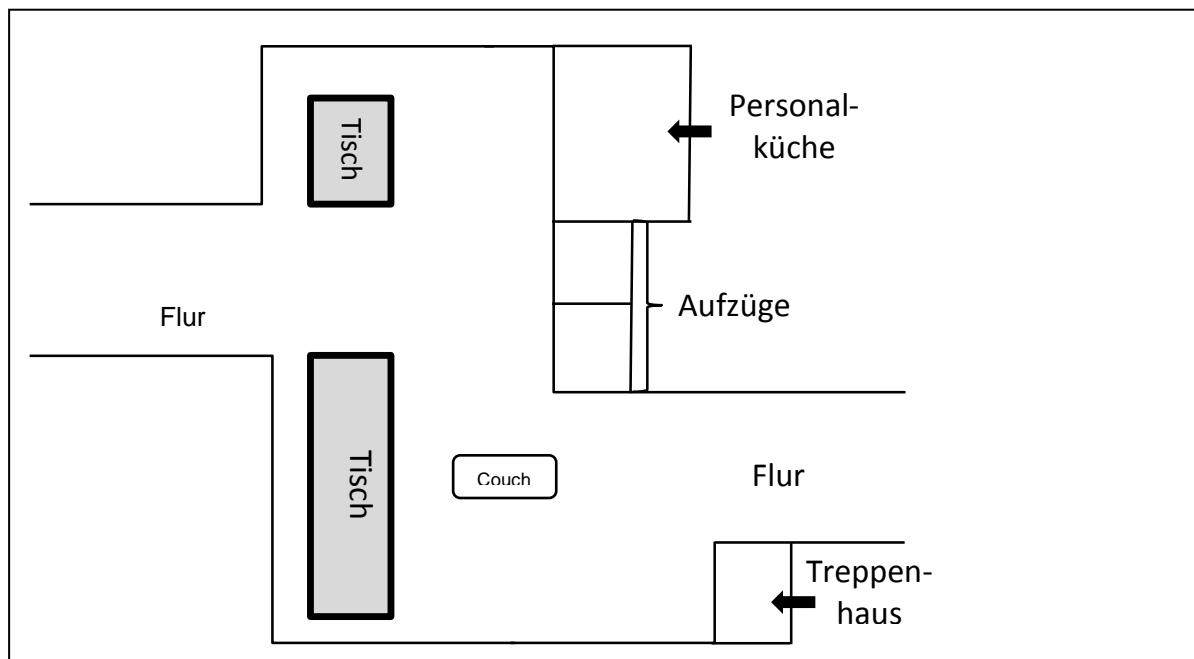


Abbildung 4: Skizze des Wohnbereiches im 2. OG, SuP (eigene Darstellung)

Die Wände des Raums sind in einem warmen, sandfarbenen Ton gestrichen. Er wird von beinahe bodennahen Fenster ohne Vorhänge erhellt. Zugleich leuchten funktional wirkenden Neonröhren den Raum gleichmäßig und monoton aus, wobei sich die Deckenbeleuchtung auf dem grauen Linoleumboden spiegelt. Das Mobiliar besteht aus dunkelbraunen, rustikal wirkenden Tischen und Stühlen, die so angeordnet sind, dass ein Teil der Bewohner mit dem Rücken zur Wand sitzt. Sie können die Festigkeit der sicherheitsspendenden Mauer spüren, während der andere Teil das Offene, Ungewisse, den Bewegungsraum mit den beiden Aufzügen, der Personalküche, der Tür zum Treppenhaus und den Flur im Rücken hat. Der Aufenthalts- und Speisebereich ist ein Verkehrsknotenpunkt, der eher an einen Flur als an einen Speiseraum erinnert. Vergleicht man die Raumintention eines Flures mit der eines Speiseraums, wird schnell klar, dass diese hochdifferent sind. Ein Flur ist ein Bewegungsraum, ein Erschließungsraum, ein Zubringer, wohingegen ein Speiseraum eine gemütliche und gemeinschaftsbildende Wirkung haben soll (vgl. Lederer 2013: 15–16; Hasse 2012a: 154; Simmel 1910: 1). Die atmosphärische Uneindeutigkeit, die durch die Zwangsheirat der beiden Raumintentionen – Bewegung vs. Ruhe und Gemütlichkeit – entsteht, zeigt sich auch im Verhalten der Bewohner. Sie nehmen den Raum als Bewegungsraum wahr und betreten diesen mit der Raumintention eines Flures, wenngleich sie dort essen und verweilen sollen. Das Nutzungskonzept des Raums widerspricht seiner spürbaren Präsenz. Dies führt insbesondere

bei dieser Klientel zu einer atmosphärischen Uneindeutigkeit, da die Bewohner es nicht gewohnt sind in einem Flur, in einem Bewegungsraum zu essen. Die atmosphärische Uneindeutigkeit führt zu einer leiblichen Verwirrung, durch die Essen seine sozialisierende und gemeinschaftsbildende Macht nicht entfalten kann (vgl. Dederichs/Rückler 2007: 32, Simmel 1910: 1). Sie wird mit Unruhe gespürt, die einem das Gefühl gibt, hier fehl am Platz zu sein³¹³, was sich auch während der teilnehmenden Beobachtungen im Verhalten der Bewohner deutlich gezeigt hat. Einerseits sind die Bewohner direkt zum Essen in diesen Raum gekommen und haben ihn direkt danach wieder zügig verlassen³¹⁴. Andererseits ist der Raum auch während der Essenszeiten mit Unruhe erfüllt gewesen, die auf den Großteil der Bewohner übergegangen ist. Insbesondere die Bewohner, die einen der Flure bzw. einen der Aufzüge im Rücken gehabt haben, haben sich während des Essens häufig umgedreht, da die Altenpfleger auch während der Essenszeiten ihrer Arbeit nachgegangen sind. Die Rückenlehne des Stuhles bietet ihnen nicht genügend Schutz vor dem Ungewissen, sodass sie sich immer wieder vergewissern müssen. Epikritische Geräusche, wie das Klirren des Geschirrs und das Quietschen der Versorgungswägen aus Metall, die während des Essens von einer Servicekraft aus dem Aufzug gefahren worden sind, haben die Mehrzahl der Bewohner unwillkürlich zusammenzucken lassen. Durch das kurzzeitige „Hochschrecken“ haben sich die Bewohner vom Essen abgewendet und dieses zumindest kurzzeitig unterbrochen. Selbst wenn Gespräche begonnen worden sind, was nur sehr selten der Fall war, sind diese dadurch in ihrem Fluss gestört worden. Ein Teil der Bewohner hat auf mich während des Essens einen sehr unentspannten Eindruck gemacht, als ob sie „auf der Hut“ gewesen wären und sich deshalb nicht entspannen können. Der andere Teil der Bewohner, bei dem auch keine Reaktion auf die Geräusche zu beobachten gewesen ist, ist anscheinend so sehr in das Essen vertieft gewesen, dass er die Umgebung ausgeblendet hat. Wenn diese Bewohner während des Essens angesprochen worden sind, haben sie nicht bzw. nur sehr verzögert reagiert³¹⁵, was die aufgeworfene These erhärtet. So erlangt in diesem Raum die Atmosphäre der Uneindeutigkeit Macht über die Bewohner und vertreibt die gemeinschaftsbildenden und sozialisierenden Aspekte des Essens. Essen in gemeinschaftlicher Atmosphäre wird mit dieser uneindeutig formulierten Raumsituation zur Illusion.

³¹³ Auch ich habe das Gefühl, in diesem Raum fehl am Platz zu sein, während der teilnehmenden Beobachtung deutlich spüren können.

³¹⁴ „In der Bewegung der Menschen drückt sich habituell etwas vom atmosphärischen Charakter eines Ortes aus [...], der immer ein Ort in der Zeit ist und sich in der Bewegung von Dingen, Halbdingen und Menschen verzeitigt“ (Hasse 2012a: 23).

³¹⁵ Da ich auch mit diesem Teil der Bewohner Einzelgespräche geführt habe, kann eine Hypoakusis (umgangssprachlich: Schwerhörigkeit) als Grund für die mangelnde Reaktion ausgeschlossen werden. Hierzu auch Brombach (2011: 321–324), die ähnliches beschreibt.

Obwohl dieser Essensbereich auch als Aufenthaltsbereich genutzt werden soll, wird dieser von den Bewohnern nicht als solcher angenommen. Während der teilnehmenden Beobachtungen ist dieser Raum lediglich zum Essen und zum Warten auf den Arzt, den Besuchsdienst oder den Betreuungsassistenten genutzt worden. Die Wartedauer hat sich dabei meist auf wenige Minuten beschränkt, in denen der Wartende die vorbeigehenden Menschen beobachtet hat. Beim Warten spielen gemeinschaftsbildende Aspekte keine Rolle, sodass die beiden Raumintentionen (Warteraum vs. Flur) kompatibler sind, wenngleich der Flur ein Bewegungsraum bleibt. Im Vergleich zum Sich-Aufhalten ist Warten immer intentional gerichtet, sodass das Warten immer zugleich ein Warten auf und damit zeitlich begrenzt ist³¹⁶ (vgl. DWDS 2017). Die Bewohner warten in dem Raum, bis etwas geschieht – dass der Arzt oder der Besuchsdienst kommt –, sodass das Beobachten der vorbeigehenden Menschen ein willkommener Zeitvertreib ist, bis der Grund des Wartens eintritt. Die Bewegung der Menschen zieht die Aufmerksamkeit auf sich und stellt zugleich ein Angebot für die Leiblichkeit dar. Die sonstige Nutzung des Speise- und Aufenthaltsraums bleibt auf die genuine Raumintention eines Durchgangsraums beschränkt, sodass es zwar ein Raum der Begegnung, aber kein Raum der Gemeinschaft ist.

Speise- und Aufenthaltsräume mit eindeutig formulierter Raumsituation

Im Gegensatz zum Speiseraum des SuP, der aufgrund der architektonischen Gegebenheiten ein Durchgangsraum ist, ist der Speise- und Aufenthaltsraum des SSZ ein physisch abgetrennter, relativ großer Raum. Ebenso wie der Speisesaal des SuP ist er mit warmen Wandfarben gestrichen und mit orangefarbenen Gardinen ausgestattet. Insgesamt sind dort drei Acht-Personen-Tische auf einem hellen Fußboden in Holzoptik platziert (vgl. Abbildung 5: Skizze des Speise- und Aufenthaltsraums, SSZ). Durch die Größe des Zimmers wirkt die Tischanordnung weder beengend noch wirkt sie „verloren“ im Raum. Eine Fensterfront, die sich über die gesamte Breite des rechteckigen Raums erstreckt, erhellt diesen mit Tageslicht. In der Mitte des Raums befindet sich eine offene Wohnküche, die zum Zeitpunkt der Erhebung mit frischen Schnittblumen dekoriert gewesen ist. So ist die Raumsituation einerseits eindeutig formuliert und andererseits erinnert der Raum in seiner sinnlichen Präsenz an einen Speiseraum einer Pension.

³¹⁶ Während „warten“ etymologisch von behüten, „seinen Blick worauf richten“ abstammt, kann eine Begriffsverwandtschaft zwischen Sich-Aufhalten und Geborgensein entdeckt werden, sodass man sich dort aufhält, wo man sich geborgen und wohl fühlt bzw. zur Ruhe kommen kann (vgl. DWDS 2017).

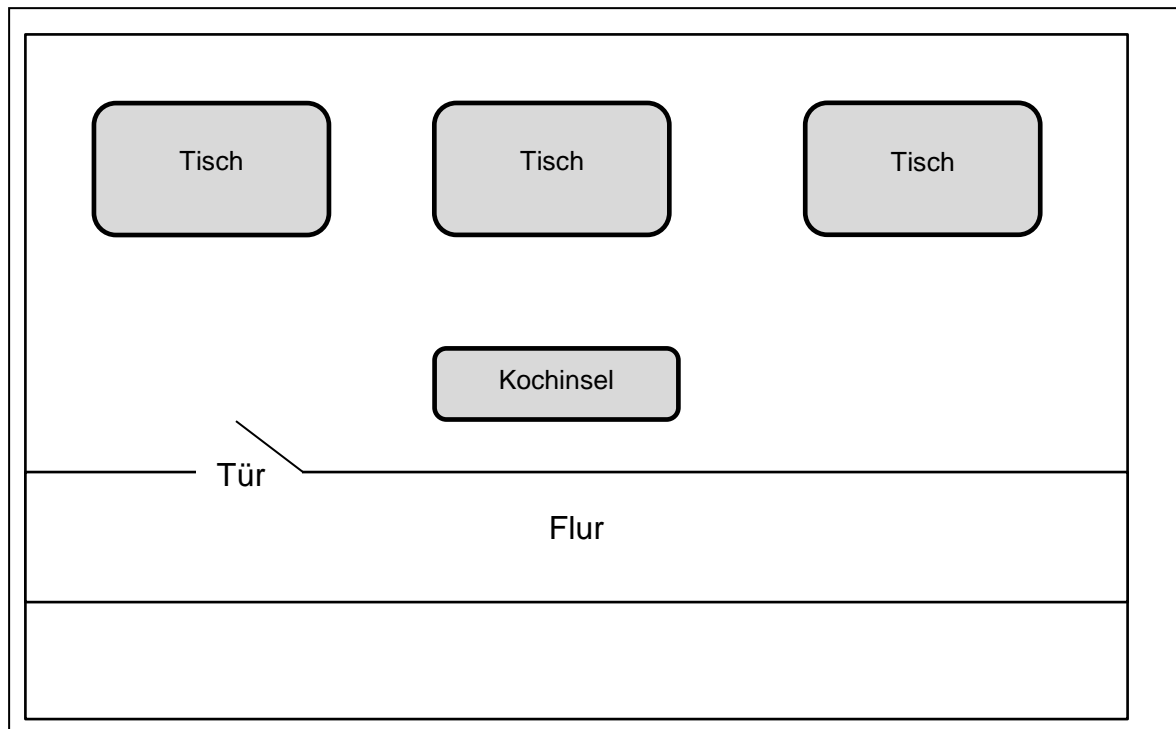


Abbildung 5: Skizze des Speise- und Aufenthaltsraums, SSZ (eigene Darstellung)

Die beobachtete Essenssituation ist hier weitaus ruhiger gewesen. Die Hektik, die sich auch hier während der Essensausgabe verbreitet hat, ist rasch wieder abgeebbt, als die ersten Bewohner zu essen begonnen haben. Fast alle Teilnehmer einer Tischgruppe haben sich vor und während des Essens über aktuelle Tagesthemen und das weitere Tagesprogramm miteinander unterhalten. Obwohl eine Servicekraft während des Essens die Bewohner weiterhin bedient hat, haben sich die Bewohner hier nur selten vom Essen und von ihren Gesprächen ablenken lassen. Offensichtlich hat sie das Handeln der Servicekraft durch die persönlich kulturelle Prägung an eine Bedienung in einem Restaurant erinnert, sodass diese Art der Bewegung als bekannt und nicht als störend empfunden worden ist (vgl. Fromm 2012: 70–72; Methfessel 2010: 5; Simmel 2009: 155–163). Wie das Verhalten der Bewohner vermuten lässt, kann Essen hier seine sozialisierende Macht entfalten (vgl. Simmel 1910: 1). Ein Teil der Bewohner ist auch nach dem Essen noch weiterhin am Tisch verblieben, sodass u. a. die anziehende und bindende Wirkung der gemeinschaftlichen Atmosphäre, in die die Tischgemeinschaft eingehüllt ist, auch nach dem Essen noch weiter seine Macht entfaltet hat.

Erst als der Raum menschenleer gewesen ist, hat die Servicekraft die Tische gesäubert, bevor sie die Tische mit anderen Tischdecken belegt und mit Blumen dekoriert hat. Durch die Gestaltung hat sie zwar die Raumintention verändert und den Speiseraum in einen Aufenthaltsraum verwandelt, die räumliche Situa-

tion ist jedoch wieder eindeutig formuliert. Der Aufenthaltsraum wird von den Bewohnern gemäß der intendierten Raumnutzung wahrgenommen, er wird zum Treffpunkt der Bewohneretage. So haben einige Bewohner den Raum nachmittags erneut aufgesucht, um sich vor die Fensterfront „in die Sonne“ zu setzen und ein Buch bzw. eine Zeitschrift zu lesen. Andere haben sich mit ihren Mitbewohnern, Praktikanten und/oder Schülern getroffen, um zu spielen. Auch hier ist erneut der Eindruck entstanden, dass jede Spielgruppe von einer eigenen gemeinschaftlichen Atmosphäre umhüllt gewesen ist, der ebenso eine vitalisierende Wirkung attestiert werden kann.

Eine weitere Besonderheit des SSZ zeigt sich darin, dass die Bewohner verschiedene Aufenthaltsräume mit unterschiedlichen Gestimmtheiten, aber eindeutig formulierten Raumsituationen zur Verfügung haben. Angrenzend an den Aufenthalts- und Speiseraum befindet sich das „Fernsehzimmer“, das in seiner sinnlichen Präsenz an ein Wohnzimmer erinnert. Der Fußboden ist mit einem dunkelroten Teppichboden versehen, auf dem zwei bequem wirkende Sofas, ein Deckenfluter und eine Schrankwand mit einem Flachbildfernseher stehen. An der Schwelle zwischen dem Flur und dem Fernsehzimmer prallen zwei hochdifferente Atmosphären aufeinander. Der Übergang der Atmosphären ist sehr deutlich zu spüren und kann somit nach Rauh (2012: 83–85) als brachialer Übergang bezeichnet werden. Die Hektik des Flures geht abrupt in die Ruhe des Fernsehzimmers über. Die Atmosphäre ist gedämpft und die warme, weiche und ruhige Gestimmtheit des Raums wirkt entschleunigend, wodurch der Raum zu einer Enklave der Ruhe und Entspannung wird. Auch wenn dieses Zimmer während der Beobachtung nicht besucht war, wurde mir von einer Altenpflegerin berichtet, dass das Zimmer tagsüber von den Bewohnern üblicherweise als Lese- und Rückzugsraum genutzt wird. Abends ändert sich die Verwendung des Raums. Das Zimmer wird zu einem weiteren Treffpunkt der Etage, in dem hauptsächlich Fußball im Fernsehen verfolgt wird. Diese Nutzung zeigt einerseits, dass die Bewohner den Raum offenbar auch als Wohnzimmer wahrnehmen und andererseits, dass Orte mit eindeutig formulierten Raumsituationen, bei denen die Gestaltung mit der Raumintention und die intendierte Nutzung stimmig ineinanderfließen, zu Treffpunkten werden können. Diese Orte sorgen für spürbare Abwechslung und können die Bewohner zum Wandern animieren (vgl. Borutta 2004: 109; Guzzoni 1999: 11). Des Weiteren können die Bewohner ein nach Büchern riechendes Bibliothekszimmer und/oder einen Computerraum nutzen. Die unterschiedlichen Räume stellen ein mannigfaltig gestimmtes Portfolio dar, das der leiblichen Ökonomie der Bewohner ein vielfältiges Angebot offeriert. Das Altenheim zerfällt u. a. durch die räumlich vielfältige Gestaltung in polyatmosphärisch gestimmte Orte, welche die Bewohner orientiert, rhythmisiert und somit im Wohnen unterstützen.

8.3 Die Wohnraumatmosphäre der Bewohner in Abhängigkeit von Halbdingen am Beispiel des Lichts

„Jeder architektonische Innenraum wird aus materiellen Baustoffen errichtet und ist dadurch in drei Dimensionen ausgedehnt: Länge, Breite, Höhe. Architekten sprechen aber auch von einer vierten Dimension der Architektur. Damit ist das Licht gemeint“ (Benad 2010: 10). Obwohl Licht durch „die ubiquitäre Permanenz des pragmatischen und ästhetischen Lichts“ (Hasse 2012a: 121) als gegeben wahrgenommen wird, wächst es zu einem Baustoff wie Stahl, Beton oder Glas heran, der die Aufenthaltsqualität eines Raums maßgeblich beeinflusst (vgl. Hoffmann 2013: 38; Hasse 2012a: 122–123; 133; Hasse 2012b; Böhme 2001b: 149–151; Böhme 2006: 67). Dennoch bleibt Licht ein Halbding, bei dem es, im Vergleich zu Volldingen keinen Sinn hat zu fragen, wo es in der Zeit seiner Abwesenheit gewesen ist (vgl. Schmitz 2011a: 29–30; Schmitz 1994: 80; Kapitel 2.1). Halbdinge erscheinen und verschwinden wieder, was insbesondere bei der künstlichen Beleuchtung von Räumen ersichtlich wird.

„Als Phänomen betrachtet, schlägt [das Licht, trotz seines flüchtigen Charakters, A. F.] unmittelbar ein wie der Blick, von dem man getroffen wird“ (Schmitz 2009b: 84–85).

Licht entfaltet seine Macht mit einem Schlag (vgl. Hasse 2012b: 38). Es ist ein dominanter Stimmungsgeber eines Raums³¹⁷ (vgl. Stidsen/Kirkegaard/Fisker 2009; Böhme 2001b: 153–154; Goethe 1810: 5). Licht bringt etwas Neues hervor, indem es die Dinge sprichwörtlich „in einem neuen Licht“ erscheinen lässt (vgl. Böhme 2001b: 154). Künstliches Licht wird üblicherweise zum Erhellen eines Raums eingesetzt, um Dinge sichtbar zu machen, sodass das Phänomen des künstlichen Lichts meist nach seiner Funktionalität und nicht nach seiner Wirkmächtigkeit beurteilt wird (vgl. Seel 1996: 67–69). Um die Auswirkungen des Lichts auf die Wohnraumatmosphäre analysieren zu können, muss vorerst der Charakter des Lichts bestimmt werden (vgl. Goethe 1810). Nachdem man bei Licht den Zugang weder über die Materialität noch über die Form findet, muss das Phänomen über seine „Taten“ (Goethe 1810: 5), seine Eigenschaften, insbesondere aber über die körperlich-leibliche Wirkung analysiert werden muss, die anschließend zu seinem Charakter führen³¹⁸ (vgl. Mahayni 2003: 34–35; 60).

³¹⁷ Oft ist man sich der Stimmungswirksamkeit der Beleuchtungsart erst dann bewusst, wenn diese geändert wird oder plötzlich nicht mehr vorhanden ist (vgl. Hasse 2012a: 122–123).

³¹⁸ Ähnliche Vorgehensweisen sind bei Schmitz und Welsch zu finden, die Uzarewicz et. al (2012: 31–32) in ihrem Artikel gegenübergestellt haben.

Eine neophänomenologische Betrachtung des Lichts

Als erste Eigenschaft des Lichts kann die Helle identifiziert werden, in dem Sinne, dass Licht Helle schafft – wenngleich Licht kein Synonym für Helligkeit ist (vgl. Böhme 2013: 8; Zwimpfer 2012: 1). Es spannt den Raum auf und hilft den Dingen, sich zu zeigen³¹⁹. Licht wird zum „Absolutum alles Erscheinenden“ (Böhme/Böhme 1996: 146), obwohl es sich dabei selbst nicht zeigt. In der Helle des Lichts kann man sich selbst zu den Dingen positionieren, Abstand erfahren, sodass der Raum spürbar an Weite gewinnt (vgl. Böhme 2001b: 146).

„Aus diesem Grunde bietet es sich auch an, diesen Raumtyp in Anlehnung an das Wort Lichtung den gelichteten Raum zu nennen. Denn auch eine Lichtung, ein im Walde freigeschlagenes Stück ist einerseits durch Abstände, also Abgrenzungen, und andererseits durch die Möglichkeit freier Bewegung bestimmt“ (Böhme 2001b: 147).

So kann die Aussage „Licht schafft Helle“ auch in „Licht schafft Raum“ abgeändert werden. Dies wird insbesondere bei Nebel, Rauch oder Staub deutlich. Licht schafft sich hier einen eigenen Raum, dem man einen phänomenalen Dingcharakter attestieren kann. Böhme (2001b: 149–151) definiert diesen als Lichtraum, bei dem sich aber nicht das Licht zeigt, sondern der Nebel bzw. der Staub im Licht erscheint (vgl. Schielke 2013: 35–37; Liedtke/Popp 2012: 3; Kreimer 2010: 184–191). Wird ein Raum erhellt, nimmt man zu Beginn lediglich die Helle wahr, aus der sich die Erscheinung des Raums konstituiert³²⁰ (vgl. Böhme 1998: 36). Die Helligkeitsekstase wird deshalb zur „Ur-Ekstase“ (Goethe 1810: 38–39) des Lichts³²¹, da ohne Helle die anderen Eigenschaften des Lichts ihre ekstatische Wirkung nicht entfalten können (vgl. Mahayni 2003: 35; Böhme 2001b: 153–154). Neben der angenehmen Helle, die die Umgebung erscheinen lässt, gibt es auch die unangenehme, gleißende, blendende Helle, die in der epikritischen Grelle³²² als absolutes Hier empfunden wird. Sie nimmt dem

³¹⁹ „Wenn wir sehen, dann weil Helle da ist. Helle schafft uns erst die Sichtbarkeit. Die wesentlichste Eigenschaft der Helle ist also identisch mit unserem Sehen selbst: ist die Erscheinung der Sichtbarkeit: die Sichtbarmachung“ (Heimendahl 1961: 107).

³²⁰ Ähnliches kann man auch nach dem Aufwachen beobachten. Die erste Erfahrung ist, dass es hell ist, was sogar noch mit geschlossenen Augen erfahren werden kann (vgl. Böhme 1998: 36).

³²¹ Helle ist die einzige reine Ekstase des Lichts ist. Die folgenden sind definitorisch „nur“ Sekundärekstasen, da diese eigentlich Ekstasen der Helle sind. Indem es Helle aber nicht ohne Licht gibt, werden diese zugleich dem Licht zugesprochen.

³²² Grelle ist aber nicht zwangsweise ein Überschuss an Helle, sie ist eine Wahrnehmungsqualität der Helle, sodass deutlich wird, dass das „In-der-Helle-sein“ nicht immer mit gespürter

Wahrnehmenden, wie auch die absolute Finsternis, den Orientierungsraum und spricht dem Raum trotz der Helle jegliche Aufenthaltsqualität ab (vgl. Schneider 2004: 47).

Obwohl die Lichtquelle der Ursprung des Lichts und somit der hellste Ort der Helle ist, muss die Lichtquelle von dem Phänomen Licht strikt unterschieden werden (vgl. Mahayni 2003: 87; Böhme 1998: 39; Heimendahl 1961: 107). Betrachtet man die Lichtquelle genauer, wird die Richtungsgebundenheit des Lichts von der Quelle in den Raum ersichtlich. Obwohl Licht immer mit Helle einhergeht, negieren sich Licht und Dunkelheit nicht³²³, solange die Dunkelheit keine absolute ist³²⁴. Dies kann u. a. durch Lichtpunkte – Kontroll-LEDs, Nachlichter aber auch Sterne – erfahren werden. Die Lichtpunkte werden als Licht ohne Helle, als eine Art Distanzerfahrung der Helle erfahren und als „Lichter im Raum“ bezeichnet³²⁵ (vgl. Mahayni 2003: 88; Böhme 2001b: 151–152). Sie sind zwar ebenso phänomenale Lichter, deren Helle aber nicht ausreicht, um den Raum zu lichten (vgl. Böhme 2001b: 151–153; Heimendahl 1961: 107–108). Lichter im Raum schaffen im Vergleich zur Helle zwar keinen Abstandsraum zwischen Wahrnehmenden und den Dingen, dennoch verliert die Dunkelheit ihre Bedrohlichkeit, da die Lichtpunkte der Finsternis³²⁶ ihren absoluten Charak-

Weitung einhergeht (vgl. Hering/Schröder 2013: 22). Stidsen et al. (2009: 15) bezeichnen diesen Effekt der Grelle als „Flash blindness“, der als sehr unangenehm empfunden wird.

³²³ „Helle und Dunkel [sic!] sind komplementärer Urgegensatz. Aber die Helle ist Produkt des Lichts, das sich (wie im Licht der Gestirne) als universales Weltlicht inmitten der universalen Dunkelheit behauptet, ohne – wie die Helle durchs Dunkel in unserer Welt von der Dunkelheit verdrängt werden zu können. Reflektieren wir auf einer abstrakten Einsichtsstufe, so beweist gerade die Lichthelle in unserer Welt, daß Licht nicht nur da ist, wo die Lichtquelle leuchtet, sondern daß es – unsichtbar – durchs Dunkel strahlt“ (Heimendahl 1961: 108).

³²⁴ Ein Spaziergang im Mondschein findet definitionsgemäß in der Dunkelheit statt, dennoch ist Licht und eine gewisse „Resthelle“ vorhanden.

³²⁵ Diese beiden Eigenschaften des Lichts – Licht als Quelle und Licht als Helle – stellen für Heimendahl (1961: 108) dessen Axiome dar.

³²⁶ Auch in der Finsternis, in der absoluten Dunkelheit, wird der Raum erfahren, indem der Wahrnehmende von der Finsternis umhüllt wird, die ihm seine eigene Vulnerabilität bewusst macht (vgl. Böhme 2001b: 147; Böhme 1998: 39). „Dunkelheit wirft das Subjekt auf sein absolutes Hier zurück, indem es ihm den Orientierungsraum nimmt“ (Mahayni 2003: 88). Der Raum wirkt durch die Dunkelheit bedrohlich und gefährlich. Selbst die Sinne werden durch sekundärsynästhetische Wahrnehmungen getrübt und getäuscht, sodass man nicht mehr bewusst urteilen kann. Geräusche werden anders, teils intensiver wahrgenommen und können aufgrund der fehlenden Orientierung nicht mehr genau lokalisiert werden (vgl. Hauskeller 1995: 83–89).

ter nehmen. Helle und Dunkelheit sind demnach nicht dichotom verteilt, vielmehr sind es die Pole eines Helle-Dunkelheit-Kontinuums. Nur zwischen den Polen, im Helligkeitsspektrum der „Trübe“ (Goethe 1810), sorgt Licht für Orientierung³²⁷, sodass das Kontinuum von dem absoluten Hier der absoluten Helle bis zum absoluten Hier der absoluten Dunkelheit reicht.

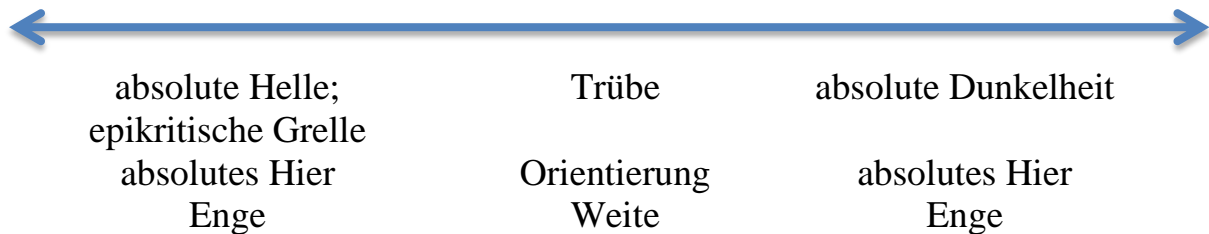


Abbildung 6: Hell-Dunkel-Kontinuum (eigene Darstellung)

Durch das Kontinuum zeigt sich, dass Dinge nur erscheinen können, wenn in der Helle immer noch ein Teil der Finsternis als relative Dunkelheit erhalten bleibt (vgl. Böhme 2001b: 154). Durch die Richtungsgebundenheit des Lichts werfen Dinge Schatten. Ist der Kontrast zwischen gelichtetem Raum und Schattenraum besonders groß, können die dunklen Ecken geheimnisvoll, befremdlich, wenn nicht sogar bedrohlich wirken. Die Finsternis bringt dann Zweifel und Unbehagen in den gelichteten Raum. Doch auch ein schattenloser Raum wirkt befremdlich und zweidimensional, sodass sich erst das Spiel zwischen dem Licht- und Schattenraum positiv auf die dreidimensionale Raumwahrnehmung³²⁸ und die Sicherheit im Raum auswirkt³²⁹ (vgl. Schielke 2013: 35–36; Holfeld 2013: 99–100; 178; 189; Uzarewicz 2006b: 144–145).

Licht hilft den Dingen sich zu zeigen und gibt dabei einen Teil seiner Ekstasen an die Dinge ab, was Böhme (2001b: 153–154) als „Licht auf den Dingen“ bezeichnet. Die abgegebenen Ekstasen des Lichts verändern dabei die dinglichen Ekstasen und damit die sinnliche Präsenz des Raums. Das ist der transformatori-

³²⁷ Das Erscheinen der Umgebung geht dabei zugleich mit Erkenntnis einher, was sich auch in der sprachlichen Metaphorik zeigt. Man muss „Licht ins Dunkel bringen“, um nicht „im Dunkeln zu tappen“. Liedtke und Popp (2012: 3) gehen soweit, dass sie die These aufstellen, alles sei eine Metaphorik des Lichts, da selbst Sprache ein Lichten im Sinne der Wahrheitsfindung und der Erkenntnisgewinnung ist. So verschmilzt Licht und Erkenntnis zu einem untrennbaren Paar.

³²⁸ Schatten können auch wie sichtbare Grenzen und Konturen wirken, die als Gestaltverlauf gespürt werden (vgl. Hasse 2009: 28–32).

³²⁹ Darin zeigt sich die Ambivalenz der Dunkelheit, die sowohl als orientierungsspendende Sicherheit als auch als befremdliche Bedrohung empfunden werden kann.

sche Charakter des Lichts (vgl. Mahayni 2003: 89; Goethe 1810: 24; 60). Es wirkt auf die synästhetischen Charaktere und verändert die Farbwahrnehmung, sodass jedes Licht die Farben der Umgebung individuell hervorbringt³³⁰. Das Hell-Dunkel-Kontinuum steht damit in Verbindung zu einem Farbwiedergabe-Kontinuum, das sich durch die Beschaffenheit der Trübe verändert (vgl. Goethe 1810: 5). Die sinnliche Präsenz des Raums besteht somit immer aus den dinglichen Ekstasen, die sich im Erscheinen gemäß dem Licht verändern. Eine „neutrale“ Illumination, die die Umgebung so erscheinen lässt, wie sie tatsächlich ist, ist eine Illusion (vgl. Böhme 2013: 2; Mausfeld 2012: 207). Licht grundiert demnach stets die Wahrnehmung der Welt und die affektive Teilnahme des Menschen an der Welt (vgl. Böhme 2001b: 154; Böhme/Böhme 1996: 146). Die synästhetischen Charaktere des Lichts werden zu Charakteren der Atmosphäre, denn erst die Beleuchtung lässt einen Raum warm oder kalt, weich oder hart, lieblich oder düster wirken³³¹ (vgl. Böhme 2001a: 154–157; Kümmerlen 1929: 36). Bedenkt man nun, dass Stimmungen nach Schmitz (2009a: 57–59) in Bewegungssuggestionen und synästhetische Charaktere zergliedert werden können, wird hier der Grund der besonderen Stimmungswirksamkeit des Lichts deutlich. Während die Helle des Lichts die Umgebung und somit das *Was* erscheinen lässt, stellen die synästhetischen Charaktere des Lichts das qualitative *Wie* der Erscheinung dar.

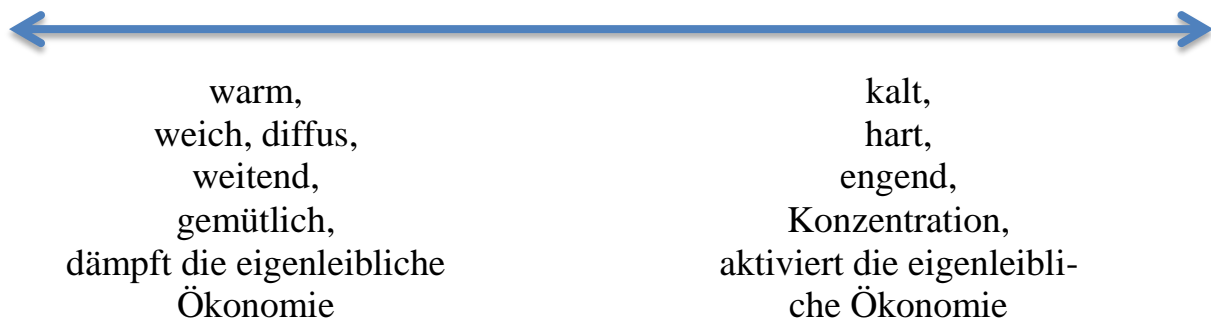


Abbildung 7: Synästhetisches Kontinuum (eigene Darstellung)

³³⁰ Dies wird in den Naturwissenschaften mit dem Farbwiedergabeindex (R_a) ausgedrückt (vgl. Zwimpfer 2012: 190; Licht.de 2012: 34; Benad 2010: 44–49; Mausfeld 2007; 2001; Böhme 2006: 103). „Ein R_a -Wert von 100 bedeutet beispielsweise, dass die Farben des Objekts, die bei künstlicher Beleuchtung wahrgenommen werden, identisch sind mit den Farben, die bei natürlicher Beleuchtung wahrgenommen werden“ (Licht.de 2012: 41). Obwohl die Lichtfarben gleich sind, kann die Farbwiedergabe differieren (vgl. Licht.de 2010: 42).

³³¹ Ein Raum, der mit Hilfe von kaltweißem Licht erleuchtet wird, wirkt weitaus ungemütlicher und steriler als einer, der mit warmweißem Licht erhellt wird. Je geringer die Farbtemperatur desto wärmer wirkt der Raum (vgl. Holfeld 2013: 38; Hering/Schröder 2013: 22; Luchs 2011: 79).

Ferner hat Licht eine anziehende Wirkung und erweckt Aufmerksamkeit. Werden Dinge u. a. von einer Akzentuierungsbeleuchtung direkt angestrahlt, gibt Licht einen Teil dieser Anziehungskraft an die Dinge ab. „Das Licht [auf den Dingen, A. F.] zieht automatisch den Blick auf sich“ (Wilhide/Krabbe 2007: 70), sodass man dem Licht eine gewisse Zudringlichkeit³³² zusprechen kann (vgl. Böhme 2001b: 142). Die angestrahlten Dinge bekommen eine erhöhte atmosphärische Dominanz übertragen und werden zu privilegierten Gegenständen. Zudem verleihen Akzentuierungsbeleuchtungen dem Raum unterschiedliche Helligkeitsgrade und setzen Orte. Während monoton ausgeleuchtete Räume tendenziell ermüdend wirken, können die unterschiedlichen Helligkeitsstufen den Menschen rhythmisieren³³³ (vgl. Uzarewicz 2009: 14; Mahayni 2003: 51; 96; 107). Doch auch das Licht selbst hat eine rhythmisierende Wirkung, da sich das Spektrum der Trübe sowohl während des Tag-Nacht- aber auch mit dem Jahreszeitenrhythmus verändert, sodass insbesondere das Sonnenlicht den Leibrhythmus³³⁴ mit dem Weltrhythmus synchronisiert.

Die hier explorierten Taten und Ekstasen des Lichts fließen in seinem Charakter zusammen³³⁵. Deren Konglomerat führt dabei zum medialen Charakter, durch den das Licht seine „große Macht über das emotionale Raumerleben“ (Hasse 2012a: 21) entfaltet. Durch den Charakter des Lichts wird es zu einem Medium, sodass man die Umgebung immer mit und durch das Licht wahrnimmt.

„Die in mannigfachster Weise zu erreichende Lichtatmosphäre variiert den Raum; die Darstellungen erhalten durch die Beleuchtung eine charakteristische Stimmung [...]; aus dem Raum strömt eine gleichmäßige Stimmung aus, die ganze Raumdarstellung steht etwa unter einem ‚gedämpften‘ Licht. Wir finden, daß die Raumgegenstände in regelmäßigem Licht ‚erstrahlen‘; der Raum erscheint etwa ‚lieblich‘ oder ‚düster‘. Die reine Beleuchtung erzeugt ein Fluidum zwischen

³³² Licht ist in fast allen Religionen eine „absolute theomorphe Metapher“ (vgl. Böhme 1996: 8; Böhme/Böhme 1996: 146-149; Spam 1990: 81). Das Erscheinen von Gott ist immer luminöse Epiphanie, weshalb die besondere Zudringlichkeit oft mit dem numinosen, mythologischen Charakter des Lichts in Verbindung gebracht wird (vgl. Hasse 2012a: 21; 125; Seeligmann 2004: 404; Böhme 2001b: 153–154).

³³³ Besonders exponierten Orten kann eine ähnlich anziehende Wirkung zugesprochen werden, sodass sie zum Treffpunkt werden (vgl. Hasse 2012a: 125; Böhme/Böhme 1996: 146; Hauskeller 1995: 53–54).

³³⁴ Der Leibrhythmus wird in den Naturwissenschaften mit der inneren Uhr des Menschen beschrieben (vgl. Paul 2012: 266; Çakir 2010: 6; Wojtysiak/Lang 2010: 18; Cajochen 2005: 1481).

³³⁵ Ähnlich wie die Charaktere der Atmosphären nach Böhme (2013: 9) ineinander verlaufen, verschwimmen auch die Ekstasen des Lichts miteinander.

den einzelnen Darstellungsgebilden. In dem in ätherischer Helligkeitwirkung dargestellten Raume ist ein bestimmter Stimmungsgehalt eingeschlossen“ (Kümmerlen 1929: 36).

Das Licht greift in den Gefühlsraum der Menschen ein und beeinflusst ihr Befinden und ihr Verhalten³³⁶, sodass es zu einem wesentlichen, wenn nicht gar dem wesentlichsten Faktor des gestimmten Raums wird, der die Lebensqualität und das Wohlbefinden aller Menschen gleichermaßen beeinflusst (vgl. Kreimer 2010: 184).

Exemplarische Implikationen für die Praxis

Aufgrund seines medialen Charakters wandelt Licht die atmosphärische Wirkung eines Raums auch ohne physische Veränderungen temporär ab (vgl. Böhme 2013: 9; Licht.de 2012: 34; Hasse 2012a: 123; Böhme 2002: 46–47). Dies bietet sich insbesondere für Altenheime an, die häufig durch eine multiple Raumnutzung gekennzeichnet sind. Wie bereits in Kapitel 8.2 ausgeführt, stehen die räumliche Situation und die quasi-objektive Gestimmtheit eines Raums in einem festen Verhältnis zueinander, sodass die Räume gemäß ihrer Nutzung spürbar transferiert werden müssen (vgl. Uzarewicz 2013b: 143–160; Hauskeller 1995: 42). Diese Transformation kann dabei durch viele verschiedene gestalterische Elemente unterstützt werden, von denen ich nun hauptsächlich das explorierte Phänomen Licht³³⁷ herausgreife.

In gleichmäßig ausgeleuchteten Räumen ist die Tiefenwahrnehmung eingeschränkt. Es sind nur wenig Schatten und Konturen zu sehen, sodass sich Entfernungen oft nicht richtig einschätzen lassen und sich das Sturzrisiko erhöht.

³³⁶ Während sich Böhme (2002; 2001b) in seiner Phänomenologie des Lichts auf das erscheinende Licht beschränkt, kann hier dennoch auch das infrarote Licht subsumiert werden. Dieses bringt den Raum zwar nicht zum Erscheinen, wenngleich die synästhetischen Charaktere in den Gefühlsraum des Menschen eingreifen.

³³⁷ Mit dem Aufgreifen des Lichts als Gestaltungsinstrument wird zudem der aktuelle Illuminationsdiskurs aufgegriffen, bei dem das mangelnde Lichtbewusstsein kritisiert wird (vgl. Hasse 2012a: 134). „Das drückt sich nicht zuletzt in einer Beschränkung des Illuminationsdiskurses auf technische Fragen und feuilletonistische Kommentare aus. Damit vertieft sich der epistemische Graben zwischen Herstellungs- und Wirkungswissen auch auf der Seite der Lichtgestalter, so dass Kompetenzprofile der Intuition solchen psychologisch bzw. phänomenologisch reflexionsorientierter Professionalität gegenüberstehen. Für den Rezipienten, der als Affizierungs-Objekt (und nicht als entscheidungskompetentes Subjekt) angesprochen wird, ist diese Differenzierung von marginaler Bedeutung. Solange dieser über kein Wissen zur Entdeckung des Zusammenhangs von atmosphärischer Suggestion und subjektiver Stimmung verfüge, kommen professionelle Intuitionisten mit ihren Arrangements ebenso an ihr Ziel der Dissuasion wie professionelle Reflexionisten“ (Hasse 2012a: 134).

Zudem wird die Erlebnisqualität unangenehm beeinflusst (vgl. Holfeld 2013: 99–100; 178; 189, Benad 2010: 10–17). Einzelne Wand- und Deckenlichter in Kombination mit Akzentbeleuchtungen gliedern den Raum in unterschiedliche Helligkeitsstufen³³⁸ (vgl. Walden/Borrelbach 2006: 53). Sie setzen Orte. Die einzelnen Abschnitte wirken im Sich-Bewegen auf das gestische Urphänomen des Hier und Dort. Im Vorbeigehen entsteht ein Wechselspiel zwischen Enge und Weite, das aktivierend auf die leibliche Ökonomie wirkt³³⁹ (vgl. Schielke 2013: 36; Meisenheimer 2004: 25). Die Leiblichkeit des Sich-Befindenden wird in der Gegenwart positioniert, was neben der örtlichen zugleich die zeitliche Orientierung des Bewohners fördert (vgl. Kaiser 2014b: 134–141; Hasse 2012a: 125; Meisenheimer 2004: 25; Steinmann 1997: 46). Insbesondere bei der Gestaltung eines Altenheims muss sowohl die Rhythmisierung der leiblichen Ökonomie der Pflegenden als auch die der Bewohner ein wichtiges Ziel sein, da in den westlichen Industriestaaten die Menschen rund 92 % ihrer Lebenszeit im Inneren von Gebäuden verbringen und sich zum Großteil der rhythmisierenden Wirkung des Tageslichts entziehen (vgl. Hammer/Radinger 2013: 202; Schierz 2005: 32). Obwohl ich für Bewohner eines Altenheims keine Erhebung mit operationalisierten Zahlen gefunden habe, liegt die Vermutung³⁴⁰ nahe, dass der prozentuale Anteil, den diese Menschen im Inneren eines Gebäudes verbringen, noch deutlich erhöht sein wird. Insbesondere in Altenheimen früherer Generationen leben die Bewohner in biologischer Dunkelheit³⁴¹, was zu einer Desyn-

³³⁸ Diese Zergliederung in verschiedene Abschnitte kann auch eingesetzt werden, um die Sogwirkung eines Flures zu entkräften und diesen zu entschleunigen. Eine „allgemeine, zentral und gleichmäßig an der Decke befestigte Beleuchtung [ist, A. F.] nicht genügend“ (Walden/Borrelbach 2006: 53). Hierzu auch die Normierungen und Vorschriften der Beleuchtungsintensität nach DIN 5034 und DIN 5035 für die Gewährleistung der Barrierefreiheit, die natürlich durch ästhetische Gestaltung nicht beeinträchtigt werden darf. Die Beleuchtung darf den Raum weder gleichmäßig ausleuchten, noch darf sie diesen dunkel, duster oder bedrohlich wirken lassen (vgl. Uzarewicz 2012: 130; Hasse 2012a: 125).

³³⁹ „Monochromer Farbeinsatz nach dem Parkhausprinzip, der den Heimbewohner immer wieder in vermeintlich orientierungsförderlichen blau, rot, grün und gelben Wohnbereich dauerhaft mit einem einzigen Farbton konfrontiert“ (Kaiser 2014b: 134) schwächt hingegen diese Rhythmisierung deutlich ab, sodass neben einem Beleuchtungs- auch die Forderung nach einem Mehrfarbenkonzept abgeleitet werden kann. „In der natürlichen Umgebung gibt es so gut wie keine einfarbigen (monochromen) Farben. Das Grün des Waldes setzt sich aus zahlreichen unterschiedlichen Grün-Nuancen zusammen. Das Auge ist aufgefordert, differenziert wahrzunehmen und ermüdet dadurch weniger leicht als beim Betrachten eintöniger Flächen“ (Dörpinghaus/Fleischer 2011: 84). Unterstützend können Orientierungspunkte, wie die Stockwerksnummern, Türen etc., insbesondere durch Licht- und Farbkontraste hervorgehoben werden, sodass jeder Bewohner auch sein eigenes Heim finden kann (vgl. Kaiser 2014b: 124–125; Holfeld 2013: 99–100; 178; 189; Uzarewicz 2006b: 144–145).

³⁴⁰ Hierzu auch Heinzelmann (2004: 114).

³⁴¹ Veraltete Beleuchtungssysteme, wie sie oft in Altenheimen noch vorzufinden sind, erhellen die Umgebung mit einer geringeren Intensität als der vom Bayerischen Landesamt für

chronisation vom Leib- und Weltrhythmus führen kann. Schlafstörungen durch einen verschobenen Tag-Nacht-Rhythmus, Erschöpfungszustände mit der Erschlaffung des vitalen Antriebs, aber auch aggressives, renitentes Verhalten³⁴² können die Folgen sein (vgl. FITLicht e.V. 2009: 4; Durst 2012: 4).

Neben den künstlichen Beleuchtungen erhellen Fenster Innenräume mit Tageslicht. Sie lassen die Umgebung gemäß des Tag-Nacht-Rhythmus erscheinen und fördern somit die Synchronisierung des Leibrhythmus mit dem Weltrhythmus. Während neuartige biochemisch wirksame Lampen zwar den Tag-Nacht-Rhythmus imitieren können und somit ebenso zur Rhythmisierung beitragen, können Bewohner durch die Fenster zudem den Rhythmus des Jahreszeitenwechsels, aber auch den der Menschen oder Pflanzen beobachten. Fenstern kommt dadurch eine deutlich höhere orientierungsfördernde³⁴³ und rhythmisierende Wirkung als den biochemisch wirksamen Lampen zu, zumal sie auch selbst den Raum aufgrund der Enge-Weite-Suggestion in unterschiedliche Abschnitte teilen (vgl. Uzarewicz 2012: 129; Uzarewicz. 2009: 25; Meisenheimer 2004: 33–43; 80). Selbst beim Blick aus dem Fenster³⁴⁴ gibt es etwas zu entdecken, was die Aufmerksamkeit auf sich zieht und zum Innehalten, zum Verweilen³⁴⁵ einlädt (vgl. Tessin 2008). Künstliche Beleuchtungen können zwar

Arbeitsschutz, Arbeitsmedizin und Sicherheitstechnik (LfAS 2004: 6) geforderten 500 Lux, die zur Rhythmisierung des vitalen Antriebes nicht ausreichen. Schierz (2005: 32) sieht sogar die empfohlenen 500 Lux als biologische Dunkelheit. Inwiefern sich biochemisch wirksame Beleuchtungen, die den Tagesrhythmus simulieren, auf die Entstehung atmosphärischer Inseln auswirken, muss in weiterer Forschung überprüft werden.

³⁴² Die „Erhöhung der Lichtstärke auf 500 Lux [führt, A. F.] zu einem nachhaltigen Abbau des aggressiven Verhaltens der Bew.[ohner] und zu einem Rückgang der zuvor beobachtbaren Depressionen“ (Damkowski et al. 1994: 224).

³⁴³ Das Überwerfen einer Tagesdecke über das Bett, wenn sich das Zimmer vom Schlafraum zum Wohnraum wandelt, unterstützt den Tag-Nacht-Rhythmus und komplettiert die Inszenierung. Bei bettlägerigen Personen kann durch den Kleiderwechsel und die Bettgestaltung der Tag-Nacht-Rhythmus und dadurch auch der leibliche Rhythmus zusätzlich unterstützt werden. Ändert sich die Kleidung gemäß den Jahreszeiten (Winter/Sommer), wird zudem die Jahreszeitenrhythmik unterstützt (vgl. Linck 2002: 53). Dadurch kann es gelingen, dass insbesondere verwirrte Bewohner ihren physiologischen Tag-Nacht- und Jahreszeiten-Rhythmus wiederfinden (vgl. Vandahl et al. 2009: 14).

³⁴⁴ Hier kann nicht nur der Blick in die Ferne schweifen, sondern auch die Gedanken können sich kreativ entfalten, denn „freier Blick ist Macht, versperrter Blick ist Ohnmacht“ (Meisenheimer 2004: 82).

³⁴⁵ Benad (2010: 82) gliedert die Räume nach ihrer Verweildauer. Treppenhäuser und Flure ordnet er der kurzen Verweildauer, Besprechungsräume und Cafeterien der mittleren und Be-

keine Fenster ersetzen, sie können aber ihre anziehende Wirkung ergänzen. Werden die Orte des Verweilens, die durch Fenster geschaffen werden, mit Hilfe von warmen, weichen Beleuchtungen zu Lichtinseln inszeniert und durch gemütliche Sitzmöbel komplettiert, lässt sich ihre anziehende Wirkung weiter steigern. Sie werden zu Treffpunkten, zu Orten der Begegnung und der Konversation³⁴⁶, an denen sich gemeinschaftliche Situationen ausprägen und gemeinschaftliche Atmosphären bilden können (vgl. Schittich 2013: 7; 36).

Während der Flur, die Speise- und Aufenthaltsräume der Bewohneretage halböffentliche Bereiche sind, stellt das Bewohnerzimmer den Privatraum, das eigene Refugium dar, das Geborgenheit und Ruhe ausstrahlen soll. Eine warme, weiche, wohlige Beleuchtung verleiht dem Raum eine gemütliche Atmosphäre, die durch Ingression auf die Bewohner übergehen kann (vgl. Walden/Borrelbach 2006: 52; Mahayni 2003: 86; 2002). Mehrere Beleuchtungsquellen³⁴⁷ mit unterschiedlichen Lichtintensitäten und -farben bieten die Möglichkeit, dass die quasi-objektive Gestimmtheit des Bewohnerzimmers an den jeweiligen Programmraum angepasst werden kann – kurz: dass das Bewohnerzimmer gemäß seiner Nutzung gestimmt werden kann. Dabei wird deutlich, dass sich ein Raum durch eine individualisierbare Beleuchtung dem Bewohner anpasst und nicht der Bewohner sich dem Raum anpassen muss (vgl. Fromm 2012: 71; Loderer 2007). Zudem bietet die Variation der Beleuchtungssituation die Möglichkeit, den Raum auch temporär in einen Arbeitsraum zu verwandeln, ohne ihn dabei physisch verändern zu müssen. In einem Bewohnerzimmer, insbesondere bei pflegebedürftigen Menschen, laufen zwei weitgehend divergente Raumintentionen ineinander. Einerseits ist es der Wohnraum des Bewohners, andererseits der Arbeitsraum der Pflegenden. Dieser intentionale, aber unvermeidbare Wechsel kann durch Beleuchtungskonzepte begleitet werden, die die sinnliche Präsenz

wohnerzimmer der langen Verweildauer zu. So ist das Verweilen im Flur ein kurzes Verweilen im Sinne des Innehaltens, wogegen das Verweilen im Bewohnerzimmer als ein langes Verweilen zu verstehen ist.

³⁴⁶ Soziale Kommunikation ist ein wesentlicher Bestandteil, der sich auf das subjektive Wohlbefinden auswirkt (vgl. Mees/Slaets 2012; Klinger 2005: 74; Fiehler/Thimm 2003: 7; Maderthaner 1998: 483–508).

³⁴⁷ Unterschiedliche Beleuchtungen in Kombination mit dem gezielten Einsatz von Oberflächenqualitäten sind dafür die effektivsten Methoden, um die quasi-objektive Gestimmtheit eines Raumes anzupassen. „Viel natürliches Licht [...] und eine individuell beeinflussbare künstliche Beleuchtung können dem Licht viel von seinen Wirkungen als Stressor nehmen und es als Stimulans erscheinen lassen“ (Çakir 2010: 12).

des Raums in Anlehnung an die Archetypen³⁴⁸ nach Benad (2010: 10–15) transferieren. Indem der Raum in erster Linie ein Privatraum und erst nachgeordnet ein Arbeitsraum ist, müssen die Pflegenden diesen beim Betreten als fremden Privatraum erfahren können. Die Zimmertür trennt dabei die beiden zwei Sphären voneinander (vgl. Uzarewicz 2012: 132; Wellbery 2011: 159; Schmitz 2005a: 224). Evoziert die Beleuchtung auf jeder Seite der Tür eine andere Gestimmtheit, betont sie die Trennung zwischen Hier und Dort, Innen und Außen, aber auch von Eigen und Fremd (vgl. Meisenheimer 2004: 25). Während der Flur klare Strukturen und eine helle Beleuchtung benötigt, können die Lichtverhältnisse in einem Bewohnerzimmer weicher, wärmer, diffuser und gemütlicher sein.

Eine anpassungsfähige Beleuchtungsinstallation kann den Raum nach dem Eintreten der Pflegekraft spürbar verändern, ohne den Identifikationsraum des Bewohners zu zerstören (vgl. Holfeld 2013: 38; Meisenheimer 2004: 25). Die gemütliche, warme und weiche Beleuchtung des Bewohnerzimmers wird in einem fließenden, schleichenden Übergang tendenziell heller und kälter. Ferner kann sie dem Zimmer zusätzliche, klare Linien verleihen, die Assoziationen zu einem Arbeitsraum wecken³⁴⁹ (vgl. Holfeld 2013: 99; Benad 2010: 10–15). Die epikritischen Tendenzen der Veränderung können Orte der Konzentration, der Aktivierung, aber auch der Kommunikation hervorbringen, was sich die Pflegenden insbesondere bei der ressourcenfördernden Anleitung eines Bewohners zu Nutzen machen können (vgl. Benad 2010: 81–83; Meisenheimer 2004: 107). Akzentuie-

³⁴⁸ Benad (2010: 12) definiert vier Archetypen des gestimmten Raumes. Als ersten Archetypus beschreibt er die „White Box“ mit linear-geometrischen Formen, die intellektuell leicht durchschaubar ist. Der Raum wirkt nüchtern, sachlich und objektiv und ist hell ausgeleuchtet. Die Wände des Raumes haben keine klar erkennbare Struktur, sodass die Dinge im Raum die stimmenden Hauptelemente darstellen. Im Gegensatz dazu kategorisiert er die „Wolke“ als kontrastarmen zweiten Archetypus. Dieser Raum ist tendenziell überbelichtet, wodurch er sich überwiegend konturlos, beinahe als amorphe, lichtdurchflutete Sphäre zeigt. Dinge verschwimmen mit dem Hintergrund. Eine Überbelichtung schließt zwar die Geborgenheit nicht kategorisch aus, obwohl sie der Geborgenheit nicht förderlich ist. Als „Höhle“, den dritten Archetypus, bezeichnet Benad einen Raum, in dem Geborgenheit spürbar ist. Die Beleuchtung ist eher gedämpft, die Wände vermitteln einen deutlich taktilen Charakter, der durch das gespürte Umhüllt- bzw. Umschlossensein auch beengend und bedrückend wirken kann. Den letzten Archetypus des gelichteten Raumes bildet der sog. „Kulturraum“, der sich durch punktuelle Erhellungen in der Dunkelheit verliert, wodurch ihm eine geheimnisvolle Grundstimmung inhärent ist.

³⁴⁹ Helle Räume stehen für helle Stimmung, waches Denken und Erkennen (vgl. Holfeld 2013: 99). Standardisierte Abläufe und Handlungen, die in einem gewissen Maß benötigt werden, schränken die Entfaltung des Leibes und somit die Kreativität ein, sodass ein ausgewogenes Verhältnis von Freiheit und Standardisierung anzustreben ist (vgl. Baumann 2007: 7; Meisenheimer 2004: 105).

rende Beleuchtungen heben das Arbeitsfeld der Pflegenden weiter hervor (vgl. Benad 2010: 5-6; Bohnet-Joschko et al. 2007: 185). Während den Arbeitsmaterialien dadurch eine erhöhte atmosphärische Dominanz verliehen wird, werden die privaten Gegenstände und Einlebungspartner des Bewohners „in den Schatten“, in den „negativen Raum“ (Tritthart 2013: 14) verschoben, was einem effizienten und konzentrierten Arbeiten förderlich ist. Nach dem Verlassen der Pflegekraft wird die ursprüngliche Gestimmtheit wieder hergestellt und das Zimmer wird spürbar wieder zum gemütlichen Wohnraum des Bewohners.

9 Zusammenfassung und Ausblick mit einer kritische Betrachtung des Vorgehens

Am Ende dieser Arbeit möchte ich die Gelegenheit nutzen, die Erkenntnisse kritisch zu beleuchten und die Konsequenzen, Empfehlungen und Forderungen für die Praxis komprimiert herauszustellen. Anknüpfend an den von Uzarewicz (2009) veröffentlichten Aufsatz „Kann man in einem Altenheim wohnen?“ bin ich der Frage nachgegangen, wie die Bewohner von zwei exemplarisch untersuchten Altenheimen ihre Wohnsituation erleben. Durch die verwendete Methodentriangulation mit der methodologischen Erweiterung um die leibphänomenologische Perspektive in Kombination mit der Auswahl der Altenheime und Probanden nach dem *extreme case sampling* haben die Ergebnisse an Validität gewonnen, sodass sie sich auch „gegenüber den theoretisch-analytischen und empirischen Wissenschaften als widerstandsfähig [...] und intersubjektiv nachvollziehbar“ (Dörpinghaus 2013: 380–381) erweisen (vgl. Diekmann 2010: 560).

Bei der Reflexion über die Herangehensweise stellt sich die Frage, ob sich ein Forscher ohne eigene Pflegesozialisation besser von den bekannten Prozessen lösen und weitere Besonderheiten explorieren hätte können³⁵⁰. Da ich von den Pflegenden – bevor sie mir das nötige Vertrauen entgegengebracht haben – u. a. auch fachlich geprüft worden bin, habe ich meine eigene Pflegesozialisation als unterstützend empfunden. Des Weiteren müssen die Zeitpunkte der Erhebungen kritisch betrachtet werden. Eine fortlaufende Erhebung war zwar geplant, hat sich aber aufgrund der Rahmenbedingungen nicht realisieren lassen. Die Erhebungen im SuP habe ich in der Vorweihnachtszeit durchgeführt. „Weihnachten ist [eigentlich, A. F.] das Fest der Familie“ (Wulf et al. 2011: 41), sodass diese Phase des Jahres als eine besonders emotional aufgeladene Atmosphäre identifiziert werden kann. Wie sich in den Gesprächen herausgestellt hat, verbringen die meisten Bewohner Weihnachten getrennt von ihren Familien. Einige Bewohner beschreiben, dass sie froh sind, wenn diese Zeit vorüber ist, da sie insbesondere in der Vorweihnachtszeit an vergangene Weihnachtsfeiern zurückerinnert und sentimental werden. Die Weihnachtsstimmung bleibt als Diskrepanzerfahrung in der Atmosphäre vorhanden und verdeutlicht den Bewohnern ihr eigenes Gestimmtsein. Der aufsteigende, drückende Charakter verbreitet sich in ihrem Gefühlsraum, begleitet sie während der gesamten Vorweihnachtszeit und färbt ihre Wahrnehmung sekundärsynästhetisch. Die Erhebungen im SSZ habe ich im März des Folgejahres begonnen, was insbesondere bei einer komparativen Auswertung zu einer Verzerrung führen kann, weshalb ich auf einen direkten Vergleich verzichtet habe. Auch die Schilderungen der Bewohner aus der

³⁵⁰ Hierzu Lindemann (2002).

Retrospektive können einer Verzerrung unterliegen. Damit sie das Erleben während des Einzuges beschreiben können, haben die Bewohner Erfahrungsderivate aus ihrem Leibgedächtnis mobilisieren müssen. Deshalb wäre auch eine Längsschnitterhebung in einem Panel-Design, das die Bewohner im Erleben des Kreislaufs begleitet, denkbar gewesen. Die Bewohner hätten dabei ihre Erlebnisse in der Aktualität ihrer Erfahrung beschreiben können. Da das Ziel der Arbeit die Identifikation von atmosphärischen Inseln gewesen ist, ein solches Forschungsdesign einerseits die Teilnehmerakquise in einem erheblichen Maße erschwert, andererseits den Erhebungszeitraum deutlich verlängert hätte³⁵¹, habe ich auf das hier beschriebene Verfahren zurückgegriffen.

Die Ergebnisse der Arbeit zeigen, dass das Leben im Altenheim u. a. aufgrund der institutionellen Rahmenbedingungen mit Einschränkungen verbunden ist, sodass hier die persönliche Situation als Kriterium des Wohnens mit der individuelle Kompromissbereitschaft und -akzeptanz an Bedeutung gewinnt³⁵². Alle befragten Bewohner erkennen zwar die Einschränkungen des Heimlebens, ermahnen sich aber selbst immer wieder zur Zufriedenheit. Sie haben die Einschränkungen als zuständige Situationen verinnerlicht, fügen sich in die Situation ein und agieren nur noch im gewährten Rahmen³⁵³. Selbst wenn die Bewohner anfangs noch versucht haben, das System anzupassen, schwindet mit der Zeit die Intensität ihres Bestrebens und auch sie nehmen eine devot und genügsam wirkende Haltung ein. Es scheint bei den Bewohnern eine überdurchschnittliche Bereitschaft vorhanden zu sein, sich auch in unpassende und einschränkende Situation einzufügen. Sicherlich könnte dies auch eine bewusst gewählte Strategie sein, um Zurechtweisungen durch das Personal zu vermeiden. Auffällig ist allerdings, dass die Bewohner die Einschränkungen oder andere negative Erfahrungen mit „Standardfloskeln“ wie: „ja mei das ist halt so“ oder „na ja hat sie [die Altenpflegerin, A. F.] halt einen schlechten Tag gehabt“ entkräften. Offensichtlich können diese Situationen bei ihnen keine nachhaltigen Veränderungen im Gefühlsraum hinterlassen, sodass sich dort selbst nach einer temporären Affizierung der tragende Charakter ihrer zufriedenen Haltung wieder ausbreitet. Dies zeigt sich als die besondere Art ihrer Lebensführung i.S.v. Heidegger (1951). Sie leben nach dem Motto: „Es könnte alles schlimmer sein, darum sei dem zufrieden was du hast“. Auf Nachfrage führen alle Bewohner ihre Kriegs- oder Nachkriegserfahrungen als Begründung ihrer Genügsamkeit an. Sie relativieren ihre Erlebnisse und Restriktionen mit den Erinnerungsderivaten aus ihrem Leibgedächtnis, schließlich hätten sie in und neben den Trümmern schon

³⁵¹ Hierzu auch Lamnek/Krell (2016: 521).

³⁵² Hierzu auch Hasse (2009: 43).

³⁵³ Dagmar: „Ich verlange auch nicht, was nicht möglich ist“.

einen viel schlimmeren Lebensabschnitt durchlebt. Im Modus des bewussten Sich-Erinnerns mobilisieren die Bewohner Vergangenes und spüren diese Erlebnisse nach. Im direkten Vergleich verblasst das Erleben der aktuellen Situation. Es wird entkräftet und verharmlost, was sie zufrieden werden lässt. Offenbar haben sich die Kriegserfahrungen so tief in ihre persönliche Situation eingebrannt, dass diese für sie zum leiblichen Referenzrahmen, zum Korrektiv³⁵⁴, geworden sind, was die Frage aufwirft, wie zukünftige Generationen ohne Kriegserfahrung mit den beschriebenen Einschränkungen umgehen werden. Die Heimleitung einer Einrichtung kategorisiert die Bewohner aufgrund ihrer Erwartungshaltung in zwei Typen – Bewohner mit und Bewohner ohne direkte Kriegserfahrung. Während Bewohner, die die Kriegs- und direkte Nachkriegszeit selbst durchlebt haben, nach ihrem Empfinden tendenziell genügsamer sind, stellen die Bewohner der neueren Generation deutlich mehr Ansprüche an ihre Umgebung und Versorgung. Auch wenn dies nicht als repräsentative Aussage zu werten ist, erhärtet sie die Vermutung, dass die Kriegserfahrung eine Bruchlinie zwischen den Bewohnergenerationen markiert. Ob sich diese Trennung auch wissenschaftlich fundieren lässt und wie sich deren Erwartungshaltung auf die Gestaltung von zukünftigen Altenheimen auswirkt, bleibt zu diesem Zeitpunkt allerdings noch unbeantwortet, sodass hier neuer Forschungsbedarf identifiziert werden kann.

Dass das Kriegs- und Nachkriegserleben zweifelsfrei einen deutlichen Bruch in der Lebensbiografie der Menschen darstellt und eine stark prägende Erfahrung ist, ist unbestreitbar. Dennoch kann nicht ausgeschlossen werden, dass aufgrund der geringen Datenlage eine falsch positive Verzerrung vorliegt. Inwiefern sich das kulturelle Lokalkolorit auf die Kompromissbereitschaft der Bewohner auswirkt und welche weiteren Kriterien (kulturell, regional, lokal etc.) den Umgang mit den Restriktionen zudem beeinflussen, kann durch den exemplarischen Charakter der Arbeit nicht geklärt werden, sodass dies ein weiteres Forschungsdesiderat darstellt.

Ferner zeigen die Ergebnisse auch, dass die These von Uzarewicz (2016; 2009), dass man an einem Arbeitsplatz fremder Menschen nicht wohnen kann, trotz der beschriebenen Einschnitte relativiert werden muss. Wohnen ist in dem sozialen Zwitter Altenheim grundsätzlich möglich, wenngleich es nicht die Regel dar-

³⁵⁴ Hierzu auch Felix: [...] wissen Sie, ich bin von Rumänien vertrieben worden, dann war ich in Ungarn und dann sind wir von Ungarn vertrieben worden. (..) Dann Tschechoslowakei, dann (.) Österreich (..) hierher nach Deutschland. (Pause) Hier kann ich bleiben. (...) (mit gedämpfter leiser Stimme) Heimat (..) eine Heimat habe ich nicht. (...) (Stimmlage wird wieder normal) Aber mein Zimmer ist jetzt mein Zuhause (lächelt).

stellt. Ein Altenheim muss einen Rahmen³⁵⁵, einen Spielraum i.S.v. Schmitz (2007: 277; 2005a: 220) schaffen, in dem die Kriterien des Wohnens in Erscheinung treten (können). Dieser Spielraum wird den Bewohnern aufgrund der Rahmenbedingungen oft nicht oder nur sehr eingeschränkt gewährt. Dennoch gibt es auch Bewohner, wie Gerda, für die der Einzug in ein Altenheim offensichtlich zur Voraussetzung geworden ist, um wieder wohnen zu können. Sie hat sich in ihrem vorherigen Wohnverhältnis nicht mehr sicher und wohl gefühlt, da sie regelmäßig von der Angst zu stürzen heimgesucht worden ist. Im Altenheim greifen ihre persönliche und die gemeinsame Situation so ineinander, dass sie durch das Umsorgtwerden der Pflegenden, die ihre Umfriedungen und ihren privaten Rückzugsort respektieren, wieder die nötige Sicherheit erfährt, um wieder wohnen zu können. Ferner zeigt die Transformation der atmosphärischen Inseln, dass Nichtwohnen und Wohnen die Pole eines Kontinuums sind. Je mehr Kriterien des Wohnens in Erscheinung treten, desto näher ist man am Pol des Wohnens. Die Übergänge im Transformationskreislauf sind fließend, was insbesondere im Übergang von der atmosphärischen Insel des Einwohnens zu der des Wohnens deutlich wird. In dieser Phase des Einwohnens greifen Einrichten und Sich-Einrichten ineinander. Man nähert sich dem Wohnen an (vgl. Hasse 2009: 37). Der Raum wird eingeleibt. Die Wirkmächte der atmosphärisch umwobenen Orte werden auf einer atmosphärischen Landkarte kartographiert, sodass der Bewohner immer stärker mit dem Raum verwächst. Die Landkarte wird zugleich das Abbild der atmosphärischen Wirklichkeiten des belebten Raums mit seinen sozialen Verhältnissen (vgl. Hasse 2009: 228). Sie wird zur Grundvoraussetzung für eine vertraute Umgebung, von der aus sich das Gefühl heimisch zu sein in konzentrischen Kreisen, in die Weite der Umgebung ergießt (vgl. Hasse 2015: 95).

Der Sich-Befindende tritt durch sein Leibsein in Beziehung zur Welt. Man kann sich nicht kognitiv erschließen, ob man sich an einem Ort wohlfühlt oder nicht, schließlich ist es die Atmosphäre, die dem Raum seine Aufenthaltsqualität verleiht. Das Gespürte wird dabei zur subjektiven Tatsächlichkeit, sodass die Angaben der Befragten auch nur von subjektiver Natur sein können. Während man sich bei kognitiv hergeleiteten Entscheidungen täuschen kann, werden die subjektiven Tatsachen des affektiven Betroffenseins, auch wenn man sie oft nicht in

³⁵⁵ Um die Frage beantworten zu können, wie dieser Rahmen konkret ausgestaltet sein muss, um dort Behaglichkeit spüren und in ein Wohnen übergehen zu können, hätten die Reaktionen vieler Personen auf variierende Umgebungen beobachtet und analysiert werden müssen (vgl. Rypczynski 1991: 261). Dieser Studienaufbau hätte Ähnlichkeiten zu einer spezifischen Marktforschungsanalyse gehabt, weshalb ich davon abgesehen habe.

Worte fassen kann, apodiktisch erfahren³⁵⁶ (vgl. Böhme 2006: 110). So kann es als methodische Schwäche gesehen werden, dass ich Sprachlaute oder die Sprachfärbung in der Auswertung nur bedingt berücksichtigen konnte. Doch obwohl das Spüren immer etwas nicht Mess- und Nachprüfbares bleibt und sich somit auch nie fehlerfrei abbilden lässt, muss das eigenleibliche Gespür das Fundament der Analyse bilden. Rypczynski (1991: 265–266) sieht in dieser Nichtmessbarkeit von Behaglichkeit, Wohnlichkeit oder Intimität³⁵⁷ auch den Grund für ihre strukturierte Missachtung³⁵⁸. Selbst wenn mit Hilfe messbarer Faktoren (Lichtstärke und -farbe, Temperatur, Lautstärke etc.) Grenz- und Schwellenwerte³⁵⁹ definiert werden können, die einer behaglichen und wohnlichen Atmosphäre zuwider laufen, bleibt die Frage wie sich diese Parameter ineinander fügen müssen, um Behaglichkeit zu spüren, weiterhin unbeantwortet. Eine behagliche Atmosphäre kann nicht durch ein kausales Wirkverhältnis der einzelnen messbaren Werte evoziert werden³⁶⁰. Hier kann lediglich die ästhetische Feldforschung auf Basis der subjektiven Tatsachen Abhilfe schaffen (vgl. Böhme 2006: 110).

Sollen die Bewohner eines Altenheims den atmosphärischen Raum „in ungefähr gleicher Weise erfahren [...], muss [die Bewohnerschaft, A. F.] eine gewisse Homogenität haben, nämlich kulturell in bestimmte Wahrnehmungsweisen einsozialisiert sein“ (Böhme 2013: 4). Doch auch bei der größten Homogenität kann es aufgrund der Individualität der Menschen und der damit verbundenen ambivalenten Atmosphärenwahrnehmung nicht *das* Musteraltenheim geben, in dem sich alle Menschen wohlfühlen und wohnen können. Milieuspezifisch gestimmte Räume, die sich in den atmosphärischen Raum stimmig einfügen, sor-

³⁵⁶ Deshalb muss es als methodische Schwäche gesehen werden, dass ich trotz der mangelnden Alphabetisierung des Gespürten Sprachlaute oder die Sprachfärbung in der Auswertung nur bedingt berücksichtigen konnte.

³⁵⁷ „Intimität ist nicht die einzige Qualität, bei der das Problem der Nichtmeßbarkeit auftritt. So ist es etwa, um ein Beispiel aus einem anderen Bereich anzuführen, unmöglich, den Unterschied zwischen einem großen und einem mittelmäßigen Wein wissenschaftlich zu beschreiben, während eine Gruppe erfahrener Weinprüfer diesen Unterschied sehr rasch bemerken würde. In der Weinwirtschaft wird, wie auch bei den Tee- und Kaffeeprüfungen, nach wie vor mit nichttechnischen Testverfahren gearbeitet“ (Rypczynski 1991: 265–266).

³⁵⁸ Leitlinien und Empfehlungen (DIN etc.) werden üblicherweise ausschließlich auf naturwissenschaftlichen Erkenntnissen fundiert. Alles Übrige wird „mit einer nicht untypischen Arroganz“ (Rypczynski 1991: 265) ignoriert.

³⁵⁹ Zu grell, zu hell, zu laut etc.

³⁶⁰ Dennoch gibt es begünstigende Faktoren, die das Hervorbringen bestimmter atmosphärischer Inseln fördern. Treffpunkte werden z. B. als Lichtinseln gestaltet, bei der man sich an der anziehenden Wirkung des Lichts bedient, um Orte der Begegnung und der Kommunikation zu schaffen.

gen für spürbare Abwechslung. Wird die spürbare Präsenz eines Ortes zum Unterscheidungskriterium³⁶¹, kann auf monotone, monochrome Farbkonzepte verzichtet werden; schließlich streicht man in der privaten Wohnung auch nicht jedes Zimmer mit einer anderen Farbe, um es von einem anderen unterscheiden zu können. Hier kann auf das im Jahr 2014 in Aalborg (Dänemark) eröffnete Living Lab mit dem Titel „Nursing Home of the Future“ als gutes Beispiel verwiesen werden. Das Altenheim, in das eine öffentliche Bibliothek, ein öffentliches Lokal etc. integriert worden ist, liegt in einer der besten Gegenden der Stadt an der Hafenpromenade. Einerseits durch die Lage, andererseits durch die Integration öffentlicher Institutionen verschmilzt das Altenheim mit dem städtischen Raum (vgl. Nøhr 2015). Öffentliche Bereiche werden so tatsächlich zu *öffentlichen* Bereichen, die einen atmosphärischen Raum des realen Lebens hervorbringen. Daraus lässt sich die Hypothese ableiten, dass sich durch den direkten Kontakt zu Bewohnern auch die affektive Beziehung zum Leben im Altenheim bei der Bevölkerung von Aalborg verändern wird, was sich langfristig wiederum auf die Atmosphäre im Altenheim auswirkt.

Neben der Lebenswelt der Bewohner habe ich auch die Auswirkungen der Arbeitsatmosphäre der Pflegenden in Bezug auf die atmosphärischen Inseln des Wohnens knapp beleuchtet. Die Pflegenden der untersuchten Bewohneretagen sind jeweils in einem leiblichen Geflecht miteinander verbunden. Sie selbst charakterisieren dieses als eine besondere gemeinsame Situation, als gemeinschaftliche Atmosphäre, die mit einem Zusammengehörigkeitsgefühl gespürt wird und an einen Familienverbund erinnert. Die Atmosphäre zeigt dabei auch über die Grenzen der Altenheime hinweg ihre Wirkung. Die persönliche Situation der Pflegenden verschmilzt mit der gemeinsamen Situation des Teams sodass Arbeits- und Privatleben miteinander verschmelzen³⁶². Die ge- und erlebten Arbeitsatmosphären haben einen freundschaftlichen, tragenden Charakter, der zur Heimkultur wird und von dem die Bewohner insbesondere im Umsorgtwerden profitieren. Während die Mitarbeiter diese Kultur als etwas Bindendes zu ihrem Arbeitgeber erleben, machen die Bewohner sie mitunter für ihr Wohlbefinden

³⁶¹ Die Räume lassen sich aufgrund ihrer atmosphärischen Inseln zugleich auf dem Kontinuum mit den Polen personaler Emanzipation und personaler Regression einordnen. Während das Bewohnerzimmer eine Insel der personalen Regression ist, ist das (halb-)öffentliche Café die Insel der personalen Emanzipation.

³⁶² Insbesondere im SuP ist die Verbundenheit besonders deutlich zu spüren gewesen, was in der Zusammensetzung des Pflgeteams – die Mehrheit der Pflegenden hatte eine kroatische Migrationserfahrung – begründet liegen mag. Hier kann die These aufgeworfen werden, dass die gemeinsame Migrationserfahrung die gespürte Zusammengehörigkeit festigt und den Pflegenden Halt gibt.

verantwortlich³⁶³. Das Team präsentiert ihr Gestimmtsein als Stimmung in der Atmosphäre, die in der Ingression auf die Bewohner übergeht und ihr Leben *bestimmt*. Wenn sowohl die Arbeitsatmosphäre als auch die Heimkultur für die Wohnraumatmosphäre der Bewohner eine so bedeutende Rolle einnimmt, stellt sich die Frage, wie sich der prognostizierte Verlauf des Fachkräftemangels, die Arbeitsverdichtung und die Mitarbeiterfluktuation künftig auf die Wohnraumatmosphäre der Bewohner auswirken wird (vgl. Kapitel 3.3). Zum Zeitpunkt der Erhebung haben beide untersuchten Teams zwar die Arbeitsverdichtung gespürt, wenngleich sie nur von geringer Fluktuation betroffen gewesen sind. Steigt die Mitarbeiterfluktuation, verliert das leibliche Geflecht eines Teams an Kontinuität und somit auch an Stabilität. Die gemeinsame Situation verändert sich und die gemeinschaftliche Atmosphäre stürzt in sich zusammen. Das bindende Element der Teammitglieder löst sich auf, sodass die Gefahr besteht, dass die Fluktuation weiter steigt. Deshalb wird hier neben den gestalterischen Implikationen die Forderung laut, auch für die Pflegenden einen Rückzugsort (z. B. Pflegestützpunkt) zu schaffen, der als beschützender und beruhigender Treffpunkt gestaltet ist. Zudem müssen bestehende gemeinschaftliche Atmosphären des Personals geschützt und u. a. durch passende teambildende Maßnahmen aktiv gefördert werden, um die Festigkeit des leiblichen Geflechts zu stärken.

Verallgemeinert kann konstatiert werden, dass mit dieser Arbeit praxisrelevantes Wissen erzeugt wurde. So kann auf Grundlage der Ergebnisse postuliert werden, dass die Leiblichkeit insbesondere im Bereich der Pflege mehr Beachtung finden muss. Die Wirkung des Handelns auf die Leiblichkeit muss grundsätzlich vom Personal reflektiert werden. Deshalb müssen sich alle Angestellten eines Altenheims, egal ob sie durch ihre genuine Tätigkeit direkt mit den Bewohnern in Kontakt stehen oder nicht, ihrer atmosphärischen Wirkung – sowohl als Akteur, als auch als Patheur – gewahr werden. Die Pflegenden müssen die Bewohner in ihrem Wohnen unterstützen. Sie müssen Umfriedungen respektieren und die Atmosphären der Bewohneretage bewusst gestalten lernen. Ferner können sie bei den Bewohnern z. B. mit Hilfe von Biographiearbeit das bewusste Sich-Erinnern aktivieren. Die richtigen Angebote können zudem das physische Wandern der Bewohner unterstützen. Die Pflegekräfte müssen lernen den Bewohnern individuelle Spielräume zu schaffen, die ihnen Wohnen erst ermöglichen.

³⁶³ Insbesondere der Heimkultur des SSZ kann eine anziehende Wirkung attestiert werden, die über die physischen Grenzen des Altenheims hinaus wirkt, da alle Arbeitsstellen trotz des Pflegefachkräftemangels und der Mitarbeiterselektion auf Basis des leiblichen Gespürs besetzt sind. Während potenzielle Mitarbeiter dort arbeiten möchten, können sich die Mitarbeiter mit dem Heim identifizieren. Auch die Bewohner geben an, aufgrund der Heimkultur dort leben und wohnen zu wollen, sodass das SSZ in Anlehnung an ein „Magnetkrankenhaus“ (vgl. Habersam 2009) als Magnetaltenheim bezeichnet werden kann, das das Wohlfühlen fördert.

Indem Wohnen die Lebensqualität und das Wohlbefinden der Menschen maßgeblich beeinflusst, kann daraus die Forderung abgeleitet werden, dass die ästhetische Gestaltung zu einer originären Aufgabe der Pflege werden muss. Ästhetische Arbeit mit dem Schwerpunkt der Atmosphärogestaltung muss zum guten Standard in der pflegerischen Arbeit werden. Die Pflegenden müssen sich dieses Feld zu eigen machen. Damit geht die Forderung einher, zukünftige Pflegenden bereits während ihrer Ausbildung in Bezug auf Raumintention, Raumnutzung, ästhetische Gestaltung und das leibliche Erleben³⁶⁴ zu sensibilisieren. Nur durch eine Integration dieser Themen in die Aus-, Fort- und Weiterbildungscurricula können zukünftige, gewaltsame Ein- und Übergriffe in den Leib- und Gefühlsraum der Bewohner minimiert, bestenfalls verhindert werden³⁶⁵. Auf Basis des theoretischen Wissens können die Pflegenden den atmosphärischen Raum bewusster gestalten und atmosphärische Orte evozieren, die das Wohnen, aber zugleich auch das Arbeiten, unterstützen. Rypczynskis (1991: 270) Forderungen folgend, dürfen „wir [...] uns mit den unzulänglichen Definitionen, die die Ingenieure und Architekten uns anbieten, nicht zufrieden geben. Komfort und Wohlfühl sind zu wichtige Lebensqualitäten, als daß man die Verantwortung dafür [ausschließlich disziplinfremden, A. F.] Experten überlassen dürfte“ (Rypczynski 1991: 270). Die naturwissenschaftlichen Fachbereiche haben in Bezug auf Bauen, Wohnen und Gestalten zweifellos bedeutende Erkenntnisse geliefert, die unbestreitbar ihre Existenzberechtigung haben. Viele naturwissenschaftlich fundierte Erkenntnisse decken sich auch mit denen der Neoästhetik. Die Forschungsdisziplinen unterscheiden sich lediglich in ihrer Intention – Erklären vs. Verstehen. Dabei wird deutlich, dass es sich bei den beiden Herangehensweisen nicht um konkurrierende, sondern um sich ergänzende Disziplinen handelt. Zukünftig gilt es, deren transdisziplinäre Synthese zu verfolgen und eine Kultur des kritischen Zweifels zu initiieren. Denn erst wenn naturwissenschaftliche Forschungen und Entwicklungen mit leiblichem Erleben untrennbar, gleichberechtigt und selbstverständlich ineinander verwoben werden, können Erkenntnisse auf eine neue epistemische Ebene gehoben werden.

³⁶⁴ Die Pflegenden greifen durch ihre tägliche Arbeit regelmäßig in den Gefühlsraum der Bewohner ein, sodass Pflegearbeit auch immer Leibarbeit ist.

³⁶⁵ Auch Dörpinghaus (2013: 386–390) fordert eine feste Integration der Leibtheorie in die Ausbildungscurricula der Krankenpflege.

10 Literaturverzeichnis

- Abt-Zegelin, Angelika (2006): Der Prozess des Bettlägerigwerdens: Kein un-
ausweichliches Schicksal. In: Pflegezeitschrift, H. 59, S. 107–109. URL:
http://tisrv09.kohlhammer.de/pflegezeitschrift.de/download/Portale/Zeitschriften/Pflegezeitschrift/Archiv/Zusatzinfo2006/interview_zegelin.pdf
[Stand: 30. März 2017].
- Abt-Zegelin, Angelika (2010): Festgenagelt sein. Der Prozess des Bettlägerig-
werdens durch allmähliche Ortsfixierung. 2. Aufl. Bern [u.a.]: Huber (= Reihe Pflegewissenschaft).
- Abt-Zegelin, Angelika (2013): „Beweggründe“ statt Mobilisationsübungen. In:
Pro Alter, 2013 1/2013, S. 29–31.
- Abt-Zegelin, Angelika et al. (2011): Pflegeassistenz - Lehrbuch für die Ge-
sundheits- und Krankenpflegehilfe und Altenpflegehilfe. 45 Tabellen. 1.
Aufl. Stuttgart, New York, NY: Thieme.
- Ackermann, Andreas (2005): Empirische Untersuchungen in der stationären
Altenhilfe. Relevanz und methodische Besonderheiten der gerontologi-
schen Interventionsforschung mit Pflegeheimbewohnern. 1. Aufl. Münster:
Lit (= Erlanger Beiträge zur Gerontologie; 4).
- Adorno, Theodor W. (Hg.) (1980a): Der Positivismusstreit in der deutschen
Soziologie. 8. Aufl. Darmstadt: Luchterhand (72).
- Adorno, Theodor W. (1980b): Einleitung. In: Adorno, Theodor W. (Hg.)
(1980a): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. 8. Aufl. Darm-
stadt: Luchterhand (= 72), S. 7–79.
- Adorno, Theodor W. (1980c): Soziologie und empirische Sozialforschung. In:
Adorno, Theodor W. (Hg.) (1980a): Der Positivismusstreit in der deutschen
Soziologie. 8. Aufl. Darmstadt: Luchterhand (= 72), S. 81–101.
- Aichele, Alexander/Mirbach, Dagmar (2008): Alexander Gottlieb Baumgarten.
Sinnliche Erkenntnis in der Philosophie des Rationalismus. Aufklärung,
Band 20. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Appen, Ralf von (2007): Der Wert der Musik. Zur Ästhetik des Populären.
Bielefeld: Transcript (= Texte zur populären Musik; 4).
- Atteslander, Peter (2003): Methoden der empirischen Sozialforschung. 10.,
neubearb. und erw. Aufl. Berlin: Walter de Gruyter.
- AVPfleWoqG (2011): Verordnung zur Ausführung des Pflege- und Wohnqua-
litätsgesetzes (AVPfleWoqG). URL:
<https://www.egov.bayern.de/cwa/Dokumente/avpflewoqg.pdf> [Stand: 07.
März 2017].
- AWO (2013): Der Schulungsbedarf in den Einrichtungen (= FaDA Fachspra-
che Deutsch in der Altenpflege). URL: <http://fada.awo.org/infos-zu-den-schulungen/erprobungsphase/bedarfsermittlung/> [Stand: 07. März 2017].

- Baudson, Tanja Gabriele (2011): Synästhesie, Metapher und Kreativität. In: Dresler, Martin (Hg.): *Kognitive Leistungen. Intelligenz und mentale Fähigkeiten im Spiegel der Neurowissenschaften*. Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg (= SpringerLink : Bücher), S. 125–148.
- Baumann, Andrea (2007): Positive practice environments. Quality workplaces = quality patient care: information and action tool kit. Geneva: ICN, International Council of Nurses.
- Bautz, Timo (2007): Stimmig / unstimmig. Was unterscheidet Atmosphären? In: Goetz, Rainer/Graupner, Stefan (Hg.): *Atmosphäre(n). Interdisziplinäre Annäherungen an einen unscharfen Begriff*. München: kopaed, S. 111–121.
- Behr, Anja et al. (2014): Lebensqualität und Gesundheit - Subjektive Perspektiven von selbstauskunftsfähigen Pflegeheimbewohnern - eine qualitative Studie. In: *Pflege* 27, H. 6, S. 369–380.
- Belardi, Nando (2005): Beratung. Eine sozialpädagogische Einführung. 4. Aufl. Weinheim, München: Juventa-Verl.
- Benad, Martin (2010): Farbgestaltung Innenraum. 1. Aufl. München: Dt. Verl.-Anst.
- Bergmann, Ernst (2001): Wirklichkeit als Dialog. Beobachtungen von Pädagogen, Psychologen, Philosophen und Physikern. Weinheim und Basel: Beltz.
- Bernhard, Peter (2008): Aisthesis. In: Liebau, Eckart (Hg.): *Die Sinne und die Künste. Perspektiven ästhetischer Bildung*. Bielefeld: Transcript (= Ästhetik und Bildung; 2), S. 19–35.
- Beuttler, Ulrich (2010): Gott und Raum. Theologie der Weltgegenwart Gottes. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (= Forschungen zur systematischen und ökumenischen Theologie; 127).
- Bieger, Laura (2007): Ästhetik der Immersion. Raum-Erleben zwischen Welt und Bild. Las Vegas, Washington und die White City. Bielefeld: Transcript-Verl.
- Biella, Burkhard (1998): Eine Spur ins Wohnen legen – Entwurf einer Philosophie des Wohnens mit Heidegger und über Heidegger hinaus. Düsseldorf und Bonn. Parerga Verlag.
- Blum, Elisabeth (2010): Atmosphäre. Hypothesen zum Prozess räumlicher Wahrnehmung. Baden: Müller, Lars.
- Blume, Anna (2003): Scham und Selbstbewusstsein. Zur Phänomenologie konkreter Subjektivität bei Hermann Schmitz. Freiburg [u.a.]: Alber (= Fermenta philosophica).

- BMFSFJ-Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend (Hg.) (2010): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in der Gesellschaft und Stellungnahme der Bundesregierung. Berlin. URL: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung3/Pdf-Anlagen/bt-drucksache-sechster-altenbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [Stand: 10. März 2017].
- BMJV-Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (1990): BDSG Bundesdatenschutzgesetz i. d. F. 28.4.2017. BDSG. URL: https://www.gesetze-im-internet.de/bdsg_1990/BJNR029550990.html.
- BMJV-Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (1994): Sozialgesetzbuch XI i. d. F. 17.07.2015. SGB XI. URL: http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/sgb_11/gesamt.pdf.
- Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (1998): Anmutungen. Über das Atmosphärische. Ostfildern vor Stuttgart: Edition Tertium.
- Böhme, Gernot (2001a): Ästhetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre. München: Fink.
- Böhme, Gernot (2001b): Licht und Raum. Zur Phänomenologie des Lichts. In: Paetzold, Heinz et al. (Hg.): *Symbolisches Flanieren. Kulturphilosophische Streifzüge : Festschrift für Heinz Paetzold zum 60.* 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn, S. 142–157.
- Böhme, Gernot (2002): Synästhesie im Rahmen einer phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung. In: Adler, Hans/Zeuch, Ulrike (Hg.): *Synästhesie. Interferenz, Transfer, Synthese der Sinne.* Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 45–57.
- Böhme, Gernot (2005): Atmosphäre als Manipulative im Dritten Reich. In: Schmidt, J. Alexander (Hg.): *Atmosphäre - Kommunikationsmedium der gebauten Umwelt.* Essen: Red Dot Ed., S. 14–24.
- Böhme, Gernot (2006): Architektur und Atmosphäre. München: Wilhelm Fink.
- Böhme, Gernot (2007): Atmosphäre als Grundbegriff einer neuen Ästhetik. In: Friedrich, Thomas/Gleiter, Jörg H. (Hg.): *Einführung und phänomenologische Reduktion. Grundlagentexte zu Architektur, Design und Kunst.* Berlin: Lit, S. 286–310.
- Böhme, Gernot (2011): Das Wetter und die Gefühle. Für eine Phänomenologie des Wetters. In: Andermann, Kerstin (Hg.): *Gefühle als Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie.* Berlin: Akad.-Verl (= Deutsche Zeitschrift für Philosophie : Sonderbd; 29), S. 153–167.

- Böhme, Gernot (2013): Die Kunst des Bühnenbildes als Paradigma einer Ästhetik der Atmosphären. URL: <http://www.cresson.archi.fr/PUBLI/pubCOLLOQUE/AMB8-confGBohme-de.pdf> [Stand: 01. März 2017].
- Böhme, Gernot/Böhme, Hartmut (1996): Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente. München: Beck (= Kulturgeschichte der Natur in Einzeldarstellungen).
- Böhme, Gernot/Legewie, Heiner/Seel, Hans-Jürgen (1993): Im Gespräch: Gernot Böhme mit Heiner Legewie und Hans-Jürgen Seel. In: Journal für Psychologie 1, H. 4, S. 34–43 [Stand: 29. März 2017].
- Böhme, Hartmut (1996): Das Licht als Medium der Kunst. Über Erfahrungsarmut und ästhetisches Gegenlicht in der technischen Zivilisation. Dürkop Marlis (Hg.). Berlin: Humboldt-Universität. URL: <http://edoc.hu-berlin.de/humboldt-vl/boehme-hartmut/PDF/Boehme.pdf> [Stand: 14. März 2017].
- Bohnet-Joschko, Sabine et al. (2007): Wissenstransfer durch die Qualitätsberichterstattung der deutschen Krankenhäuser. In: Bohnet-Joschko, Sabine (Hg.): *Wissensmanagement im Krankenhaus. Effizienz- und Qualitätssteigerungen durch versorgungsorientierte Organisation von Wissen und Prozessen*. 1. Aufl. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl., S. 171–194.
- Bohnsack, Ralf (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9., überarb. und erw. Aufl. Opladen, Toronto: Budrich (8242 : Erziehungswissenschaft, Sozialwissenschaft).
- Bollnow, Otto Friedrich (2009): Das Wesen der Stimmungen, Band 1. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bollnow, Otto Friedrich (2010): Mensch und Raum. 11. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bönnighausen, Marion (2011): Wege ins Theater: Spielen, Zuschauen, Urteilen. 1. Aufl. Münster, Westf: Lit.
- Bormann, Franz-Josef/Borasio, Gian Domenico (2012): Sterben. Dimensionen eines anthropologischen Grundphänomens. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Borutta, Manfred (2004): Menschen mit Demenz. Arbeitsschritte zu leistungsgerechten Pflegesätzen. Hannover: Vincentz Network (= Reihe Management).
- Bräunlein, Peter J. (2012): Zur Aktualität von Victor W. Turner. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brinker, Kristin (2005): Das Bild vom Alter und dessen Einfluß auf die Wohnformen für ältere Menschen im 20. Jahrhundert in Deutschland. Eine gesellschaftspolitische und gebäudetypologische Untersuchung. Bristol, Berlin: Tenea (= Tenea Wissenschaft).

- Brombach, Christine (2011): Soziale Dimensionen des Ernährungsverhaltens. Ernährungssoziologische Forschung. In: Ernährungsumschau. Zürich, H. 6, S. 318–324.
- Brüll, Hans-Martin (2004): Sterbebegleitung im Heim. Eine qualitative Erkundungsstudie zur Situation und zu Werteeinstellungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der stationären Altenhilfe. Weingarten: Pädagogische Hochschule Weingarten. Institut für Bildung und Ethik (= Schriften des IBE Nr. 4). URL: http://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&cad=rja&uact=8&ved=0CCMQFjAA&url=http%3A%2F%2Fhsbwgt.bsz-bw.de%2Ffiles%2F11%2FDruckfassung_sterbebegleitung_im_Heim1.pdf&ei=g9_5U8LXOfSp0AWglYHIBA&usg=AFQjCNFsYtJobT1mN1J13RKeirGKtAWdiw&bvm=bv.73612305,d.d2k [Stand: 24. März 2017].
- Bundesagentur für Arbeit (2012): Fachkräfteengpässe in Deutschland. Analyse Juni 2012. Nürnberg. URL: <https://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Arbeitsmarktberichte/Fachkraeftebedarf-Stellen/Fachkraefte/BA-FK-Engpassanalyse-2012-06.pdf>.
- Burkart, Günter (2009): Weg ins Heim. Lebensläufe und Alltag von BewohnerInnen in der stationären Altenhilfe. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden.
- Cajochen, Christian (2005): Schlafstörungen bei Schichtarbeit und Jetlag und die Rolle der inneren Uhr Sleep Disruption in Shift Work and jet lag: The Role of the Circadian Timing System. In: Praxis 2005, 2005 94, S. 1479–1483.
- Çakir, Ahmet (2010): Licht als Stressor oder Stimulans Psychophysiologische Wirkungen der Beleuchtung auf den arbeitenden Menschen. Berlin: ERGONOMIC Institut für Arbeits- und Sozialforschung. URL: <http://www.lichtundgesundheit.de/cyberlux/wp-content/uploads/2010/09/Licht-als-Stressor-oder-Stimulans.pdf> [Stand: 13. März 2017].
- Carrier, Martin/Mittelstrass, Jürgen (1989): Geist, Gehirn, Verhalten. Das Leib-Seele-Problem und die Philosophie der Psychologie. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Ciesinger, Kurt-Georg/Cohnen, Hendrik/Klatt, Rüdiger (2011): Entwicklung neuer Dienstleistungen und Karrierepfade in der Altenpflege. In: Ciesinger, Kurt-Georg/Fischbach, Andrea/Klatt, Rüdiger (Hg.): *Berufe im Schatten. Wertschätzung von Dienstleistungsberufen ; Entwicklung neuer Modelle und Konzepte einer praxisorientierten Unterstützung*. Berlin, Münster: Lit, S. 201–217.

- Clavairolly, Vera Carina Silvia (2013): Erfolgreiches Altern in der Arbeitswelt. Die Anwendung des Modells Selektiver Optimierung mit Kompensation, eine Tagebuchstudie mit Architekten. Heidelberg: Universitätsverlag.
- Crämer, Siegmund (1995): Das Wohnen geistig behinderter Erwachsener. Konzeption der Lebenshilfe für geistig Behinderte e.V. Bad Dürkheim. In: Böhm, Roland (Hg.): *Wohnen heißt zu Hause sein. Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung*. 1. Aufl. Marburg: Lebenshilfe-Verl., S. 37–46.
- Dalsgraad, Peter/Kortbek, Karen Johanne (2009): Staging urban atmospheres in interaction design. Aarhus: Department of computer science. URL: <http://www.nordes.org/opj/index.php/n13/article/view/46/38> [Stand: 28. März 2017].
- Damkowski, Wulf/Seidelmann, Anya/Voß, Lothar (1994): Evaluation des Modellprogramms stationärer Dementenbetreuung in Hamburg. Hamburg: Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales.
- DBfK (Hg.) (2012): Zahlen - Daten - Fakten "Pflege". Hintergrundinformationen. URL: <http://www.dbfk.de/Startseite/Aktion-Tausche-wichtigen-gegen-guten-Arbeitsplatz/Zahlen---Daten---Fakten-Pflege-2012-01.pdf> [Stand: 24. März 2017].
- DBfK (Hg.) (2015): Zahlen - Daten - Fakten "Pflege". Hintergrundinformationen. URL: <http://www.dbfk.de/media/docs/download/Allgemein/Zahlen-Daten-Fakten-Pflege-2015-03.pdf> [Stand: 24. März 2017].
- Debbeler, Judith (2007): Harmonie und Perspektive. Die Entstehung des neuzeitlichen abendländischen Kunstmusiksystems. München: Epodium-Verlag (= Aesthetica theatraia; 4).
- Dederichs, Andrea Maria/Rülcker, Christoph (2007): Esslust – Essfrust. Über das Unbehagen der Moderne an der Industrialisierung von Speis' und Trank. In: Essener Unikate, H. 30, S. 32–37. URL: https://www.uni-due.de/unikate/ressourcen/pdf_dokumente/30/EU_30_03.pdf [Stand: 22. März 2014].
- destatis - Bundesamt für Statistik (2001): Kurzbericht: Pflegestatistik 1999. Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung. Bonn. URL: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Gesundheit/Pflege/PflegeDeutschlandergebnisse5224001999004.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 25. März 2017].
- destatis - Bundesamt für Statistik (2008): Pflegebedürftigkeit heute und in Zukunft. URL: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/STATmagazin/Soziales/2008_11/PDF2008_11.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 19. März 2017].

- destatis - Bundesamt für Statistik (2009): Bevölkerung Deutschlands bis 2060. 12. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung. URL: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/VorausberechnungBevoelkerung/BevoelkerungDeutschland2060Presse5124204099004.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 22. März 2017].
- destatis - Bundesamt für Statistik (2010): Informationen zum Mikrozensus. Wiesbaden. URL: https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/MikrozensusInfo.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 19. März 2017].
- destatis - Bundesamt für Statistik (2013): ZENSUS 2011. destatis (Hg.). Wiesbaden. URL: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2013/Zensus2011/Pressebrochure_zensus2011.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 23. März 2017].
- destatis - Bundesamt für Statistik (2015a): 13. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung für Deutschland. URL: <https://www.destatis.de/bevoelkerungspyramide/#!y=2032&v=6&g> [Stand: 03. März 2017].
- destatis - Bundesamt für Statistik (2015b): Pflegestatistik 2013. Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung. Deutschlandergebnisse. Wiesbaden. URL: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Gesundheit/Pflege/PflegeDeutschlandergebnisse5224001139004.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 03. März 2017].
- destatis - Bundesamt für Statistik (2015c): Pflegebedürftige. Pflegebedürftige nach Versorgungsart, Geschlecht und Pflegestufe 2013. Wiesbaden: Internet. URL: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Gesundheit/Pflege/Tabellen/PflegebeduerftigePflegestufe.html> [Stand: 06. März 2017].
- DGP (2016): Ethikkodex Pflegeforschung der Deutschen Gesellschaft für Pflegewissenschaft. URL: <http://www.dg-pflegewissenschaft.de/2011DGP/wp-content/uploads/2016/12/Ethikkodex-Pflegeforschung-FINAL1.pdf> [Stand: 13. März 2017].
- Diaconu, Mădălina (2005): Tasten-Riechen-Schmecken. Eine Ästhetik der anästhesierten Sinne. Würzburg: Königshausen & Neumann (12).
- Dieck, Margret (1994): Das Altenheim traditioneller Prägung ist tot. In: Kruse, Andreas/Wahl, Hans-Werner/Atallah, S. (Hg.): *Altern und Wohnen im Heim. Endstation oder Lebensort?* 1. Aufl. Bern: H. Huber (= Angewandte Alterskunde; 12), S. 191–199.

- Diekmann, Andreas (2010): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Orig.-Ausg., [21.] Aufl., vollst. überarb. u. erw. Neuausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl (= Rororo; 55678 : Rowohlts Enzyklopädie).
- Dörpinghaus, Sabine (2013): Dem Gespür auf der Spur. Leibphänomenologische Studie zur Hebammenkunde am Beispiel der Unruhe. Freiburg im Breisgau: Alber K (= Neue Phänomenologie; 20).
- Dörpinghaus, Sabine/Fleischer, Elke (2011): Raum- und Wandgestaltung als leibliche Nahrung. In: Deutsche Hebammen Zeitschrift, H. 6, S. 81–84. URL: http://www.angewandt.eu/files/DHZ_0611_Doerpinghaus.pdf [Stand: 10. März 2017].
- Dowideit, Anette (2013): Der liegt doch schon im Sterben. In: Welt am Sonntag, 15. September 2013 37, S. 17–21.
- Dürckheim, Graf Karlfried von (2005): Untersuchungen zum gelebten Raum. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie (= Natur - Raum - Gesellschaft; Bd. 4).
- Durst, Anna (2012): Räume ins richtige Licht rücken. Gezielt eingesetztes Tageslicht und optimierte künstliche Beleuchtung helfen, das Wohlbefinden zu verbessern. Energieforschung konkret Projektinfo. In: FIZ Karlsruhe GmbH, 09/2012, S. 1–4.
- Düttmann, Susanne (2000): Ästhetische Lernprozesse. Annäherungen an atmosphärische Wahrnehmungen von Lernräumen. Marburg: Tectum.
- DWDS-Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2017): Etymologisches Wörterbuch nach Pfeifer. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaft (Hg.). Berlin. URL: <http://www.dwds.de/> [Stand: 03. Februar 2017].
- Eisler, Rudolf (1904): Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Wahrnehmung. Parmenides, Demokrit, Aristoteles, Epikur. URL: <http://www.textlog.de/5481.html> [Stand: 21. Februar 2017].
- Engler, Philip (2014): Reurbanisierung und Wohnwünsche. Die Bedeutung städtischer Strukturen für die Bevölkerung in der Stadtregion Hamburg. Berlin [u.a.]: Lit-Verl. (= Schriften des Arbeitskreises Stadtzukünfte der Deutschen Gesellschaft für Geographie; 13).
- Engler, Simone (2012): vbw Studie prognostiziert 740.000 fehlende Pflegekräfte bis 2030. München: Die bayerische Wirtschaft, 11. Oktober 2012. URL: <http://www.vbw-bayern.de/vbw/Pressemitteilungen/vbw-Studie-prognostiziert-740.000-fehlende-Pflegekr%C3%A4fte-bis-2030.jsp> [Stand: 25. März 2017].

- Evans, Michaela/Schafenorth, Karin (2008): Abschied von der Insel: Herausforderungen und Gestaltungsfelder des Personalmanagements in der Gesundheitswirtschaft. In: Matzick, Sigrid (Hg.): *Qualifizierung in den Gesundheitsberufen. Herausforderungen und Perspektiven für die wissenschaftliche Weiterbildung*. Weinheim, München: Juventa-Verl., S. 27–49.
- Fiehler, Reinhard/Thimm, Caja (2003): Das Alter als Gegenstand linguistischer Forschung – eine Einführung in die Thematik. In: Fiehler, Reinhard (Hg.): *Sprache und Kommunikation im Alter*. Online-Ausg. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung, S. 7–16.
- Fischer-Börold, Cornelia/Zettl, Siglind (2006): Demenz. Formen von Demenz - Vorbeugung - Tipps für Angehörige - Leben in Würde. 1. Aufl. Hannover: Schlütersche (= Visite - Die Gesundheitsbibliothek).
- Fischer-Lichte, Erika (2001): Wahrnehmung und Medialität. Tübingen: Francke.
- Fischer-Lichte, Erika (2004): Ästhetik des Performativen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (= Edition Suhrkamp; 2373).
- FITLicht e.V. (2009): Licht für Senioren. Leitlinien zur tageslichtorientierten Innen-Beleuchtung von Wohnungen für ältere Menschen. URL: http://www.fitlicht.de/wp-content/uploads/2012/05/090914_cht_Beleuchtung_in_Altenheimen.pdf [Stand: 30. März 2017].
- Flick, Uwe. (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaft. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (2005): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Flick, Uwe (2008): Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Foerster, von Heinz/Glaserfeld von Ernst (1992): Einführung in den Konstruktivismus: Beiträge von Heinz von Foerster, Ernst von Glasersfeld, Peter M. Hejl, Siegfried J. Schmidt, Paul Watzlawick. München: Piper.
- Foucault, Michel (1992): Andere Räume. In: Barck, Karlheinz et al. (Hg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig: Essays, S. 34-46.
- Fromm, Ludwig (2012): Situativ bestimmte Qualitäten im Raum Leibliche Dispositionen situativer Erfahrungen. Eine Studie. In: Goetz, Rainer/Graupner, Stefan (Hg.): *Atmosphäre(n). Interdisziplinäre Annäherungen an einen unscharfen Begriff*. München: kopaed, S. 69–94.
- Fuchs, Thomas (2000a): Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Fuchs, Thomas (2000b): Psychopathologie von Leib und Raum. Phänomenologisch-empirische Untersuchungen zu depressiven und paranoiden Erkrankungen. Darmstadt: Steinkopff (= Monographien aus dem Gesamtgebiete der Psychiatrie; Bd. 102)
- Ganguin, Sonja/Sander, Uwe (2007): Einleitung: Sensation, Skurilitäten und Tabus in den Medien. In: Ganguin, Sonja/Sander, Uwe (Hg.): *Sensation, Skurrilität und Tabus in den Medien*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 9–23.
- Gebauer, Iris/Breuninger, Clemens (2009): Atmosphären in Einkaufsstrassen. Eine Untersuchung auf der Königstraße in Stuttgart anhand der ViAT-Methode. indicatus (Hg.). URL: http://www.indicatus.com/file_download/47/indicatus_ViAT-Studie_Koenigstr-Stgt_Vollversion.pdf [Stand: 02. März 2017].
- Gennep, Arnold van (2005): Übergangsriten. (les rites de passage). 3. Aufl. Frankfurt am Main: Campus.
- Gesundheitsberichterstattung des Bundes (2015): Pflegeheime (Anzahl). Gliederungsmerkmale: Jahre, Deutschland, Pflegeangebot, Träger, Kapazitätsgrößenklassen. URL: https://www.gbe-bund.de/oowa921-in-stall/servlet/oowa/aw92/dboowasys921.xwdevkit/abrechnung.prc_abr_test_lo-gon?p_uid=gast&p_aid=0&p_knoten=FID&p_sprache=D&p_suchstring=70&p_th_id=-8 [Stand: 06. März 2017].
- Goethe, Johann Wolfgang (1810): Zur Farblehre. URL: http://www.farbenwelten.de/uploads/media/zur_Farbenlehre.pdf [Stand: 10. März 2017].
- Goffman, Erving (1973): Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt (am Main): Suhrkamp.
- Gugutzer, Robert (2017): Leib und Situation. Zum Theorie- Forschungsprogramm der Neophänomenologischen Soziologie. In: Zeitschrift für Soziologie 46 (3): 147-166.
- Gupta, Kant/Gupta, Shakti, Kumar/Kant, Sunil (2007): Modern Trends in Planning and Designing of Hospitals: Principles and Practice. Jaypee Brothers Medical Publishers. New Delhi.
- Guzzoni, Ute (1999): Wohnen und Wandern. Düsseldorf. Parerga
- Habermas, Jürgen (2011): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Nr. 1157. Berlin.
- Habersam, Michael (2009): Management öffentlicher Krankenhäuser. Eine Rekonstruktion der theoretischen Grundlagen. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Häder, Michael (2015): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung. 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Hahn, Achim (2014): „Erlebnis Landschaft und das Erzeugen von Atmosphären“. In: Hahn, Achim (Hg.): *Erlebnislandschaft - Erlebnis Landschaft? Atmosphären im architektonischen Entwurf*. s.l.: transcript Verlag (= Architekturen; v.13), S. 41–96
- Hammer, Eckart (1994): Qualifikationsanforderungen in der Altenhilfe. Begründung und Entwicklung eines gemeinsamen Weiterbildungskonzeptes für Altenpflege und Sozialarbeit. Frankfurt am Main, New York: P. Lang (= Europäische Hochschulschriften. Reihe XI, Pädagogik Publications universitaires européennes. Série XI, Pédagogie European university studies. Series XI, Education; 579).
- Hammer, Renate/Radinger, Gregor (2013): Belichtung und Beleuchtung von Innenräumen. In: Bachmann, Peter (Hg.): *Mit Sicherheit gesund bauen. Fakten, Argumente und Strategien für das gesunde Bauen, Modernisieren und Wohnen*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer Vieweg, S. 202–223.
- Hammes, Winfried (2013): Haushalte und Lebensformen der Bevölkerung. Ergebnisse des Mikrozensus 2012. destatis - Bundesamt für Statistik (Hg.). Wiesbaden: Statistisches Bundesamt, Wirtschaft und Statistik. URL: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/WirtschaftStatistik/Bevoelkerung/HaushalteLebensformen_112013.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 03. März 2017].
- Hasse, Jürgen (2002): Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein. In: Hasse, Jürgen (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie (= Natur - Raum - Gesellschaft; 3), S. 61–114.
- Hasse, Jürgen (2003): Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln? In: Döring, Ernst Martin/Engelhardt, Gunther H./Feindt, Peter H. (Hg.): *Stadt - Raum - Natur. Die Metropolregion als politisch konstruierter Raum*. Hamburg: Hamburg Univ. Press, S. 171–199.
- Hasse, Jürgen (2005): Fundsachen der Sinne. Eine phänomenologische Revision alltäglichen Erlebens. Originalausg. Freiburg: K. Alber (= Neue Phänomenologie; Bd. 4).
- Hasse, Jürgen (2008): Zur Bedeutung von Ästhetisierung im Stadtraum. In: Hasse, Jürgen (Hg.): *Die Stadt als Wohnraum*. Orig.-Ausg. Freiburg, Br, München: Alber, S. 109–132.
- Hasse, Jürgen (2009): Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft. Bielefeld: Transcript-Verl (= Kultur- und Medientheorie).
- Hasse, Jürgen (2012a): Atmosphären der Stadt. Aufgespürte Räume. Berlin: Jovis.

- Hasse, Jürgen (2012b): Atmosphären des Lichts - Medien des Urbanen? In: Goetz, Rainer/Graupner, Stefan (Hg.): *Atmosphäre(n). Interdisziplinäre Annäherungen an einen unscharfen Begriff*. München: kopaed, S. 31–54.
- Hasse, Jürgen (2013): Zur Macht von Atmosphären. - im Regieren der Stadt wie des eigenen Selbst -. IBA_Hamburg (Hg.). Hamburg (= Hamburg voraus). URL: http://www.iba-hamburg.de/fileadmin/Erleben_2013/Kongresse/Stadt_Neu_Bauen/SNB_Hasse.pdf [Stand: 26. März 2017].
- Hasse, Jürgen (2014): Was Räume mit uns machen - und wir mit ihnen. Kritische Phänomenologie des Raumes. Orig.-Ausg. Freiburg, München: Alber.
- Hasse, Jürgen (2015): Der Leib der Stadt. Phänomenographische Annäherungen. 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Alber, K.
- Hasselhorn, Hans-Martin/Müller, Bernd H./Tackenberg, Peter (2005): Die Untersuchung des vorzeitigen Ausstiegs aus dem Pflegeberuf in Europa - die europäische NEXT-Studie. In: Hasselhorn, Hans-Martin (Hg.): *Berufsausstieg bei Pflegepersonal. Arbeitsbedingungen und beabsichtigter Berufsausstieg bei Pflegepersonal in Deutschland und Europa*. Bremerhaven: Wirtschaftsverl. NW, Verl. für Neue Wiss. (= Schriftenreihe der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin. Übersetzung; 15), S. 11–21.
- Hasselhorn, Hans-Martin et al. (2005): Wunsch nach Berufsausstieg bei Pflegepersonal in Deutschland. In: Hasselhorn, Hans-Martin (Hg.): *Berufsausstieg bei Pflegepersonal. Arbeitsbedingungen und beabsichtigter Berufsausstieg bei Pflegepersonal in Deutschland und Europa*. Bremerhaven: Wirtschaftsverl. NW, Verl. für Neue Wiss. (= Schriftenreihe der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin. Übersetzung; 15), S. 135–147.
- Hauskeller, Michael (1995): Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung. Berlin: Akad.-Verl.
- Haverkamp, Michael (2009): Synästhetisches Design. Kreative Produktentwicklung für alle Sinne. 1. Aufl. München, Wien: Hanser.
- Haverkamp, Michael (2006): Auditiv-visuelle Verknüpfungen im Wahrnehmungssystem und die Eingrenzung synästhetischer Phänomene. In: Jewanski, Jörg/Sidler, Natalia (Hg.): *Farbe, Licht, Musik. Synästhesie und Farblichtmusik*. Bern, New York: Lang (= Zürcher Musikstudien; 5), S. 32–73.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Nr. 613: Vorlesung über die Ästhetik I. Suhrkamp. Berlin.
- Heidegger, Martin (1951): Bauen Wohnen Denken. In: Heidegger, Martin (Hg.): *Vorträge und Aufsätze*. 10. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 334–352.
- Heidegger, Martin (1967): Sein und Zeit. 11. Aufl. Tübingen: M. Niemeyer.

- Heimendahl, Eckart (1961): Licht und Farbe. Ordnung und Funktion der Farbwelt. Berlin: De Gruyter.
- HeimMindBauV - Heimmindestbauverordnung: „Verordnung über bauliche Mindestanforderungen für Altenheime, Altenwohnheime und Pflegeheime für Volljährige (Heimmindestbauverordnung - HeimMindBauV). i.d.F. 25. November 2003“. BMJV - Bundesministerium der Justiz. URL: <http://www.gesetze-im-inter-net.de/heimmindbauv/BJNR001890978.html#BJNR001890978BJNG000500327> [Stand: 30. März 2017].
- Heinze, Thomas (2001): Qualitative Sozialforschung. Einführung, Methodologie und Forschungspraxis. München: R. Oldenburg.
- Heinzelmann, Martin (2004): Das Altenheim--immer noch eine "Totale Institution"? Eine Untersuchung des Binnenlebens zweier Altenheime. 1. Aufl. Göttingen: Cuvillier.
- Henckmann, Wolfhart (2007): Atmosphäre, Stimmung, Gefühl. In: Goetz, Rainer/Graupner, Stefan (Hg.): *Atmosphäre(n). Interdisziplinäre Annäherungen an einen unscharfen Begriff*. München: kopaed, S. 45–84.
- Hering, Ekbert/Schröder, Bernd S. W. (2013): Springer Ingenieurtabellen. Berlin: Springer Vieweg.
- Hjaltadóttir, Ingibjörg; Gústafsdóttir, Margrét (2007): Quality of life in nursing homes: perception of physically frail elderly residents. *Scandinavian Journal of Caring Sciences*, 21 (1), 48 – 55.
- Hoffmann, Sunsanne (2013): Atmosphäre als partizipative Entwurfsstrategie. Berlin: Technische Universität Berlin [Stand: 18. März 2017].
- Höhne, Alexander G. (2005): Faust als Vorbild? Der Pakt mit Mephistopheles ; ein Essay zu Goethes Faust. Norderstedt: Books on Demand.
- Holfeld, Monika (2013): Licht und Farbe. Planung und Ausführung bei der Gebäudegestaltung. 1. Aufl. Berlin: Beuth (= Beuth Praxis).
- Homann, Harald (1989): Gesetz und Wirklichkeit in den Sozialwissenschaften: vom Methodenstreit zum Positivismusstreit. Tübingen: Hochschulschriften.
- Honer, Anne (2000): Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines/Flick, Uwe (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch-Verl., S. 194–204.
- Hradil, Stefan (2006): Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich. [Lehrbuch]. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Huber, Martin (2005): Autonomie im Alter. Leben und Altwerden im Pflegeheim ; wie Pflegende die Autonomie von alten und pflegebedürftigen Menschen fördern. Hannover: Schlüter (= Pflegekolleg).

- Janson, Alban/Wolfrum, Sophie (2008): Leben bedeutet zu Hause zu sein, wo immer man hingeht. In: Hasse, Jürgen (Hg.): *Die Stadt als Wohnraum*. Orig.-Ausg. Freiburg, Br, München: Alber, S. 94–108.
- Johler, Reinhard (2011): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Münster [u.a.]: Waxmann.
- Kaesbohrer, Barbara (2010): Die sprechenden Räume. Ästhetisches Begreifen von Bühnenbildern der Postmoderne : eine kunstpädagogische Betrachtung. München: Utz (= Münchener Universitätsschriften: Theaterwissenschaft; 17).
- Kahana, Eva (1982): A congruence model of person-environment interaction. In: Law-ton, M. Powell/Windley, Paul G./Byerts, Thomas O. (Hg.): *Aging and the environment. Theoretical approaches*. New York: Springer (= Gerontological monograph; 7), S. 127–141.
- Kaiser, Gudrun (2014a): Vom Pflegeheim zur Hausgemeinschaft. KDA - Kuratorium Deutsche Altenhilfe (Hg.). URL: http://www.infaqt.de/media/files/nrw_vom_pflegeheim_zur_hausgemeinschaft.pdf [Stand: 04. März 2017].
- Kaiser, Gudrun (2014b): Bauen für ältere Menschen. Wohnformen, Planung, Gestaltung, Beispiele. Köln: Müller (= Architektur).
- Kant, Immanuel (1800): *Logik. Ein Handbuch zur Vorlesungen*. Königsberg. URL: <http://www.textlog.de/kant-logik-begriff-logik.html> [Stand: 30. März 2017]
- Kant, Immanuel (1922): *Kritik der Urteilskraft*. 5. Aufl. Leipzig: Felix Meiner.
- Kant, Immanuel (2006): *Kritik der Urteilskraft*. Beilage Erste Einleitung in die "Kritik der Urteilskraft". In: Klemme, Heiner/Giordanetti, Piero (Hg.): *Kritik der Urteilskraft*. Beilage Erste Einleitung in die "Kritik der Urteilskraft". Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines/Flick, Uwe (Hg.) (2000): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch-Verl.
- Karl, Fred (2012): Das Altern der 'neuen' Alten. Eine Generation im Strukturwandel des Alters. Berlin, Münster: Lit (= Soziale Gerontologie; 1).
- Kazig, Rainer (2007): Atmosphären – Konzept für einen nichtrepräsentativen Zugang zum Raum. In: Berndt, Christian (Hg.): *Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn*. Bielefeld: Transcript-Verl. (= Kultur und soziale Praxis), S. 167–187.
- Kazig, Rainer (2013): Atmosphären. Ein leibbezogener Zugang zur menschlichen Sinnlichkeit. In: *Kulturmanagement*, H. 76, S. 12–14.

- Keding, Melanie (2013): Erlebter Stadtraum. Eine ethnografische Untersuchung zum Ulmer Münsterplatz. Eberhard Karls Universität (Hg.). Tübingen. URL: https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/48025/pdf/Keding_Erlebter_Stadtraum_2013_end.pdf?sequence=1&isAllowed=y [Stand: 07. März 2017].
- Kimura, Bin (2007): Das Zwischen als Grundlage der phänomenologischen Methode in der psychiatrisch-psychotherapeutischen Praxis. In: Debus, Stephan (Hg.): *Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung*. 1. Aufl. Bonn: Psychiatrie-Verl. (= Forschung für die Praxis - Hochschulschriften), S. 248–260.
- Kitwood, Tom M. (2008): Demenz. Der person-zentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen. 5. Aufl. Müller-Hergl, Christian (Hg.). Bern: Huber (= Pflegepraxis - Altenpflege).
- Klausner, Michaela/Hausar, Gernot (2009): Spezielle Pathologie für medizinische Masseure und medizinisches Personal. Wien: Facultas.wuv.
- Klinger, Johannes (2005): Farbe und Licht. Geistliche Beschreibungen von Fenstern im Freiburger Münster Unserer Lieben Frau. Freiburg [Breisgau]: Promo-Verl.
- Knesebeck, Olaf von dem (1998): Subjektive Gesundheit im Alter. Soziale, psychische und somatische Einflüsse. Münster: Lit (= Medizinsoziologie; 7).
- Knoblich, Hans/Scharf, Andreas/Schubert, Bernd (2003): Marketing mit Duft. 4. Aufl. München: Oldenburg.
- Koll, Julia (2007): Körper beten. Religiöse Praxis und Körpererleben. Stuttgart: Kohlhammer (85).
- Konzept & Markt (Hg.) (2010): Deutscher Altenpflege Monitor. Passt Ihr Angebot auch morgen noch zur Nachfrage? Wiesbaden: Evangelische Heimstiftung. URL: http://www.konzept-und-markt.com/tl_files/PDFs/Vortraege/Vortrag%20Veraenderungen%20der%20Kundenwuensche%20aus%20fuenf%20Jahren%20Deutscher%20Altenpflege-Monitor%20Juni%202010.pdf [Stand: 25. März 2017].
- Kownatzki, Salmone/Putz, Maika (2011): Auswirkungen halböffentlicher Flächen auf Sozialverhalten und Wohnzufriedenheit im Altenheim. Forschungsbericht. Richter, Peter G. (Hg.). Dresden: Institut für Arbeits-, Organisations- und Sozialpsychologie TU-Dresden.
- Krämer, Katrin/Nolting, Hans-Dieter (2010): Schwerpunktthema Schlafstörungen. Heidelberg: Medhochzwei (= Beiträge zur Gesundheitsökonomie und Versorgungsforschung; 1).

- Kreimer, Reinhard (2010): Faszination Altern. Gelingender Lebensabend durch Ressourcenoptimierung. Münster, New York, NY, München, Berlin: Waxmann.
- Lamnek, Siegfried; Krell, Claudia (2016): Qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz Verlag.
- Land, Beate/Stressler, Swetlana (2012): HR-Controlling im Krankenhaus. In: Klein, Andreas (Hg.): *Controlling-Instrumente für modernes Human Resource Management*. Freiburg, Br, Berlin, München: Haufe-Gruppe, S. 149–162.
- Lawton, M. Powell (1982): Competence, environmental press and adaption. In: Lawton, M. Powell/Windley, Paul G./Byerts, Thomas O. (Hg.): *Aging and the environment. Theoretical approaches*. New York: Springer (= Gerontological monograph; 7), S. 33–59.
- Lederer, Arno (2013): Erschließungsräume - Orte der Begegnung oder Eldorado der Bauvorschriften. In: Schittich, Christian (Hg.): *Im Detail: Erschließungsräume. Treppen, Rampen, Aufzüge, Wegeführung, Entwurfsgrundlagen*. München: Ed. Detail - Institut für internationale Architektur-Dokumentation (= Im Detail), S. 14–21.
- Leeuwen, Hendrik van der (1984): Wohnökologie. Allg. Einl. zur Wechselwirkung zwischen Mensch u. gebauter Umgebung. Baltmannsweiler: Schneider.
- Lehr, Ursula (2003): Psychologie des Alterns. 10. Aufl. Wiebelsheim: Quelle & Meyer.
- LfAS - Bayerisches Landesamt für Arbeitsschutz, Arbeitsmedizin und Sicherheitstechnik (2004): Arbeitsstättenverordnung und Arbeitsstättenrichtlinien. Ein Wegweiser für Arbeitgeber und Beschäftigte. URL: <http://www.stmas-test.bayern.de/arbeitsschutz/technisch/arbeitsstaettenvo.pdf> [Stand: 20. März 2017].
- Licht.de (2010): Wirkung des Lichts auf den Menschen. Frankfurt, M: Licht.de, Fördergemeinschaft Gutes Licht (19).
- Licht.de, LiTG (Hg.) (2012): licht.wissen 07. Gesundheitsfaktor Licht. Frankfurt am Main. URL: http://www.licht.de/fileadmin/shop-downloads/lichtwissen07_Gesundheitsfaktor-Licht.pdf [Stand: 12. März 2017].
- Liedtke, Susanne/Popp, Jürgen (2012): Laser, Licht und Leben. Hoboken: John Wiley & Sons.
- Linck, Wolfgang (2002): Alltag mit Dementen. Pflegekräfte und ihre Klienten in der ambulanten Pflege. Hannover: Schlüter (= Pflege).
- Lindemann, Gesa (2002): Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin. München. Wilhelm Fink Verlag.

- Link, Leonore (2000): Unselbständigkeit im Alter aus ökologischer Perspektive. Ergebnisse einer anwendungsorientierten Forschung zur Verbesserung der Situation zu Hause lebender hilfs- oder pflegebedürftiger älterer Menschen. Kassel: Kassel Univ. Press.
- Loderer, Benedikt (2007): Lichtplanung: Stimmung mit Licht erzeugen. In: Hochparterre: Zeitschrift für Architektur und Design, H. 20, S. 28–29. URL: Link: <http://dx.doi.org/10.5169/seals-123227>.
- Loer, Helga (2003): Wohnbedürfnisse und Wohnformen. In: Hedderich, Ingeborg/Loer, Helga (Hg.): *Körperbehinderte Menschen im Alter. Lebenswelt und Lebensweg*. Bad Heibrunn /Obb: Klinkhardt, S. 55–80.
- Loffing, Dina/Loffing, Christian (2010): Mitarbeiterbindung ist lernbar. Praxiswissen für Führungskräfte in Gesundheitsfachberufen. Dordrecht: Springer.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; 1506).
- Luchs, Christoph (2011): InDesign CS5. Das Profihandbuch. München/Germany: Addison-Wesley (= dpi).
- Lüppens, Marcus (2006): Der Markendiamant. Marken richtig vermarkten. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden.
- Maderthaner, Rainer (1998): Wohlbefinden, Lebensqualität und Umwelt. In: Kryspin-Exner, Ilse (Hg.): *Klinische Psychologie und Gesundheitspsychologie. Postgraduale Aus- und Weiterbildung*. Wien: WUV, Univ.-Verl., S. 483–508.
- Mahayni, Ziad (2002): Neue Ästhetik. Das Atmosphärische und die Kunst. München: Fink.
- Mahayni, Ziad (2003): Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Phänomenologie der Natur am Beispiel der vier Elemente. Rostock: Koch (= Lynkeus; 9).
- Martin, Isabel (2009): Kundenbindung im beratungsintensiven Einzelhandel. Eine empirische Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung von Konsumentenheterogenität. Wiesbaden: Gabler.
- Matolycz, Esther (2011): 100 Tipps für den Einzug neuer Bewohner in eine Pflegeeinrichtung. Hannover: Schlütersche (= Brigitte-Kunz-Verlag).
- Mauel, Herbert/Tews, Bernd (2013): Analyse: Fachkräftemangel in der Pflege nimmt weiter drastisch zu. bpa Pressemitteilung. Bundesagentur für Arbeit legt Fachkräfteanalyse vor: bpa fordert schnelle Entlastung durch qualifizierte Zuwanderung. Berlin: Bundesverband privater Anbieter sozialer Dienste e.V., 2013. URL: <http://www.presseportal.de/pm/17920/2396395/analyse-fachkraeftemangel-in-der-pflege-nimmt-weiter-drastisch-zu-bundesagentur-fuer-arbeit-legt> [Stand: 25. März 2017].

- Mausfeld, Rainer (2001): Allgemeine Sinnesphysiologie (General Sensory Physiology). In: Blickhan, Reinhard/Dudel, Josef/Dudel-Menzel-Schmidt (Hg.): *Neurowissenschaft. Vom Molekül zur Kognition ; mit 32 Tabellen*. 2. Aufl. Berlin [u.a.]: Springer (= Springer-Lehrbuch), S. 279–295.
- Mausfeld, Rainer (2005): Vom Sinn in den Sinnen. Wie kann ein biologisches System Bedeutung generieren? In: Elstner, Norbert/Lüer, Gerd (Hg.): *"-- sind eben alles Menschen". Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung*. Göttingen: Wallstein, S. 47–79.
- Mausfeld, Rainer (2007): Zur Natur der Farbe. Die Organisationsweise von „Farbe“ im Wahrnehmungssystem. In: Steinbrenner, Jakob/Glasauer, Stefan (Hg.): *Farben. Betrachtungen aus Philosophie und Naturwissenschaften*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; 1825), S. 332–362.
- Mausfeld, Rainer (2011): Wahrnehmungspsychologie. In: Schütz, Astrid (Hg.): *Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder*. 4. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (= Content plus), S. 66–80.
- Mausfeld, Rainer (2012): Der Schein des Realen. Die empiristische Fehlkonzeption der Wahrnehmung und das Wahrnehmungsattribut „phänomenal real“. In: Kluck, Steffen/Volke, Stefan (Hg.): *Näher dran? Zur Phänomenologie des Wahrnehmens*. 1. Aufl. Freiburg i. Br: Alber (= Neue Phänomenologie; 18), S. 192–219.
- Mausfeld, Rainer (2013): Zur Phänomenologie und internen Semantik der Wahrnehmungsattribute 'phänomenal real' und 'phänomenal unreal'. In: Mertens, Karl (Hg.): *Wahrnehmen, Fühlen, Handeln. Phänomenologie im Wettstreit der Methoden*. Münster: mentis, S. 31–53.
- Mayer, Hanna (2007): Pflegeforschung kennenlernen. Elemente und Basiswissen für die Grundausbildung. 4., aktualisierte und überarb. Aufl. Wien: Facultas-WUV.
- Mayer, Hanna (2011): Pflegeforschung anwenden. Elemente und Basiswissen für Studium und Weiterbildung. 3., aktualisierte und überarb. Aufl. Wien: Facultas.
- Meerwein, Gerhard et al. (2007): Farbe. Kommunikation im Raum. 1st English ed // 1. English ed. Basel, Boston: Birkhauser Verlag; Birkhäuser.
- Mees, Grégory/Slaets, Peter (2012): Materialien für den Innenraum. Eigenschaften - Funktion - Ästhetik ; über 1000 Beispiele. 1. Aufl. München: Dt. Verl.-Anst.
- Meisenheimer, Wolfgang (2004): Das Denken des Leibes und der architektonische Raum. 1. Aufl. Köln: König.
- Meisenheimer, Wolfgang (2008): Die Konstruktion von Innenraumgefühlen durch Architektur. In: Hasse, Jürgen (Hg.): *Die Stadt als Wohnraum*. Orig.-Ausg. Freiburg, Br, München: Alber, S. 40–44.

- Meisenheimer, Wolfgang (2010): Der Rand der Kreativität. Planen und Entwerfen. Dt. Erstausg. Wien: Passagen-Verl. (= Passagen Architektur).
- Menche, Nicole (Hg.) (2013): Pflege heute. Lehrbuch für Pflegeberufe. München: Elsevier, Urban & Fischer.
- Methfessel, Barbara (2010): Esskultur und familiale Alltagskultur. Pädagogische Hochschule (Hg.). Heidelberg: Dr. Rainer Wild-Stiftung (= Esskultur im Alltag). URL: http://www.familienhandbuch.de/cms/Ernaehrung_Esskultur.pdf [Stand: 14. März 2017].
- Meyer-Sickendiek, Burkhard (2011): Über das Gespür. Neuphänomenologische Überlegungen zum Begriff der "Stimmungslirik". In: Gisbertz, Anna-Katharina (Hg.): *Stimmung. Zur Wiederkehr einer ästhetischen Kategorie*. Paderborn: Fink, Wilhelm (= Einzeltitel Fink), S. 45–62.
- Moers, Martin (2012): Leibliche Kommunikation, Krankheitserleben und Pflegehandeln. In: *Pflege & Gesellschaft* 17, H. 2, S. 111–119.
- Morfeld, Matthias, Stritter Wiebke, Bullinger Monika (2012): Der SF-36 Health Survey. In: Schoffski, Oliver (Hg.): *Gesundheitsökonomische Evaluationen*. Dordrecht: Springer, S. 393–410
- Neubauer, Harry (2010): Sterben im alten- und Pflegeheim. In: Hänisch, Ingrid von (Hg.): *Das gewöhnliche Sterben. Neue Wege der Pflege und Begleitung in Altenheimen ; [Dokumentation der Fachtagung der Stiftung Menschewürdiges Sterben und der Theodor-Springmann-Stiftung vom 16. Oktober 2009 in Berlin]*. Berlin: Theodor-Springmann-Stiftung, Patienteninformationsstelle, S. 30–37.
- Nickl-Weller, Christine/ Nickl Hans (2013): *Healing Architecture*. Braun Publishing. Salenstein.
- Nøhr, Lars (2015): *Nursing Home of the Future. The living Lab' in Aalborg*. München.
- Nölle, Kerstin/Goesmann, Christina (2009): Berufe im Schatten – Pflegen kann nicht Jeder! Wertschätzung für die (Alten-)Pflege. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät (Hg.). Dortmund: Technische Universität Dortmund. URL: http://www.berufe-im-schatten.de/data/forschungsstand_pflege_1.pdf [Stand: 22. März 2017].
- Oberhaus, Lars (2010): Hier tanzt der Leib. Wie sich Körper- und Leiberleben im Tanz unterscheiden. In: *Zeitschrift ästhetischer Bildung* 2, H. 1, S. 1–14. URL: <http://zaeb.net/index.php/zaeb/article/viewFile/34/30> [Stand: 22. März 2017].
- Paul, Sabine (2012): *Paläopower. Das Wissen der Evolution nutzen für Ernährung, Gesundheit und Genuss*. Originalausg. München: Beck (= Beck'sche Reihe).

- Peez, Georg (2001): Qualitative empirische Forschung in der Kunstpädagogik. Methodologische Analysen und praxisbezogene Konzepte zu Fallstudien über ästhetische Prozesse, biografische Aspekte und soziale Interaktion in unterschiedlichen Bereichen der Kunstpädagogik. 2. Aufl. [Norderstedt]: Books on Demand.
- Pfaff, Heiko (2013): Pflegestatistik 2011, Ländervergleich – Pflegeheime. destatis - Bundesamt für Statistik (Hg.). Wiesbaden. URL: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Gesundheit/Pflege/LaenderPflegeheime5224102119004.pdf?__blob=publicationFile [Stand: 11. März 2017].
- Pfister, Dieter (2011): Raum - Atmosphäre - Nachhaltigkeit. Emotionale und kulturelle Aspekte der sozialen Nachhaltigkeit des Bauens, des Immobilienmarketings und der Gebäudebewirtschaftung. Basel: Edition gesowip.
- Pleschberger, Sabine (2004): Bloß nicht zur Last fallen! Leben und Sterben in Würde aus der Sicht alter Menschen in Pflegeheimen. Gießen: Justus-Liebig-Universität. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2005/2157/pdf/PleschbergerSabine-2005-03-14.pdf> [Stand: 19. März 2017].
- Plessner, Helmuth (2003): Die Einheit der Sinne. Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes. In: Dux, Günter (Hg.): *Anthropologie der Sinne. Gesammelte Schriften, Band III*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 1626), S. 7–315.
- Polit, Denise F./Beck, Cheryl Tatano (2012): Nursing research. Generating and assessing evidence for nursing practice. Ninth Edition. Philadelphia: Wolters Kluwer Health/Lippincott Williams & Wilkins.
- PONS (2017): Online Wörterbuch. URL: <http://de.pons.com/%C3%BCbersetzung/deutsche-rechtschreibung/apophatisch> [Stand: 10. März 2017].
- Popper, Karl, R. (1980): Die Logik der Sozialwissenschaften. In: Adorno, Theodor W. (Hg.) (1980a): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. 8. Aufl. Darmstadt: Luchterhand (= 72), S. 103–123.
- Pothast, Ulrich (1988): Philosophisches Buch. Schrift unter der aus der Entfernung leitenden Frage, was es heißt, auf menschliche Weise lebendig zu sein, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Proust, Marcel (2004): Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Frankfurter Ausgabe - Band 7: Die wiedergefundene Zeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Rauh, Andreas (2012): Die besondere Atmosphäre. Ästhetische Feldforschungen. Bielefeld: Transcript.

- Reents, Friederike von (2011): Forschung zur Färbung der Gefühle - Ein Plädoyer für Stimmungsphilologie : literaturkritik.de. Heidelberg. URL: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=17111 [Stand: 07. März 2017].
- Rehmann-Sutter, Christoph (1996): Leben beschreiben. Über Handlungszusammenhänge in der Biologie. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Reichardt, Christoph/Petersen-Ewert, Corinna (2014): Duales Studium Pflege – Zielgruppe, Gründe für die Studienwahl und gesundheitsbezogene Lebensqualität zu Studienbeginn. In: Pflege & Gesellschaft 3, H. 19, S. 236–250.
- Reimann, Helga (1994): Das Alter. Einführung in die Gerontologie ; 19 Tabellen. 3. Aufl. Stuttgart: Enke (= Flexibles Taschenbuch SOZ).
- Richter, Andrea (2009): Kulturpädagogik und Denkmalpflege in Bayern. Grundlagen einer Denkmalpädagogik. Berlin, Münster: Lit (= Literatur - Kultur - Medien; 11).
- Rittelmeyer, Christian (2002): Pädagogische Anthropologie des Leibes. Biologische Voraussetzungen der Erziehung und Bildung. Weinheim: Juventa.
- Rittelmeyer, Christian (2009): Der Gleichgewichtssinn in der Architekturwahrnehmung. In: Schönhammer, Rainer (Hg.): *Körper, Dinge und Bewegung. Der Gleichgewichtssinn in materieller Kultur und Ästhetik*. 1. Aufl. Wien: Facultas.wuv, S. 231–241.
- Robert Koch Institut (Hg.) (2006): Gesundheit in Deutschland. Berlin: Robert Koch-Institut (= Gesundheitsberichterstattung des Bundes).
- Rogge, Petra (2013): Atmosphären. Registrieren! Rezipieren! Produzieren? Claudia Moser Verlag (Hg.). Lörrach. URL: <http://www.information-philosophie.de/?a=1&t=7211&n=2&y=5&c=29> [Stand: 18. März 2017].
- Rothgang, Heinz (2008): GEK-Pflegereport 2008. Schwerpunktthema: Medizinische Versorgung in Pflegeheimen. GEK – Gmünder Ersatz Kasse (Hg.). Schwäbisch Gmünd (= Schriftenreihe zur Gesundheitsanalyse, Band 66). URL: http://www.liga-rlp.de/fileadmin/LIGA/Internet/Downloads/Dokumente/Dokumente_2008/GEK-Pflegereport-2008_-_Schwerpunkt_Medizinische_Versorgung_in_Heimen.pdf [Stand: 22. März 2017].
- Rothgang, Heinz et al. (2011): BARMER GEK Pflegereport 2011. Schwerpunktthema: zusätzliche Betreuungsleistungen für Personen mit erheblich eingeschränkter Alltagskompetenz. St. Augustin: Asgard-Verl (= Schriftenreihe zur Gesundheitsanalyse).
- Rupert-Kruse, Patrick (2012): Atmosphären: Gestimmte Räume und sinnliche Wahrnehmung. URL: <http://arthist.net/archive/3033/view=pdf> [Stand: 26. März 2017].

- Rupprecht, Ronald (2008): Psychologische Theorien zum Alternsprozess. In: Oswald, Wolf D./Gatterer, Gerald/Fleischmann, Ulrich M. (Hg.): *Gerontopsychologie. Grundlagen und klinische Aspekte zur Psychologie des Alterns*. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wien, New York: Springer, S. 13–25.
- Rybczynski, Witold (1991): Verlust der Behaglichkeit. Wohnkultur im Wandel der Zeit. Ungekürzte Ausg. München: Dt. Taschenbuch-Verl (11439).
- Ryff, Carol, D. (1989): Happiness is everything or is it? Explorations on the meaning of psychological well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*, 57 (6), 1069-1081.
- Schapp, Wilhelm (1985): In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding (3. Aufl.), Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Schielke, Thomas (2013): Mit Licht Orientierung schaffen und Wege inszenieren. In: Schittich, Christian (Hg.): *Im Detail: Erschliessungsräume. Treppen, Rampen, Aufzüge, Wegeführung, Entwurfsgrundlagen*. München: Ed. Detail - Institut für internationale Architektur-Dokumentation (= Im Detail), S. 34–39.
- Schierz, Christoph (2005): Grundlagen der Ökologie I. Skript für Bachelor-Studiengang in Architektur an der Eidgenössischen Technischen Universität in Zürich. In: Department Architektur, 2005. URL: <http://fex-dev2.ethz.ch/eserv/eth:30971/eth-30971-01.pdf> [Stand: 16. März 2017].
- Schirren, Thomas (1998): Aisthesis vor Platon. Eine semantisch-systematische Untersuchung zum Problem der Wahrnehmung. Stuttgart: B.G. Teubner (117).
- Schittich, Christian (2013): Die Erschließung als Konzept. In: Schittich, Christian (Hg.): *Im Detail: Erschliessungsräume. Treppen, Rampen, Aufzüge, Wegeführung, Entwurfsgrundlagen*. München: Ed. Detail - Institut für internationale Architektur-Dokumentation (= Im Detail), S. 8–13.
- Schmidt, Willhelm (2006): Brauchen wir Gefühle zu unserem Glück? In: Reuser, Bodo/Nitsch, Roman/Hundsalz Andreas (Hg.): *Die Macht der Gefühle. Affekte und Emotionen im Prozess von Erziehungsberatung und Therapie*. Weinheim, München: Juventa-Verl (= Eine @ Veröffentlichung der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e.V), S. 11–21.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2003): Gemütlichkeit: Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Campus Verlag. Frankfurt am Main.
- Schmitz, Hermann (1969): Der Gefühlsraum. System der Philosophie. 3. Band, Teil II. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1978): Die Wahrnehmung. Bonn: Bouvier Verlag Grundmann (= His System der Philosophie; 3. Bd. : Der Raum ; 5. T.).
- Schmitz, Hermann (1980): Neue Phänomenologie. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1990): Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie. Bonn: Bouvier.

- Schmitz, Hermann (1994): *Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie*, Bouvier, Bonn.
- Schmitz, Hermann (1998): Gedächtnis und Erinnerung in neophänomenologischer Sicht. In: *Integrative Therapie*, H. 24, S. 190–213.
- Schmitz, Hermann (1999): *Adolf Hitler in der Geschichte*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (2005a): *System der Philosophie*. Studienausg. Bonn: Bouvier (= *System der Philosophie*; Studienausgabe / Hermann Schmitz ; Bd. 3, Teil 4).
- Schmitz, Hermann (2005b): *Der Raum - Das Göttliche und der Raum*. Bonn: Bouvier (= *System der Philosophie*; Band 3, Teil 4).
- Schmitz, Hermann (2007): Gefühle als Atmosphären. In: Debus, Stephan (Hg.): *Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung*. 1. Aufl. Bonn: Psychiatrie-Verl. (= *Forschung für die Praxis - Hochschulschriften*), S. 260–281.
- Schmitz, Hermann (2008a): Heimisch sein. In: Hasse, Jürgen (Hg.): *Die Stadt als Wohnraum*. Orig.-Ausg. Freiburg, Br, München: Alber, S. 25–40.
- Schmitz, Hermann (2008b): Leib und Gefühl. *Materialien zu einer philosophischen Therapie*. 3. Aufl. Bielefeld, Locarno: Ed. Sirius.
- Schmitz, Hermann (2008c): Die Legitimierbarkeit von Macht. In: Wendel, Hans Jürgen/Kluck, Steffen (Hg.): *Zur Legitimierbarkeit von Macht* (= *Neue Phänomenologie Band 11*) Freiburg, Br, München: Alber, S. 5-19.
- Schmitz, Hermann (2009a): *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. 2. Aufl. Bielefeld: Edition Sirius.
- Schmitz, Hermann (2009b): *Kurze Einführung in die neue Phänomenologie*. Orig.-Ausg. Freiburg, Br, München: Alber.
- Schmitz, Hermann (2011a): *Der Leib*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Schmitz, Hermann (2011b): Die Stimmung einer Stadt. In: Gisbertz, Anna-Katharina (Hg.): *Stimmung. Zur Wiederkehr einer ästhetischen Kategorie*. Paderborn: Fink, Wilhelm (= Einzeltitel Fink).
- Schmitz, Hermann (2012): Atmosphärische Räume. In: Goetz, Rainer/Graupner, Stefan (Hg.): *Atmosphäre(n). Interdisziplinäre Annäherungen an einen unscharfen Begriff*. München: kopaed, S. 17–30.
- Schneider, Silvia (2004): *Angststörungen bei Kindern und Jugendlichen. Grundlagen und Behandlung ; mit 51 Tabellen*. Berlin [u.a.]: Springer.
- Schnell, Martin W./Heinritz, Charlotte (2006): *Forschungsethik. Ein Grundlagen- und Arbeitsbuch mit Beispielen für die Gesundheits- und Pflegewissenschaft*. 1. Aufl. Bern: Huber (= *Pflegeforschung*).
- Schoberth, Ingrid (2014): *Urteilen lernen - Ästhetische, politische und eschatologische Perspektiven moralischer Urteilsbildung im interdisziplinären Diskurs*. 1. Aufl., neue Ausg. Göttingen, Niedersachs: V&R unipress.

- Schöll, Raimund (2009): Ihr Einfluss aufs Stimmungsbarometer. Atmosphärische Intelligenz. In: managerSeminare 130, 2009 Januar, S. 36-. URL: <http://www.atmosphaeriker.de/pages/die-atmosphaeriker/publikationen-der-atmosphaeriker/ihr-einfluss-aufs-stimmungsbarometer.php> [Stand: 16. März 2017].
- Schouten, Sabine (2007): Sinnliches Spüren. Wahrnehmung und Erzeugung von Atmosphären im Theater. Berlin: Verl. Theater der Zeit (= Recherchen / Theater der Zeit; 46).
- Seel, Martin (1996): Eine Ästhetik der Natur. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; 1231).
- Seeligmann, Isaac Leo (2004): Gesammelte Studien zur hebräischen Bibel. Tübingen: Mohr Siebeck (= Forschungen zum Alten Testament; 41).
- Seggern, Hille von/Havemann, Antje (2004): Die Atmosphäre des Ernst-August-Platzes in Hannover. Beobachtungen und Experimente im öffentlichen Raum. Hannover: Inst. für Freiraumentwicklung und Planungsbezogene Soziologie [u.a.].
- Selle, Gerd (1993): Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens. Frankfurt a. M.: Campus.
- Simmel, Georg (1910): Soziologie der Mahlzeit. Festnummer zum hundertjährigen Jubiläum der Berliner Universität. In: Berliner Tagblatt, H. 41, S. 1–2. URL: <http://socio.ch/sim/verschiedenes/1910/mahlzeit.htm> [Stand: 25. März 2017].
- Simmel, Georg (2009): Soziologische Ästhetik. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss. (= Klassiker der Sozialwissenschaften).
- Simner, Julia (2006): Synaesthesia: the prevalence of atypical cross-modal experiences. Psychology, University of Edinburgh Scotland UK (Hg.). Philosophy of Cognitive Science. URL: <http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pubmed/17076063> [Stand: 18. März 2017].
- Sloterdijk, Peter (2009): Du mußt Dein Leben ändern. Über Religion, Artistik und Anthropotechnik. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Soentgen, Jens (1998): Die verdeckte Wirklichkeit. Einführung in die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz. Bonn: Bouvier.
- Spam, Walter (1990): ". . . und es ward Licht." Über die kulturelle Bedeutung einer absoluten Metapher. In: Gebhard, Walter (Hg.): *Licht. Religiöse und literarische Gebrauchsformen*. Frankfurt am Main, New York: P. Lang (= Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft; 14), S. 77–98.
- Steinmann, Nadia (1997): Licht macht Stimmung. In: Hochparterre: Zeitschrift für Architektur und Design 10, H. 9, S. 46–47. URL: <http://dx.doi.org/10.5169/seals-120648>.

- Stidsen, Lone/Kirkegaard, Poul Henning/Fisker, Anna Marie (2009): Lighting quality in hospital wards. Design parameters for a plesurable light atmosphere. Department of Civil Engineering (Hg.). Aalborg University. URL: http://vbn.aau.dk/files/19079509/Lighting_quality_in_hospital_wards [Stand: 25. März 2017].
- Straus, Erwin W (1960): Die Formen des Räumlichen, Ihre Bedeutung für die Motorik und die Wahrnehmung. In: Straus, Erwin (Hg.): Psychologie der Menschlichen Welt. Gesammelte Schriften. Berlin: Springer, S. 141–178.
- Süskind, Patrick (2004): Das Parfum. Die Geschichte eines Mörders. Zürich: Diogenes-Verl (= Diogenes-Taschenbuch; 22800).
- Tellenbach, Hubertus (1968): Geschmack und Atmosphäre. Medien menschlichen Elementarkontaktes. Salzburg: Otto Müller.
- Ternes, Bernd (2000): Soziologische Marginalien. Aufsätze. Marburg: Tectum-Verlag.
- Tessin, Wulf (2008): Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Thibaud, Jean-Paul (2003): Die sinnliche Umwelt von Städten. Zum Verständnis urbaner Atmosphären. In: Hauskeller, Michael (Hg.): *Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis*. Zug/Schweiz: Die Graue Edition (= Die Graue Reihe; 36), S. 280–297.
- Thomas, Kerstin (2011): Bildstimmung als Bedeutung in der Malerei des 19. Jahrhunderts. In: Gisbertz, Anna-Katharina (Hg.): *Stimmung. Zur Wiederkehr einer ästhetischen Kategorie*. Paderborn: Fink, Wilhelm (= Einzeltitel Fink), S. 211–234.
- Thomas, Philipp (1996): Selbst-Natur-sein. Leibphänomenologie als Naturphilosophie. Berlin: Akademie Verlag (= Lynkeus; 4).
- Thiersch, Hans (1986): Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim, München: Juventa.
- Thiersch, Hans; Grundwald, Klaus (2002): Lebenswelt und Dienstleistung. In: Thiersch, Hans: Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim, München: Juventa, S. 127-153.
- Timmermann, Martin (2007): Phänomenologie der Natur: eine methodologische Erweiterung der quantifizierenden Naturwissenschaften. Göttingen: 1Institut für Rurale Entwicklung, Agrarwissenschaftliche Fakultät der Universität Göttingen. URL: http://orgprints.org/9453/1/9453_Timmermann_Vortrag.pdf [Stand: 02. März 2017].

- Tönnies, Ferdinand (1991, ©1979): *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Grundbegriffe der reinen Soziologie. 3., unveränderte Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Tritthart, Martina (2013): Der negative Raum oder die andere Seite des Lichts. Maria Nordman und Nan Hoover: Wahrnehmung Raum Kunst Architektur. In: *Magazin für Kunst und Ästhetik* Oktober, S. 14–25 [Stand: 27. März 2017].
- TUB-Technische Universität Berlin (2017): Vereinbarung zum Datenschutz für wissenschaftliche Interviews. ATLAS-Archiv. URL: <http://web.qualitative-forschung.de/publikationen/postpartale-depressionen/Datenschutzvereinbarung.pdf> [Stand: 11. März 2017].
- Tuominen, Leena; Leino-Kilpi, Helena; Suhonen, Riitta (2014): Older people's experiences of their free will in nursing homes. *Nursing Ethics*. February 2016 vol. 23 no. 1 22-35
- Turner, Victor W. (1992): Prozeß, System, Symbol: Eine neue anthropologische Synthese. In: Habermas, Rebekka/Minkmar, Niels/Cackett, Robin (Hg.): *Das Schwein des Häuptlings. Sechs Aufsätze zur Historischen Anthropologie*. Berlin: K. Wagenbach (= 212), S. 130–146.
- Turner, Victor W. (2005): *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt/Main, New York: Campus-Verl.
- Turner, Victor W. (2006): Liminalität und Communitas. In: Belliger, Andréa (Hg.): *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., S. 247–260.
- Uhrich, Sebastian (2008): Stadionatmosphäre als verhaltenswissenschaftliches Konstrukt im Sportmarketing. Entwicklung und Validierung eines Messmodells. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Thomas Gabler / GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden.
- Uzarewicz, Charlotte (2006a): „Wohn-, Betreuungs- und Pflegeangebote für Menschen höherer Lebensalter“. In: Uzarewicz, Charlotte/Dibelius, Olivia (Hg.): *Pflege von Menschen höherer Lebensalter*. 1. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (= 768), S. 49–73.
- Uzarewicz, Charlotte (2006b): Leiblichkeit. In: Uzarewicz, Charlotte/Dibelius, Olivia (Hg.): *Pflege von Menschen höherer Lebensalter*. 1. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (= 768), S. 126–146.
- Uzarewicz, Charlotte (2007): Atmosphären gestalten Pflege - oder umgekehrt? Atmosphäre was ist das eigentlich, und welche Bedeutung hat sie für den pflegerischen Alltag? Ist der Genesungsverlauf durch ästhetische Arbeit positiv zu beeinflussen? In: *Die Schwester Der Pfleger* 46, 2007 01, S. 55–57.

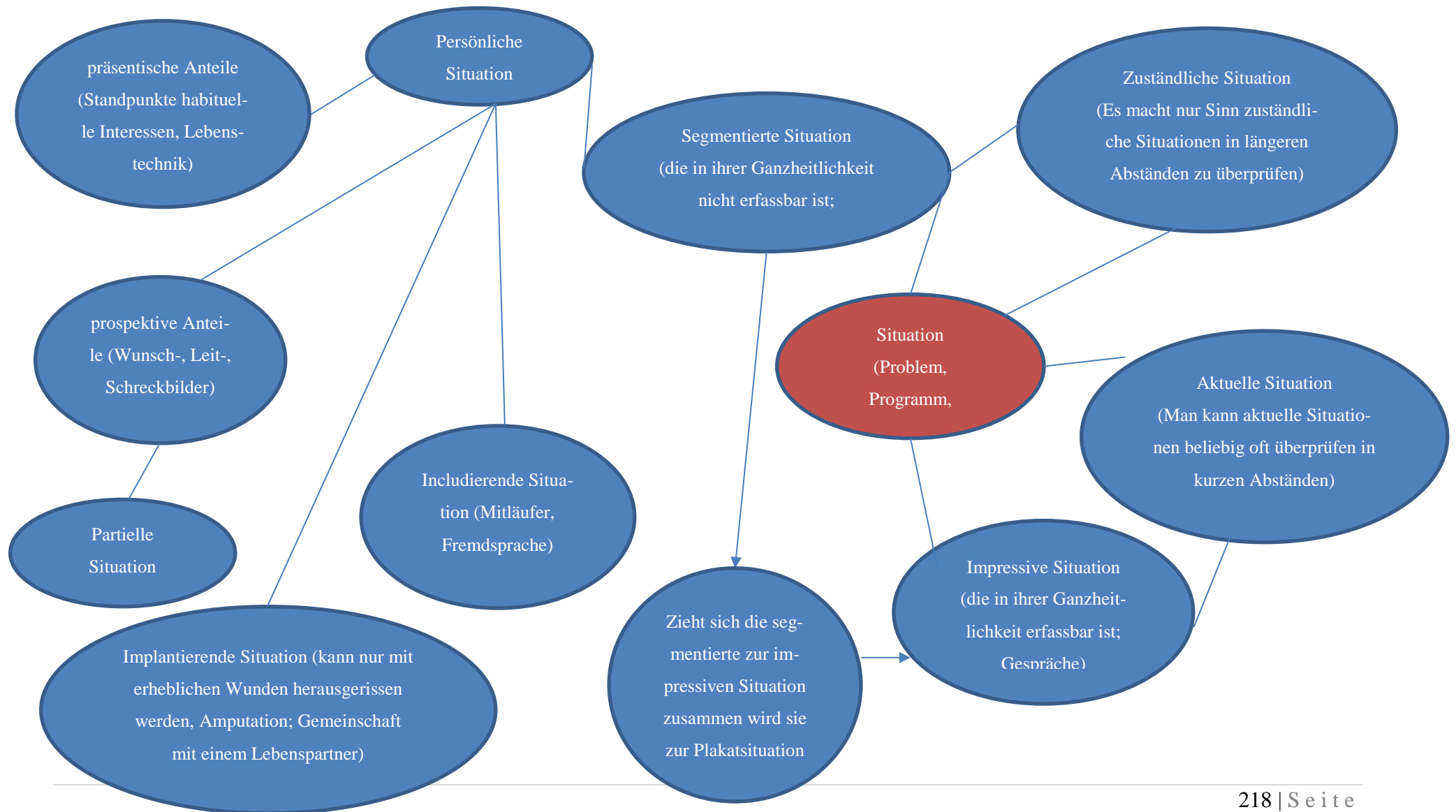
- Uzarewicz, Charlotte (2009): Kann man in einem Altenheim wohnen? München. URL: http://www.gnp-online.de/fileadmin/media/Kann_man_in_einem_Altenheim_wohnen__Ch_Uzarewicz_09.pdf [Stand: 28. März 2017].
- Uzarewicz, Charlotte (2012): Neophänomenologische Betrachtungen über das Altenheim. In: *Pflege & Gesellschaft* 17, H. 2, S. 120–135.
- Uzarewicz, Charlotte (2013a): Das Bett und das Liegen. In: *Pflege in Bayern*, H. 26, S. 12–16 [Stand: 01. März 2017].
- Uzarewicz, Charlotte (2013b): Räume zum Lernen - Räume zum Lehren? Über atmosphärische Einflüsse und Gestaltungsmöglichkeiten. In: Linseisen, Elisabeth/Boßle, Michael (Hg.): *Aktuelle Pflege Themen lehren. Wissenschaftliche Praxis in der Pflegeausbildung*. Stuttgart: Lucius & Lucius (= Dimensionen sozialer Arbeit und der Pflege; 14), S. 143–161.
- Uzarewicz, Charlotte (2013c): Die Räumlichkeit des Sterbens. In: Becker, Heinz (Hg.): *Zugang zu Menschen. Angewandte Philosophie in zehn Berufsfeldern*. Originalausg. Freiburg i. Br., München: Alber, S. 201–223.
- Uzarewicz, Charlotte (2016): Kopfkissenperspektiven. Fragmente zum Raumerleben in Krankenhäusern und Heimen. Freiburg: K. Alber Verlag.
- Uzarewicz, Charlotte/Beer, Monika/Stark, Jessica (2012): Praktische Phänomenologie: Alt Bekanntes neu Sehen lernen - aber wie? In: Nauerth, Annette (Hg.): *Hochschuldidaktik in pflegerischen und therapeutischen Studiengängen. Beiträge zur Fachtagung am 19. Mai 2010 in Bielefeld*. Münster, Westf: Lit (= KomPASS; 4), S. 29–42.
- Uzarewicz, Charlotte/Uzarewicz, Michael (2005): Das Weite suchen. Einführung in eine phänomenologische Anthropologie für Pflege. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Uzarewicz, Charlotte/Uzarewicz, Michael (2008): Anthropologische Grundlagen und Menschenbilder in der Intensivpflege. In: Neander, Klaus-Dieter/Meyer, Gerhard (Hg.): *Handbuch der Intensivpflege. Pflegerische Praxis und medizinische Grundlagen : ein Lehr- und Arbeitsbuch für Mitarbeiter auf Intensivstationen*. Landsberg/Lech: Ecomed, S. 1–33.
- Uzarewicz, Michael (2011): Der Leib und die Grenzen der Gesellschaft. Eine neophänomenologische Soziologie des Transhumanen. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Vandahl, Cornelia et al. (2009): Optimale Beleuchtung bei Schichtarbeit. Literaturstudie. Dresden: BGAG-Inst. Arbeit und Gesundheit (= BGAG-Report; 2009,2).

- Walden, Rotraut (1995): Wohnung und Wohnumgebung. In: Keul, Alexander G. (Hg.): *Wohlbefinden in der Stadt. Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven*. Weinheim: Beltz (= Umweltpsychologie in Forschung und Praxis), S. 69–98.
- Walden, Rotraut/Borrelbach, Simone (2006): Schulen der Zukunft. Gestaltungsvorschläge der Architekturpsychologie. 3. Aufl. Heidelberg, Kröning: Asanger.
- Watzlawick, Paul (2006): Die erfundene Wirklichkeit: Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? München: Piper.
- Wellbery, David E. (2011): Der gestimmte Raum. Von der Stimmungsliryk zur absoluten Dichtung. In: Gisbertz, Anna-Katharina (Hg.): *Stimmung. Zur Wiederkehr einer ästhetischen Kategorie*. Paderborn: Fink, Wilhelm (= Einzeltitel Fink), S. 157–176.
- Welsch, Wolfgang (1991): Ästhetisches Denken. 2. Aufl. Stuttgart: P. Reclam (= Universal-Bibliothek; Nr. 8681 [3]).
- Welsh, Caroline (2011): Zur psychologischen Traditionslinie ästhetischer Stimmung zwischen Aufklärung und Moderne. In: Gisbertz, Anna-Katharina (Hg.): *Stimmung. Zur Wiederkehr einer ästhetischen Kategorie*. Paderborn: Fink, Wilhelm (= Einzeltitel Fink), S. 131–156.
- Werner, Heinz (1966): Intermodale Qualitäten (Synästhesien). In: Metzger, Wolfgang (Hg.): *Handbuch der Psychologie*. 1. Aufl. Göttingen: Hogrefe, S. 278–303.
- Wilhide, Elizabeth/Krabbe, Wiebke (2007): Leuchten, Licht, Effekte. Trends für dekorative Wohnerlebnisse. 1. Aufl. München: Dt. Verl.-Anst.
- Winter, von Maik Hans-Joachim (2008): Pflegeheime auf dem Weg zu Institutionen des Sterbens? In: G+G Wissenschaft 8, H. 4, S. 15–22.
- Wohler, Arnold (2010): Synästhesie als ein strukturbildendes Moment in der Kunst des 20. Jahrhunderts. Unter besonderer Berücksichtigung von Malerei und Musik. Münster [u.a]: Waxmann (= Internationale Hochschulschriften; 540).
- Wojtysiak, Andreas/Dieter, Lang (2010): Physiologische Grundlagen: Die Biologische Wirkung von Informationstransfer Stuttgart. In: Demenz Support Stuttgart Zentrum für Infomationstransfer (Hg.): *DeSSorientiert. Licht und Demenz*. Stuttgart: Demenz Support, S. 18–33.
- Wulf, Christoph/Suzuki, Shoko/Zirfas, Jörg (2011): Weihnachten in Deutschland. Einleitung. In: Wulf, Christoph (Hg.): *Das Glück der Familie. Ethnographische Studien in Deutschland und Japan*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 39–44.
- Zaborowski, Holger (2008): Zur Phänomenologie des Wohnens. In: Hasse, Jürgen (Hg.): *Die Stadt als Wohnraum*. Orig.-Ausg. Freiburg, Br, München: Alber, S. 180–208.

Zinn, Winfried (2009): Personengebundene Einflussfaktoren auf die Patientenzufriedenheit. Normierungsansätze einer stationären computergestützten Patientenzufriedenheitsmessung im deutschsprachigen Raum. Hochschule Weingarten. URL: <http://d-nb.info/1002072387/34> [Stand: 03. März 2017].

Zwimpfer, Moritz (2012): Licht und Farbe. Physik, Erscheinung, Wahrnehmung. Sulgen: Niggli.

11 Anlage: Grafische Darstellung der Situationstheorie nach Schmitz (eigene Darstellung)



Ehrenwörtliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Ich versichere, dass die vorliegende Arbeit bisher nicht veröffentlicht wurde und nicht bereits einmal an einer anderen Hochschule als Dissertation eingereicht wurde. Die eingereichte schriftliche Fassung entspricht der auf dem elektronischen Speichermedium (CD-Rom).

München, den 6. Juni 2017

Andreas Fraunhofer